Bor. 99n

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das Leben
Friedrich Wilhelms des Großen,
Kurfürsten von Brandenburg.

Nebst Andeutungen

über

die Idee und die spätere Geschichte des Preußischen Staats

vom Jahre 1688 bis 1814,

von

Franz Horn.

Berlin, 1814,
in der Maurerschen Buchhandlung,
Poststraße No. 29.

189. D.

Bor. 99 n

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

36

Seiner

Königlichen Hoheit

dem

Kronprinzen von Preußen

unterthänigst gewidmet

von

dem Verleger.

Dem Leser.

Wenn, nach dem alten Ausspruch, eine Vorrede die Geschichte des Buchs enthalten soll, so wird mir allerdings verstattet sein, hier zu erwähnen, daß schon im Frühling des Jahres 1803, da ich zum erstenmale nach Berlin kam, der Gedanke in mir rege wurde, einst meinen Fleiß und meine Kraft an die Lebensbeschreibung des großen Kurfürsten zu wenden. Ich will nicht verhehlen, daß mich unter allen Kunstwerken der schönen Königsstadt keines in so hohem Maaße ansprach, als jene herrliche Roßstatue auf der langen Brücke: und da ich sie gar häufig betrachtete und mich ihrer erfreuete, so schien es mir schon damals als müsse in der Seele des Helden, dessen edle und geistreiche Gesichtszüge und Körperbildung, die Mei-

sterhand eines Deutschen Künstlers der Nachwelt treu überliefert hat, ein noch reicherer Geist und eine noch tiefere Idee gewohnt haben, als die meisten Historiker, die des Kurfürsten Leben beschrieben oder wenigstens berührten, ihm beigelegt.

Was ich damals nur ahndete, bewährte sich in der Folge bei einem reiferen Studium der neueren Deutschen und Brandenburgischen Geschichte; aber es vergingen noch mehrere Jahre ehe ich an die eigentliche Ausarbeitung des Werkes selbst gelangen konnte. Ich habe mehrere Arbeiten meiner Vorgänger, wie es billig ist, benutzt, und ich nenne dankbar Puffendorf und König, die mir manche einzelne Data lieferten; aber in der Art, wie sie den Geist der Zeit und des Fürsten auffaßten, und in der Art, wie sie ihre historischen Compositionen bildeten, bin ich völlig abgewichen. So ist denn mein Buch ein ganz eigenes und für sich bestehendes geworden, und jedes Lob und jeder Tadel, die ihm gebracht werden dürften, treffen dasselbe allein.

Die Geschichte des Kurfürsten darzustellen ist ein Unternehmen von so großer Schwierig-

keit, daß in der That nur derjenige, der es selbst unternimmt, sich eine ganz vollständige Vorstellung davon zu machen im Stande ist. Die Deutsche und Brandenburgische Geschichte giebt gewissermaßen nur das Exoterische von ihm, und überläßt es dem Forscher, das innere Wesen und den Kern selbst zu finden. Auch der Fürst selbst sprach das Tiefste in ihm fast nie durch Worte, sondern nur durch Thaten aus, und es ist höchst bedeutend, daß wir von ihm fast gar keine Anekdoten und sogenannte Bonmots aufzuweisen haben. Nur wolle man darüber nicht so sehr klagen, wie Schrökh gethan hat. Erschwert hat der Kurfürst dadurch allerdings die Arbeit des Historikers; aber wer dürfte es wagen, darüber mit ihm zu rechten. Ein solcher müßte rechten mit der ganzen Zeit, die fast niemals Anekdoten aufschrieb.

Aber eben dieser auf gar mannigfache Weise erhöhten Schwierigkeiten wegen, darf ich auf die Nachsicht der Besseren rechnen, wenn Einzelnes in meinem Werk ihrem Wunsche nicht entspricht. Eine historische Composition kann sich dem Ideal immer nur nähern, aber

es nie erreichen, und wer die meinige weiter fördern will und kann, rechne auf meinen innigsten Dank. Eine ganz genügende Darstellung des Lebens Friedrich Wilhelms des Großen ist ein Werk, das den Deutschen und den Preußen durchaus nothwendig ist, und wer sie zu geben vermag, erfüllt eine heilige Pflicht wenn er sie giebt. Innig soll es mich erfreun, wenn eine solche auf mein Werk aufgeführt und durch dasselbe veranlaßt wird.

Was ich vermocht habe, gebe ich hier mit freundlicher Liebe und stiller Bescheidenheit. — Die Gegenwart ist Unternehmungen dieser Art günstig, denn so wie die große Zeit, in der wir leben, uns auffordert, uns mit erhobenem Gefühle ihrer zu erfreuen, so finden wir in ihr nicht minder oft eine dringende Veranlassung, zurück zu gehen in die frühere Vergangenheit, um klar zu erforschen, welch eine Bedeutung in ihr liege, und was sie auch für uns gethan habe. Hier nun versammeln sich die Preußen mit ganz besonderer Liebe um das Bild des Kurfürsten, dem selbst die Völker, die er besiegte, den Namen des Großen gaben. Ihn darzustellen, wie

er lebte und wirkte, wie er die Zeit ergriff und beherrschte, wie er kämpfte und siegte, wie er, durch eine stets fest gehaltene große Idee gekräftigt, jegliche Schwierigkeit überwand, und endlich das hohe Ziel erreichte, der Schöpfer eines ganz neuen Staates voll der tiefsten Bedeutung zu werden: das vollständig und genau, einfach und klar darzustellen, war mein Streben. Ich wünsche innig, daß es mir gelungen sein möge, dieses Werk einigermaßen würdig gemacht zu haben, ein freundliches Hausbuch der Kenner und Freunde der vaterländischen Geschichte und des wackern Volkes zu werden, daß ich vermocht haben möge, die leitende Idee richtig wieder zu geben, durch die uns die ganze Regierung des trefflichen Fürsten deutlich wird. Haben wir über diese erst Klarheit gewonnen, dann erhellet sich auch noch mehr die ganze große Gegenwart in allen ihren erfreulichen Beziehungen, und so war es natürlich, daß ich, nachdem ich die Geschichte des Kurfürsten beendet hatte, auch noch die Umrisse der spätern Geschichte Preußens zu entwerfen und des edlen Reiches Geist und Wesen in kurzen Andeutungen zu zeichnen

versuchte. Möge diesem Werke eine freundliche Theilnahme begegnen: dann ist mir der achtzehnmonatliche Fleiß, den ich ihm widmete, reichlich belohnt.

Berlin, am 10. Julius 1814.

Franz Horn.

Namen der Subscribenten.

	Exempl.
Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen	1 Velinp.
Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Wilhelm von Preußen	1 "
Ihro Königl. Hoheit die Prinzessin Charlotte von Preußen	3 Drckp.

A.

Academische Buchhandlung allhier	1 "
Herr Kaufmann Adam in Stolpe	1 "
" Cantor Alich in Zehdenick	1 "
" Oberförster Ancion in Beutel	1 "

B.

Herr Consul Bahn in Rügenwalde	1 Schrbp.
" Postsekretär J. G. Bäcker in Zehdenick	1 Drckp.
" Fr. G. L. Balde, Prediger in Schwante	1 "
" Baltz, Oberarzt bei der Königl. u. chirurg. Pepiniere	1 Schrbp.
" Kaufmann Bandemer in Rügenwalde	1 Drckp.
" Barth allhier	1 "
" Apotheker Bärwald allhier	1 "

	Exempl.
Herr Prediger Becker in Zeeskow bei Dyratz	1 Drckp.
" Prediger Becker in Rittermannshagen bei Malchin in Mecklenburg Schwerin	1 "
" Beer allhier	1 Schrbp.
Demoiselle Ida Belitz allhier	1 Drckp.
" Laura Belitz allhier	1 "
Herr Cantor Belling in Stolpe	1 Schrbp.
" Aug. Bender in Neusalz	1 Drckp.
Die Bibliothek der großen Nat. M. L. zu den 3 Weltkugeln allhier	1 Schrbp.
Herr Geh. Staatrath v. Bose hieselbst	1 "
" Obrist v. Both allhier	1 Drckp.
" Hofstaatssekretär Böttger hieselbst	1 Schrbp.
Ihro Hochgeborne Gnaden die Gräfin von Brandenburg hieselbst	1 "
Herr Regiments-Quartiermeister Brandt im ehemaligen Infanterieregim. v. Kalkreuth	1 Drckp.
" Professor Bucher hieselbst	1 "
" Oberamtmann Buchholz in Wasserburg	1 "
" Ober-Landesgerichts-Sekretär Buschius in Marienwerder	1 "
" Kreissteuer-Einnehmer Busse in Beeskow	1 "

C.

Herr Kaufmann Gustav Chemnitz hieselbst	1 "
" Geheime Staatsrath, Legationsrath und Präsident le Coq hieselbst	1 Schrbp.
Creutzsche Buchhandlung in Magdeburg	3 Drckp.
Herr Apotheker Crusius in Potsdam	1 "

D.

Herr v. Dannfeld, Königl. Schwed. Obrister in Stockholm	1 Schrbp.
" Capitain v. Delius hieselbst	1 Drckp.
" Geh. Ober-Justizrath Diederichs allhier	1 "
" E. W. Dirksen in Danzig	1 "
" Dittmann allhier	1 "
" Cammergerichtssekretär Dunker hieselbst	1 "
" Kaufmann Dyonisius allhier	1 "

E.

Herr Prediger Eccius in Letschin	1 "
" Prediger Erdmann, in Germendorf	1 "
" Superintendent Ewald in Rathenau	1 "

Exempl.

F.

Herr Felgentreben, Rector und dritter Prediger in Bernau — 1 Drckp.
= Professor Fischer allhier — 1 =
= Fischer, Färber in Rügenwalde — 1 =
= Superintendent Freyschmidt in Stolpe — 1 =

G.

Herr Lieutenant v. Gansaugen in Cörlin in Pommern — 1 =
= Amtmann Gebhardi im Adl. Guth Borken bei Johannisburg in Ostpreußen — 1 =
= General-Staabs-Chirurgus Dr. Görcke hies. — 1 Schrbp.
= Professor Graßhoff, Director des Taubstummeninstitut allhier — 1 Drckp.
= Grauenhorst in Rathenau — 1 =
= Graf v. d. Gröben hieselbst — 1 Schrbp.
= Pletz v. d. Gröben in Frankfurt a. d. O. — 1 =
= Gröger in Benshagen — 1 Drckp.
= Gröger in Weidenhausen bei Cassel — 1 =
= Candidat Grützmacher in Glien — 1 =
= Gubler, Gärtner allhier — 1 =
= Kaufmann u. Senator Gützlaff in Stolpe — 1 =
Das Berlin. Köllnische Gymnasium allhier — 1 =

H.

Herr Ludw. Haase Seifensieder allhier — 1 =
= Professor Habermaß allhier — 1 =
= Prediger Hahn in Wriezen — 1 =
= Propst Hanstein hieselbst — 1 Schrbp.
= Kaufmann Hartmann allhier — 1 =
= Professor Hartung allhier — 1 Drckp.
= Conducteur Hegenberg in Neusalz — 1 =
= Prediger Heine in Wriezen — 1 =
= Justizamtmann Henning in Rügenwalde — 1 =
= Geh. Rath Dr. Hermbstädt allhier — 1 =
= Buchbinder Hindenberg in Anclam — 1 =
= Hippefeld in Weidenhausen bei Cassel — 1 =
= Eduard v. Hobe allhier — 1 =
= Actuarius Hoffmann in Wollust — 1 =
= Sindicus Holm in Anclam — 1 =

J.

Herr General-Rendant Jung allhier — 1 =

Exempl.

K.

Herr Graf v. Kalkreuth, Königl. Obrist der Cavallerie allhier 1 Velinp.
= General-Feldmarschall v. Kalkreuth allhier 1 Schrbp.
= Collaborator Kanzler allhier 1 Drckp.
= Kießmann, Herzogl. Warschauer Postsekretör zu Gembin 1 =
= Ober-Medizinalrath Dr. Klaproth allhier 1 =
= Postsekretär Kleinberg in Soldin 1 =
= Major und Postmeister v. Kleist in Stolpe 1 =
= Eduard Kley hieselbst 1 =
Die v. Kneſebeckſche Familien-Bibliothek in Tilſen bei Salzwedel 1 Velinp.
= Kaufmann Knößelein in Rügenwalde 1 Drckp.
= Kammergerichts Referendarius Koch allhier 1 =
Sr. Excellenz der Generallieutenant v. Köckritz hies. 1 =
Herr Accise- u. Zollrath Köhler in Stolpe 1 =
= Candidat Körner allhier 1 =
= Forstinspector Krause in Wüdicke b. Rathenau 1 Velinp.
= Senator Kutscher in Rügenwalde 1 Drckp.
= Amtsrath Kutscher in Stolpe 1 =

L.

Herr Geh. Staatsrath Labaye allhier 1 =
= Tonkünstler Lauska hieselbst 1 =
= Oberamtmann Lehmann in Wolluſt 1 =
= Registratur-Assistent Leitner allhier 1 =
= Rector Lerepge in Seelow 1 =
= J. N. Limann hieselbst 1 =
= Tribunals-Procurator Litzmann in Salzwedel in der Altmark 1 =
= Löchel, Lehrer an der Schule zu Zehdenick 1 =
= Amtmann Löfler in Letschin 1 =
= Luck in Rathenau 1 =
= Apotheker Luhme in Beeskow 1 =

M.

Herr v. Mauderode, Rendant hieselbst 1 Schrbp.
= Stadtrath Fr. Maurer allhier 1 Velinp.
= Justizamtmann Mischell in Johannisburg 1 Drckp.
= Superintendent Müller in Zehdenick 1 =
Myliusſche Buchhandlung hieselbst 1 =

N.

Herr Geh. Staatsrath Nagler hieselbst 1 =
= Prediger Nikolai, in Bölzow 1 =
= Nüske, Particulier hieselbst 1 =

Exempl

O.

Herr Ludwig Oehmigke allhier	1 Drckp.
" Baron von Ompteda, Chur=Hannöverischer Gesandter hieselbst	2 Schrbp.

P.

Herr Prediger Parisius in Schönermark	1 Drckp.
" Kaufmann Pabst hieselbst	1 "
" J. Chr. Fr. Peterßenn, Königl. Preuß. Post=Commissarius in Camin	1 "
" Pietsch allhier	1 "
" v. Pirch in Rügenwalde	1 "
" Dechant Freiherr von und zum Pölz zu Söst in der Grafschaft Mark	1 "
" Prediger Puls in Wansdorf u. Perwenitz	1 "

Q.

Frau Charlotte v. Quast auf Radensleben	1 Schrbp.

R.

Herr Amts=Assistent Rehfeld in Kienitz	1 Drckp.
Madame Reimann allhier	1 "
Herr v. Restorff, Staabs=Capitain und Adjutant des Generals Hrn. v. Brauchitsch hieselbst	1 Schrbp.
" Stadtrath Richter allhier	1 Drckp.
" J. G. Richter, Subconrector in Neusalz	1 "
" Kaufmann Riensberg in Rügenwalde	1 "
" Superintendent Riemschneider in Wriezen	1 "
" Staatsrath Rosenstiel	1 "

S.

Herr Kaufmann Sasse hieselbst	1 "
" Gerichtsschulze Scharwenka in Letschin	1 "
" Ober=Hofmeister v. Schilden	1 "
" Geh. Registrator Schmekel allhier	1 Schrbp.
Madame Schmidt hieselbst	1 Drckp.
Herr Bau=Inspector Schmidt in Zehdenick	1 "
" J. C. F. Schröder, Gürtlermeister allhier	1 "
" Kaufmann Schürmann in Rügenwalde	1 "
" Prediger Schwiening in Zehdenick	1 "
" Senator Seckt in Prenzlow	1 "
" G. W. Seiler in Wansdorf	1 "
" F. S. Seydel in Grünberg	1 Schrbp.
" Kammergerichtsrath Sietze allhier	1 Drckp.
" " " Skalley	1 "
" Dr. Sonnenburg in Stolpe	1 "
" Prediger Spillner in Pessin	1 "

	Exempl.
Fräulein v. Stein allhier	1 Drckp.
Herr Postcommissarius Stiebler in Neustettin	1 =
= Straube, music. Instrumentenmacher	1 =
= Justizrath Strölow in Stolpe	1 =
= Stümer, Königl. Sänger hieselbst	1 =
= Stüve, dritter Lehrer an der Stadtschule in Rügenwalde	1 =
= Staatsrath Süvern allhier	1 =

T.

Herr F. A. Tägener Seifensiedermst. in Fürstenwalde	1 Schrbp.
= Kriegsrath Thym hieselbst	1 Drckp.

U.

Herr Buchhändler Unzer in Königsberg in Preußen	1 =

V.

Herr Polizei=Director Vater in Glaz	1 =
= Staatsrath Villaume allhier	1 Schrbp.
= Stadtrichter Vollmar in Liebenau b. Schwiebus	1 Drckp.

W.

Herr Obrist v. Wahlen=Jurgas in Fürstenwalde	1 Schrbp.
= E. C. G. Weber allhier	1 Drckp.
= Weber allhier	1 =
= Wachtmeister Wende in Neustettin	1 =
= Schneidermeister Wendorff allhier	1 =
= Kämmerer Wetzel in Rügenwalde	1 =
Demoiselle Lina Weymann	1 =
Herr Hauptmann v. Weyrach allhier	1 =
= Justizrath Wiese in Rathenau	1 =
Fräulein von Wildermeth, Gouvernante der Prinzessin Charlotte von Preußen, Königl. Hoheit	1 =
= Privatschreiber Wimmer in Rathenau	1 =
= Winzer in Wansdorf	1 =
= Obristlieutenant und Kreisbrigadier v. Wolfradt in Marienburg	1 =
= Kreisrichter Wolfram in M. Friedland	1 Schrbp.

Z.

Herr Kammerger. Referendarius Zander allhier	1 Drckp.
= Director Zeune allhier	1 =

Ein=

Einleitendes Wort.

Wenn die Mitwelt, geblendet oder verschüchtert, auch wohl solchen Fürsten den Beinamen der Großen gegeben, die dessen in der That nicht würdig waren, so hat die Nachwelt gar bald das Wort ausgelöscht, und es ist dann nicht weiter davon die Rede gewesen. Nicht also ist es bewandt mit dem Heldenfürsten, dessen Leben wir hier, nach Vermögen, zu beschreiben unternommen haben. Die Mitwelt hat ihn geliebt und geehrt, aber ihn ganz zu begreifen vermochte sie nicht, da die vollständige Bedeutung seiner langen Wirksamkeit sich erst im Laufe späterer Zeiträume offenbarte. Wohl sprach auch die Mitwelt den Namen des Großen bei dem seinigen aus, aber die Nachwelt hat das Wort geprüft und in aller Beziehung bewährt gefunden, dergestalt, daß selbst die bessern Feinde sich im Innersten genöthigt sahen, das Rechte einzuräumen, und, während sie solches fanden, aufhörten Feinde zu sein.

Unser gemeinsames herrliches Deutsches Vaterland war, nachdem es den höchsten Gipfel kriegerischen Ruhmes und großartiger Freiheit erreicht hatte, plötzlich von innen heraus durch den Kampf um das Allerheiligste gefaßt und erschüttert worden. Luther hatte in seiner starken Brust Beruf gefühlt, jenes Heilige zu schützen vor der Gewalt der Menschen; er hatte Blitzstralen angefaßt, aber es war ein Höherer mit ihm, daß er es vermochte. Allein wie das Feuer nicht bloß erwärmt, sondern auch verzehrende Gewalt hat, so war es auch mit dem, das er in die Gemüther warf. Während ein Theil der Deutschen ihn für den Gottesmann erkannte, der die hohe Christuslehre in ihrer wahrhaftigen alten Reinheit wieder hinzustellen strebte, sah ein großer anderer Theil in ihm nur den irrenden Neuerer, der mit gewaltiger und frecher Hand die Säulen des Tempels zu erschüttern drohte, und dem deshalb ein unbedingter Haß begegnen müsse. Ee selbst hatte voraus gesehen, daß das so kommen müsse, und der irdische Mensch in ihm war erschreckt worden vor dem Gedanken, daß seine Worte wohl gar blutigen Zwist im Vaterlande veranlassen könnten; aber er hatte ja das Werk nicht aus eigener Macht unternommen, sondern ein Höherer war, der ihn nöthigte. Das tröstete ihn und das soll auch uns trösten, wenn wir die Geschichte der damaligen Zeit lesen, wenn uns Getrenntheit, Mißtrauen und Haß begegnet, da wo sonst friedliche Einigkeit und gemeinsames Zusammenwirken den erfreulichsten Anblick darbot.

Zwar war der erste Krieg nach Luthers Tode, zwi-

schen den Protestanten und Katholiken, durch den Augsburger Religionsfrieden (1555) geendigt worden, aber die Ruhe, welche folgte, war nur scheinbar und äußerlich, und eben deshalb gefährlicher als selbst ein langer, dauernder, mit redlicher Oeffentlichkeit geführter Krieg jemals werden kann. Es sollten noch manche Jahrzehnte vergehen, ehe das lang verborgene Feuer, im Stillen desto tiefer wirkend, sich Luft und Bahn machte; aber eben in dieser langen Zeit konnten sich die Verständigeren, denen ein scheinbar ruhiger Augenblick nicht genügte, um so lebhafter überzeugen, daß hier von einem Streit die Rede sey, der gewissermaßen nie endigen könnte, weil er auf der innersten Gemüthsüberzeugung ruhete.

So begann denn jener Krieg der dreißig Jahre, mit allen Schrecknissen, wie sie nur jemals einen Völkerkampf begleiten konnten. Aber wir vermögen über all den großen Verlust, über alle die fast endlose Verwüstung, welche Deutschland erlitt, uns zu beruhigen, so lange wir sehen, daß nur Deutsche ihn führen, aus eigner Kraft und Freiheit, um geltend zu machen, was sie innerlich als vollendet wahr und nothwendig anerkannten. Doch wir werden schmerzlich verletzt, wenn wir sehen müssen, daß nur zu bald Fremdlinge sich in das große Spiel mischen, und schlau benutzend die für den Moment erschöpfte Kraft der glaubensmuthigen Deutschen, bei dem endlichen Frieden in allen äußerlichen politischen Beziehungen vorschrieben, was nimmer hätte vorgeschrieben werden dürfen.

In einer solchen beispiellos trüben Zeit trat Friedrich Wilhelm auf, und er fühlte tiefer als irgend ein anderer die ganze unsägliche Last, von der sein Vaterland gedrückt wurde. Aber er gab sich nicht hin einem beschaulich unthätigen Schmerze, sondern fing damit an, zu retten was noch zu retten war. Damit nicht zufrieden, schuf er endlich das Neue, welches erschaffen werden mußte, wenn nicht der ganze durch ein Menschenalter hindurch wüthende Kampf fruchtlos seyn sollte. Nur auf dem Pergament, das den Friedensschluß enthielt, war dem Protestantismus und der geistigen Freiheit die Existenz versichert worden; aber Buchstaben verlöschen, wenn nicht ihr Geist geschützt wird, und wenn nicht die Anhänger dieses Geistes ein großes sichtbares Panier haben, um das sie sich versammeln. Es bedurfte eines durchaus neuen, mächtigen Staats, um dem Protestantismus einen erhabenen Strebepfeiler zu geben, einer schützenden Säule, an die man sich gern und vertrauend schließen mag. Diese Idee erfassend, ging Friedrich Wilhelm muthig an das Werk, und erschuf den neuen Staat, dessen innere und äußere Nothwendigkeit er deutlich eingesehen hatte. Wie er errang, seinem edlen Willen That und Wirklichkeit zu geben, möge dieses Buch in Einfachheit erzählen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

§. 1.

Friedrich Wilhelm wurde geboren zu Cöln an der Spree am 6. Februar 1620, zu einer Zeit, wo sein Vater, der Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg, sich in Preußen aufhielt. Im fünften Jahre seines Alters wurde ihm Johann von der Borch zum Hofmeister gegeben, der auch Georg Wilhelms Jugend geleitet hatte. Da aber dieser Lehrer das Amt eines Landdrosten von Ravensberg erhielt, so wurde an seine Stelle Johann Friedrich Kalkhun, genannt Leuchtmar, gewählt, welchem der geheime Sekretär Jakob Müller untergeordnet war, um den Prinzen in Sprachen und Wissenschaften zu unterrichten. Da aber damals die Mark von kaiserlichen Truppen besetzt und nicht selten mit gesetzloser Willkühr behandelt wurde, so fand es der Kurfürst zweckmäßig, seinen Sohn im Jahr 1627 nach Cüstrin zu senden, damit die Festigkeit des Orts ihn schütze.

Hier entwickelten sich manche Fähigkeiten seines Geistes, der sich stets begiebiger zeigte nach tieferem Wissen. Man war eifrig bemüht, den Knaben schon jetzt in die Sittenlehre einzuführen, und die Gefühle der Religion in ihm zu wecken, und man beauftragte die Professoren zu Frankfurt, wechselsweise alle Sonntage nach Cüstrin zu reisen, um vor ihm zu predigen. Möge auch manches in diesen Vorträgen bei dem noch Unerwachsenen wirkungslos vorübergegangen sein, so ward dennoch ein gewisser tieferer Ernst in ihm rege, und was in früheren Jahren seine Großmutter Anna, die Wittwe des Kurfürsten Johann Sigismund, ihm von göttlichen Dingen in fromm einfältiger Rede vorerzählt hatte, stellte sich ihm hier doch wenigstens zum Theil in einem näheren Zusammenhange dar. Mehr indeß als Lehre und Unterricht wirkte wohl in dieser Hinsicht die gefahrvolle Zeit, in die seine Jugend fiel: bedeutsam mahnend, nicht abhängig zu sein von den ewig wankenden irdischen Dingen, sondern den Geist zu richten auf das Höhere und Bleibende.

§. 2.

Während man so für die Bildung seines Geistes bemüht war, vergaß man auch nicht, durch Uebungen von mancherlei Art seinem Körper Stärke und Gewandtheit zu geben, damit der Fürst einst mit desto größerer Sicherheit der rauhen Zeit begegnen könne.

Nicht lange darauf gesellte sich zu dem alten Unglücke der Mark auch noch ein neues, eine bösartige

ansteckende Krankheit. Um derselben auszuweichen, sandte man den Prinzen zum Herzoge Bogislav von Pommern nach Stettin, wo sich der feurig rasche Knabe die besondere Liebe des gutmüthig sanften Greises erwarb. Von dieser Zeit her stammt bei ihm das große Wohlgefallen an der Stadt Stettin, nach deren ruhigem Besitze er, wiewohl vergeblich, sein ganzes Leben hindurch strebte. Auch in Wolgast war er nicht selten, um seine Tante die Königin Maria Eleonore von Schweden zu besuchen; doch wichtiger muß es scheinen, daß er sich auch im Jahr 1633 dahin begab, lediglich um die Leiche seines großen Oheims Gustav Adolph zu sehen. Wohl schweigt die Geschichte von den Gefühlen, die bei dem Anblick derselben in Friedrich Wilhelm rege wurden, und von den Gelübden, die er sich damals selbst that; doch sein Leben und dessen ganze Bedeutung verkündet sie desto entschiedener.

§. 3.

Im folgenden Jahre 1634 machte der Prinz in Gesellschaft seines Hofmeisters eine Reise nach Holland, wo er sich zum Manne bilden sollte. In Leyden, wo er einige Zeit zu bleiben beschloß, legte er sich mit besonderem Eifer auf die neuere Geschichte, schon damals zeigend, daß ihn das für den Moment Nützliche und Dringende am meisten anziehe. So lernte er klar sehen in den Verhältnissen des damaligen Europa, und in den täglichen Besuchen der angesehensten Männer der Stadt, bildete sich in ihm jene Vielseitigkeit und Beweglichkeit

des Geistes, die ihn stets jeden vortheilhaften Moment rasch erfassen und benutzen ließ. Leider vertrieb ihn nur zu bald die ausbrechende Pest aus diesem stillen Sitze der Wissenschaften. Leuchtmar wählte das kleine Arnheim, eine Stadt in Geldern, für ihn zum Aufenthalte, und obwohl schon im nächsten Jahre das glänzende Haag von allen ansteckenden Krankheiten wieder befreit worden war, so wollte ihn dennoch der ernste Lehrer nicht dahin führen, weil er besorgte, es möchte jener an den mannichfaltigsten Vergnügungen überreiche Ort, den Jüngling zu sehr zerstreuen und in seine Wirbel ziehen. Hier setzte er die Uebungen des Geistes und des Körpers fort, machte sich bekannt mit dem Kunstfleiße der Holländer, und war häufig in dem nahen Lager des Statthalters Heinrich Friedrich, welcher gerade damals mit der Wiedereroberung der Festung Schenkenschanz beschäftigt war, die ihm die Spanier entrissen hatten. Den Krieg sehend lernte er ihn. Zu Arnheim schloß er auch eine nähere Bekanntschaft mit den Brüdern Wilhelm und Moritz von Nassau, und dem Grafen Heinrich von Berg, Männern, deren Kriegserfahrenheit er bald zu der seinigen zu machen suchte. Er lernte die Verhältnisse der europäischen Staaten verstehen, und er ahndete die Bedeutung der Zeit, für die er bestimmt war. Von allem Wichtigem, was er gehört und gesehen, gab er seinem Vater regelmäßig schriftliche Nachricht, und er wurde sich selbst klar in der treuen Darstellung dessen, was er als entschieden erkannt hatte.

§. 4.

Doch auch nach Arnheim drang jetzt die Pest, und zwang ihn, diesen Ort zu verlassen. Man hielt ihn jetzt für reif genug, um mit ihm nach dem Haag zu gehen, wo an dem glänzenden Hofe des Prinzen von Oranien, in der Umgebung von bedeutenden Männern aus den verschiedensten Theilen von Europa, sich sein Gesichtskreis erweiterte. Doch seiner Sittlichkeit sollte hier Gefahr drohen. Er ward in die sogenannten Mitternachtsgesellschaften eingeführt, die damals häufig von leicht gesinnten Menschen, die nur den Genuß des Augenblicks wollten, in Haag gehalten wurden. Diese Zirkel waren um so gefährlicher, da die Unsittlichkeit hier in der Gestalt des fröhlichen Muthwillens, und die Sünde unter der nachgeahmten Form der Schönheit erschien. Auch Friedrich Wilhelm gefiel sich hier, bis er endlich den angelegten Verführungsplan durchschaute. Tief verletzt, und mit schöner jugendlicher Uebertreibung der Gefahr, glaubte er sich in Haag nicht länger mehr sicher, und, der sonst nimmer floh, floh jetzt in schaamhafter Eile aus der Stadt, die er nicht mehr liebte, in das Lager des Statthalters vor Breda, innig erfreut, nun wieder unter einfach ernste Männer und wackere Krieger zu kommen. Der Fürst wandte sich bewundernd zu ihm, und sagte: „Vetter, Eure Flucht beweist mehr Heldenmuth, als wenn ich Breda eroberte. Wer schon so früh sich selbst zu überwinden weiß, dem wird das Große stets gelingen.“ — Oft, und in späten Jahren

noch gestand der Kurfürst, wie tief die wenigen Worte auf ihn eingewirkt.

§. 5.

Während dessen war der Prinz bei seinem Vater verläumdet worden, er stehe im Begriff, die Regierung der Clevischen Länder noch bei Lebzeiten Georg Wilhelms an sich zu reißen, und, um sich in ganzer Selbstständigkeit zu zeigen, eine Prinzessin von der Pfalz zu ehelichen. Der Graf von Schwarzenberg, der seinen bedeutenden Einfluß bei dem Kurfürsten nicht selten zu Gunsten des Kaisers anwendete, schlug vor, den Prinzen nach Wien reisen zu lassen, um die Verhältnisse zwischen Oestreich und Brandenburg desto genauer zu fassen und enger zu ziehen. Doch die Kurfürstin ahndete mit Recht Gefahr bei einer solchen Reise, und hintertrieb sie, da schon ihr Gemahl darein gewilligt hatte.

Friedrich Wilhelm, der den ganzen Nutzen seines Aufenthalts in den Niederlanden wohl erkannte, setzte den Mahnungen zur Rückreise die innigsten Bitten entgegen, ja selbst die Clevischen und Holländischen Stände, die ohne Zweifel schon damals den Werth des Prinzen ahndeten, fanden sein Gesuch wichtig genug, um es mit Eifer zu unterstützen. Nun mußte der Vater nachgeben, doch neue Verläumdungen, die jetzt noch leichteren Eingang zu finden schienen, entfremdeten sein Herz nach und nach von dem Sohne. Als dies der Prinz bemerkte, setzte er jede andere Neigung und wissenschaft-

liche Beziehung bei Seite, und trat schnell die Rückreise nach Berlin an, wo er im Jahr 1638 anlangte. Es glückte ihm hier bald, das gute alte Vernehmen mit dem Vater wieder herzustellen; sonst aber fand er hier mannigfaltige Nachstellungen. Mörder (so erzählt man) lauerten auf ihn hinter Gebüschen, und schlichen sich in sein Schlafzimmer; doch stets vereitelte entweder ein glücklicher Zufall, oder die Geistesgegenwart des Prinzen diese frevelhaften Unternehmungen. Mit gerechtem Mistrauen und in sich selbst zurückgezogen, schlug er jede Einladung zu den Festen aus, die der Graf von Schwarzenberg ihm zu Ehren anstellen wollte, doch endlich zwang ihn ein ausdrücklicher Befehl des Vaters, einem Gastmahle desselben beizuwohnen. Eine plötzliche Krankheit war die Folge davon, und man ahndete, daß der Graf ihm Gift beigebracht habe; doch die jugendlich starke Natur und die Geschicklichkeit des Leibarztes Martin Wiese, retteten ein Leben, das seinen Unterthanen einst noch so theuer werden sollte. Bald darauf verließ der Kurfürst mit seinem Sohne die verarmte Mark und begab sich nach Preußen, wo ihn am 21. November 1640 ein hitziges Fieber wegraffte. Er starb in dem Schlosse zu Königsberg, im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters, in den Armen seines Sohnes.

§. 6.

Es ist von den meisten Geschichtschreibern über Georg Wilhelm mit besonderer Misbilligung, ja nicht selten mit eifrigem Hasse, geurtheilt worden, und es

kann allerdings scheinen, als verdiene seine Regierung nur Misbilligung: denn während seines ein und zwanzigjährigen Herrscheramtes genossen die ihm unterworfenen Länder auch nicht des kleinsten glücklichen Zeitraums. Betrachten wir ihn indeß ohne vorgefaßte Meinung, so finden wir in ihm einen gutmüthigen, nicht ununterrichteten, milden Fürsten, der stets das Beste wollte, in so weit er es erkannte. Im Anfange seiner Regierung ergriff er mit Besonnenheit die Parthei des Kaisers, an den ihn die Reichspflicht und die alte gewohnte Ehrfurcht schloß, die man für das Haupt der christlichen Fürsten empfinden mußte. Späterhin gab er Gustav Adolphs Planen nach, ohne dessen Sache zu lieben. Er wollte auch daneben die Sache des Kaisers behaupten, und wurde dadurch äußerlich zweideutig und innerlich unsicher und zerrissen. Es besteht deshalb das Urtheil, welches ihm die gerechte Geschichte sprechen darf und sprechen muß, darin, daß er der ungeheuern Zeit, in die seine Regierung fiel, durchaus nicht gewachsen war, und daß manche einzelne löbliche Eigenschaften in ihm, den Mangel eines entschiedenen und beharrlichen Wollens nicht ersetzen konnten. Rings um ihn her war das Elend des Krieges in den schauderhaftesten Gestalten, oft versuchte er ihm zu wehren, aber immer vergeblich, denn er ergriff nur halbe Maaßregeln, die nimmer helfen können, am wenigsten aber dann, wenn eine neue Zeit sich kräftig gestalten will: wobei man indessen die Frage nicht vergessen wolle, ob wohl außer Ferdinand dem Zweiten und Gustav Adolph, irgend ein Fürst

der damaligen Zeit, die Zeit selbst ganz begriff und ihr gewachsen war.

§. 7.

In spätern Jahren scheint er selbst kaum mehr Hülfe in sich selbst auch nur gesucht zu haben, und seltsam wechselte dann schwermüthiges Hinstarren mit geräuschvollem Haschen nach Genuß in ihm ab.

Außer jenem allgemeinen Vorwurf lastet aber noch ein zweiter und besonderer auf ihm: Das unbedingte Vertrauen zu dem Grafen Adam von Schwarzenberg, der dieses Vertrauens allerdings nicht würdig war. Es ist über diesen ersten Minister des Kurfürsten so sehr viel gesprochen und geschrieben worden, daß hier nur wenige Worte genügen mögen, bei denen indeß wieder jene Mäßigung walten soll, ohne die keine historische Darstellung irgend einigen Werth haben kann.

§. 8.

Der Freiherr Adolph von Schwarzenberg, Oestreichischer Feldherr, hatte im Jahr 1598 die Festung Raab durch Muth und Geschicklichkeit den Türken abgenommen und erhielt dafür den Grafentitel, verlor aber zwei Jahre darauf, als er die feste Stadt Papa belagerte, das Leben. Der Wiener Hof übertrug die Gunst, in welcher der Vater gestanden, jetzt auf den Sohn, Adam, der nun auch zu dem Besitze eines sehr ansehnlichen Vermögens gelangte. Er ward als kaiserlicher Rath nach Cleve gesandt, um daselbst das Interesse des Oestreichi-

schen Hauses wahrzunehmen. Hier lernte ihn der noch unreife Georg Wilhelm kennen, und diese Bekanntschaft entschied für sein ganzes Leben. Er war durch ihn so angezogen und gefesselt worden, daß er niemals wieder von ihm ablassen konnte. Als er die Regierung angetreten, nahm er ihn sogleich in seine Dienste und weder die Verschiedenheit der Religion, noch der seltsame und entscheidende Umstand, daß Schwarzenberg auch die Dienste des Kaisers beibehalten wollte, konnten den Kurfürsten von seinem verkehrten Plane abbringen. Ja, er bat sogar, als jener, um ihn noch mehr zu reizen, einige Schwierigkeiten äußerte, den Kaiser ausdrücklich um die Erlaubniß, die dieser denn auch gar gern ertheilte. Schnell bestieg jetzt Schwarzenberg eine Würde nach der andern, die nur ein Fürst ertheilen kann. Er ward zuerst Statthalter in Cleve, Gesandter in Holland, Geheimerath und Oberkämmerer, dann Geheimerathsdirector, Statthalter der Kurmark und Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen, so daß gewissermaßen jede Gewalt, die nur das Eigenthum des Fürsten selbst sein sollte, in seinen Händen sich befand. Damit endlich kein Geschenk zurückbliebe, so ward ihm auch ein solches, das nur wider die Ordnung ihm ertheilt werden konnte, und 1625 sah sich der katholische Graf zum Heermeister der Johanniterritter in Sonnenburg ernannt, wobei eine der ersten Ordensregeln umgangen und verletzt wurde.

§. 9.

Aber nicht bloß die Macht, über die den Kurfürsten seine unbegränzte Neigung für den Liebling noch vielleicht hätte täuschen können, sondern auch der Name der höchsten Gewalt, wenigstens der der Mitregentschaft in den meisten Beziehungen, ward dem Minister zu Theil. Denn nicht genug, daß sämmtliche bedeutende Stellen im Lande durch ihn vergeben wurden, so schwur man auch größtentheils in seine Hände, und auf seinen Namen, und der Titel „kurfürstlich Brandenburgische und gräflich Schwarzenbergische Räthe" wurde nicht selten vereint gegeben und öffentlich vernommen. Wie nun Schwarzenberg die Statthalterschaft in der Mark verwaltet habe, ist durch die Erwägung des fast beispiellosen Umstandes, daß er in der That zwei Herren diente, leicht zu erkennen, wozu noch wohl berechnet werden möge, daß er, beiden dienend, beide beherrschte. Mit ruhigem Uebermuth verschmähete er jede Verstellung, zu der ihn eine solche Lage wohl hätte veranlassen können, und im Jahre 1637 ging er in der Offenheit so weit, daß er die Brandenburgischen Truppen auf das innigste vereint mit den Oestreichischen, nicht bloß die Pflichttreue gegen den Kurfürsten, sondern auch unmittelbaren Gehorsam gegen den Kaiser beschwören ließ,

§. 10.

Es ist entschieden, daß Georg Wilhelm fast jeden Schritt des Grafen kannte und billigte, und daß seine Zuneigung für ihn, auch in den letzten Jahren seines Lebens,

eher noch zunahm als sich verminderte. Das Vertrauen zu ihm ging so ungemein weit, daß er noch vor der letzten mit dem Kurprinzen unternommenen Reise, eine Menge eigenhändiger Unterschriften und Vollmachten (Blankets) für S. zurückließ, um sich ihrer nach Gefallen zu bedienen. Bis dahin trifft den Grafen wenigstens nicht das Verbrechen heimlicher Ueberlistung und willkührlicher Umgehung der kurfürstlichen Gewalt, denn ohne geheimnißvolle Verschleierung gab er sich mit unmäßigem Stolz für den, der er war.

§. 11.

Doch die Historiker, oder wenigstens ein Theil derselben haben noch höhere Sünden auf ihn geladen. Er haßte den Kurprinzen und suchte ihn auf alle mögliche Weise aus dem Wege zu räumen, ja er ging in seinen frevelntlichen Gedanken so weit, den Kurhut selbst auf sein eigenes Haupt setzen zu wollen. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde Friedrich Wilhelm nach Holland gesandt, damit der funfzehnjährige Jüngling auf der unruhvollen Reise dahin sein Ende finde. Aber er langte, wie bekannt, und wie auch wohl vorherzusehen war, glücklich daselbst an, und reifte dort zum Manne. Jetzt ging Schwarzenberg in seinen Planen weiter, und veranstaltetete jene Verführungsplane, um des Prinzen geistige und körperliche Kräfte durch Ausschweifungen zu untergraben. Da auch dies mislang, so sollte das freundschaftliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn gestört werden. Die schnelle Rückreise des Prinzen vereitelte

eitelte auch diesen bösen Willen, und nun mußte Schwarzenberg Meuchelmörder dingen und Giftmischerei treiben. Also diejenigen Erzähler, die, in der Lust am Grellen, sich gewöhnlich in jeder Periode der Geschichte irgend eine Person auswählen, die als vollendeter Bösewicht mit hinlänglichen Warnungstafeln versehen, aufgestellt werden kann.

§. 12.

In der That ruht auf Schwarzenberg schon so viel, das ihm die Abneigung jedes Brandenburgischen Lesers zuziehen muß, daß es eben nicht nöthig ist, und auch wohl nicht billig scheint, durch mühsam zusammengereihte Vorwürfe jenes Gefühl noch zu vermehren. Die Geschichte pflegt die Charaktere nicht so zu bilden, und die Begebenheiten nicht so zusammen zu stellen, wie sie ein ungeübter, auf das Grelle und Ungeheure ausgehender Romandichter zu seinem Zwecke gebraucht. Schwarzenberg ist nicht frei zu sprechen, daß er dem Kurprinzen abgeneigt gewesen, daß er Uneinigkeit zwischen Vater und Sohn zu stiften gesucht habe, auch mag er innerlich wohl den Tod eines Jünglings gewünscht haben, den er mit ahndungsvoller Seele als ein bedeutendes Hemmniß der Macht seines Kaisers bekämpfte; aber die gedungenen Mörder und die Giftmischerei scheinen denn doch hinweg zu fallen. Vorwürfe von so ungeheuerem Gewicht, wie diese, sollten nie ohne Beweise stehen, und diese fehlen wirklich, ja man könnte behaupten, es fänden sich Beweise für das Gegentheil. Nach jenen mis-

glückten Mordanschlägen, nach jenem Gastmahl, wo dem Prinzen das Gift gereicht sein sollte (es war am 18. Jun. 1638), lebte Georg Wilhelm noch zwei Jahre und fünf Monat, und wir find.n nicht, daß seine Liebe für den Grafen sich in dieser ganzen Zeit vermindert habe. Es ist unmöglich, daß er hiebei allein sollte der Unwissende gewesen sein, oder daß er auch nur einen leisen Verdacht in einer so schauderhaften Angelegenheit nicht sollte mit Eifer verfolgt haben, um zur Gewißheit zu gelangen. Oder wollte man sich im Ernst überreden, der Vater habe den Mordanschlag gegen seinen Sohn gewußt, und dennoch fortgefahren, den Urheber jenes Verbrechens zu lieben? Hier würde die Unmöglichkeit, wenn sie überhaupt Grade hätte, zur völligen Undenkbarkeit werden.

§. 13.

Ferner: Was würde Friedrich Wilhelm abgehalten haben, wenigstens beim Antritte seiner Regierung, den Frevel gegen sein Leben an dem Grafen zu ahnden? Wo könnte eine Rücksicht sein, die eines Mannes zu schonen gebot, der ein Verbrechen begangen, dessen bloße Nennung schon jeden wackern Deutschen von ihm entfernen mußte? Hier brauchte keine Furcht vor der angewachsenen Macht des Grafen, keine Furcht vor dem Kaiser zu walten, am wenigsten vor den Ferdinanden, denen, in sittlicher Beziehung, gewiß Vertrauen gebührte. Und was wäre Friedrich Wilhelm gewesen, hätte eine solche Besorgniß in ihm Raum finden können? Das

bloße Aussprechen dieser aufgeworfenen Frage macht sie selbst schon überflüssig.

Daß aber Schwarzenberg von dem Kurfürsten wirklich nicht vorgefordert und gestraft worden, sondern daß er im Besitze mancher Ehren, und in äußerer Ruhe gestorben sei, ist durch die bekannte Besichtigung seiner Leiche außer allen Zweifel gesetzt worden.

§. 14.

Friedrich Wilhelm war noch nicht volle ein und zwanzig Jahre alt, als er die Regierung antrat. Er fand Länder, die der Krieg auf eine beispiellose Art verheert hatte; denn wenn auch ganz Deutschland unter seinen Schrecknissen gelitten, so war doch die Mark ganz besonders der Schauplatz desselben gewesen, und Georg Wilhelms schwankende Politik hatte sowohl den inländischen als ausländischen Heeren nur zu oft eine willkommene Gelegenheit geboten, sich als thätige Feinde zu zeigen. Wie die Mark verwüstet und mishandelt worden sei unter Mansfeld und Montecuculi, Wallenstein, Pappenheim, Wrangel u. s. w. davon liegen die traurigsten Zeugnisse noch vor uns*). Berlin, das vor dem Kriege mehr als tausend wohlhabende Bürger in seinen Mauern beherbergt hatte, zählte jetzt kaum noch dreihundert, die fast alle ganz verarmt, weder Freund noch Feind mehr zu fürchten brauchten, weil sie keinem mehr

*) Siehe die Beilage A.

zu bieten hatten als das nackte Leben *). Die Neumark glich fast einem verbrannten Lager, die Grafschaft Rupin zeigte neunzig verwüstete Dörfer, die Priegnitz war zu einer gänzlichen Einöde geworden, die Westphälischen Provinzen, eine leichte Beute der Spanier und Holländer, gewährten dem Kurfürsten eben so wenig Unterstützung, da sie, fast erschöpft, kaum mehr wußten, wem sie gehorchen sollten. Pommern war von den Schweden besetzt, die sich daselbst so fest angesiedelt hatten, daß wenig Hoffnung war, es ihnen je wieder abzunehmen. Gerade diese Provinz mußte ihnen am gelegensten dünken, um sie sich einst als Lohn für ihre Theilnahme an dem deutschen Volkskriege abzufordern, und eben sie war es auch, nach der der Kurfürst am meisten strebte.

§. 15.

Für jetzt hätte ihm das Herzogthum Preußen die meiste Aushülfe gewähren können, da dieses Land, durch

---

*) Der dreißigjährige Krieg zeigt sich nicht bloß während seiner Dauer von einer furchtbaren Gewalt, sondern auch, und ganz besonders in seinen Folgen als beispiellos, indem diesen selbst der angestrengteste deutsche Fleiß nur langsam und nie gänzlich abhelfen konnte. Der klagenden Stimmen darüber ließen sich viele tausende vernehmen. Die kürzeste vielleicht sprach sich darüber auf einem Pergamentblatt aus, das 1657 in den Thurmknopf der Marienkirche zu Berlin gelegt wurde: „Patria haec hodie ita aegrotat, ut non de medico, sed potius de sepultura sit cogitandum." Man erinnere sich dabei, daß unsre wackeren Vorfahren nicht eben rasch waren im Verzweifeln.

seine glückliche Entlegenheit geschützt, von den Schrecken jenes großen Kampfes nicht erreicht worden war, und nur mittelbar dessen Folgen fühlte. Doch in dieser Provinz war die Macht des Fürsten am beschränktesten, und erst in spätern Jahren, und nur mit Mühe konnte hier die Souverainität erworben werden.

Zu diesem äußeren Elend gesellte sich nun auch noch das höhere innere: die Stimmung des Volkes selbst. Wohl hatten die Deutschen mit Standhaftigkeit und Ergebung die großen Leiden des Bürgerkriegs und Religionskriegs erduldet; doch da nun schon Jahrzehnte hingeschwunden waren, ohne daß sich auch nur von fern das Ende des langen Jammers absehen ließ, da die gesammte blühende Generation den Frieden gar nicht gesehen hatte, und die Segnungen desselben nur gewissermaßen aus fröhlichen, fast fabelhaft scheinenden Sagen kannten, so fing derjenige Theil des Volks, der nicht mit Festigkeit und Klarheit in sich selbst gegründet war, im trüben Wahn an, irre zu werden an dem Schicksal, an der Welt und an sich selbst. Der Zustand des Krieges wurde von den meisten für die eigentliche Ordnung der Dinge und den naturgemäßen Zustand gehalten, während der Frieden als ein phantastisch angenehmer Traum erschien.

§. 16.

Unter solchen Umständen trat Friedrich Wilhelm die Regierung an, mit der klaren Aussicht, sein ganzes Leben hindurch mit den mannichfaltigsten Schwierigkei-

ten ringen zu müssen, aber auch mit dem entschiedenen Vorsatze, innerlich kräftiger zu sein, als alle Hindernisse.

Es war seine erste Sorge, dem lang gedrückten Lande einige Ruhe von außen her zu verschaffen, und um dies zu können, war es zuvörderst nothwendig, eine bestimmte Parthei zu ergreifen. Dies hatte sein Vater mit vollendeter Entschiedenheit nie, und in den letzten Zeiten gar nicht gethan, sondern mit widerstrebendem Herzen und wenig verhehltem Unmuth der Uebermacht der Schweden nur halb und halb nachgegeben. Der Nothwendigkeit halb nachgeben ist aber noch gefährlicher als selbst sie gar nicht erkennen wollen.

§. 17.

Vergeblich bemühte sich Ferdinand den Kurfürsten auf seiner Seite zu behalten, vergeblich versprach der kaiserliche Feldherr Georg von Arnim, ihm mit einem Heer von zwanzigtausend Mann beizustehen und für ihn Pommern zu erobern. Friedrich Wilhelm hatte keinen Glauben mehr an das Glück des Kaisers, es war ihm klar geworden, daß man auf Kosten der Stände, besonders aber auf die seinigen, einst Friede machen werde, er hatte die Pflicht, sich selbst und sein Land zu retten, und so trat er, wiewohl mit deutschem Herzen, auf die Seite der Schweden. Er gebot seinen Unterthanen, jede Feindseligkeit mit denselben einzustellen, und sich mit den Schweden über die Contribution friedlich zu vergleichen. Er gab ihnen zu Gefallen die Fahrt

auf der Oder zwischen Frankfurt und Stettin gänzlich frei und ließ die Schanze bei Werben schleifen, damit nicht die Kaiserlichen sich ihrer bemächtigen und von dort aus den Schweden widerstehen könnten.

§. 18.

Bei allen diesen Unternehmungen war ihm Schwarzenberg entgegen, dessen Macht bereits zu groß geworden war, um rasch und gewaltsam gebrochen werden zu können, und nur mit der höchsten Mäßigung durfte der Kurfürst gegen ihn verfahren. Um ihm indessen einigermaßen gewachsen zu sein, umgab er sich mit mehreren wackeren Männern, deren Treue erprobt war; Gerhard von Kalkhun, Werner von der Schulenburg, dem Kanzler von Götz u. s. w. Von Königsberg aus sandte er Schulenburg zu dem Grafen, um ihn in allen seinen Aemtern, besonders in der Statthalterschaft der Kurmark zu bestätigen. Er verlangte für jetzt nur, daß ihm die noch ungebrauchten Blankets herausgegeben würden, und daß der Graf den Truppen den Eid der Treue für den Kurfürsten abnehmen solle.

Das erstere that Schwarzenberg ohne Weigerung, das zweite aber auf eine Art, die fast von höherem Uebermuthe zeigte, als wenn er sich dem ganzen Befehle geweigert hätte. Er erklärte den Truppen, ihr Eid gehöre dem Kaiser; für das Versprechen auch die Pflichten gegen den Kurfürsten zu erfüllen, sei ein bloßer Handschlag genug, und nur diesen nahm er ihnen ab.

§. 19.

Der Fürst erklärte ihm seine Unzufriedenheit mit diesem Verfahren, doch Schwarzenberg gab nicht nach, und noch im Januar 1641 bediente er sich seiner Macht auf eine sehr gefährliche Weise, indem er auf ein bloßes dunkles Gerücht von der Ankunft der Schweden, drei Berlinische Vorstädte, die mehr als hundert, und unter diesen auch einige dem Kurfürsten gehörige Häuser enthielten, niederbrennen ließ. Dann erst legte er den Oberbefehl über die Truppen freiwillig nieder, blieb aber immer ruhig in der Mark; nur daß er den sicheren Aufenthalt in Spandow, dem in Berlin vorzog. Indessen war bereits durch den Tod Georg Wilhelms und durch die Ueberzeugung, daß mit dessen Nachfolger ein neues System angehe, so wie nicht minder, daß seine glänzende Zeit vorüber sei, seine Gesundheit dergestalt geschwächt worden, daß es nur eines einzigen Umstandes bedurfte, um sie völlig zu zerstören. Am Ende des Februars 1641 erhielt er einen Brief aus Regensburg, der ihn so erschütterte, daß er in ein hitziges Fieber verfiel, und obwohl man den Inhalt jenes Schreibens nicht mit Gewißheit angeben kann, so ist doch wahrscheinlich, daß es die Nachricht brachte, es werde der Kurfürst ihn öffentlich zur Rechenschaft ziehen. Dies war genug, um sein Gemüth in eine solche Unruhe zu versetzen, daß seine Krankheit unheilbar ward, die ihn denn auch schon am dritten März tödtete. Der Kurfürst und sein Land sahen sich dadurch von einem

Feinde befreit, der um so gefährlicher seyn mußte, je fester er, bei der einmal erkannten Ansicht und bei dem kecken Willen verharrte. Sein Sohn, Johann Adolph, verlor späterhin das Vermögen, welches der Vater in der Mark an sich gebracht hatte, und vergeblich nahm ihn der Kaiser in seinen Schutz.

§. 20.

Wie tief indessen die alte Ehrfurcht und die unbedingte Ergebenheit für den Kaiser in deutschen Gemüthern eingewurzelt war, zeigte sich auch noch nach Schwarzenbergs Tode. Der Kurfürst, seiner jetzigen Machtlosigkeit sich bewußt, wollte nun auch jeden Schein der Macht von sich entfernen, und lediglich durch sein Recht siegen. Er dankte deshalb alle Truppen ab, die, da sie dem Kaiser einen vollständigen Eid und ihm nur eine halbe Treue versichert hatten, und zu schwach waren, um mit Erfolg gegen den Feind geführt zu werden, nur ihm und dem Lande zur Last fielen. Bei diesem Unternehmen widersetzten sich geradezu mehrere der bedeutendsten Edelleute und Befehlshaber. August Moritz von Rochow, Obrist und Befehlshaber von Spandow, wollte nicht zugeben, daß Schwarzenbergs Verlassenschaft versiegelt werde, und erklärte mit Bestimmtheit, daß nur der Kaiser einen solchen Befehl geben könne, dem er und die Besatzung die Eidespflicht geleistet habe. Diesem wolle er die Festung erhalten, oder sich mit derselben in die Luft sprengen. Aehnliche Gesinnungen zeigten Isaak Kracht und Hermann Goldacker,

dieser Befehlshaber zu Peiz, jener zu Berlin. Beide letzteren wurden indeß gar bald gefangen genommen, und der erstere nicht ohne List aus Spandow gelockt. Alle drei gingen jetzt aus der Mark und in die Dienste des Kaisers, der sie, als Märtyrer, schützend aufnahm. Rochow indeß, vielleicht der Bedeutendste, kehrte nach sechs Jahren in die Mark zurück, und versöhnte sich mit dem Kurfürsten. So waren denn sämmtliche Märkische Festungen in den Händen des Kurfürsten, denn Cüstrin war ihm sogleich nach seines Vaters Tode durch Conrad von Burgsdorf übergeben worden. Dieser erklärte nämlich, im Gegensatze zu dem früher genannten Befehlshaber, daß der dem Kaiser geleistete Eid durch Georg Wilhelms Tod aufgehoben sei. Mehrere Geschichtschreiber haben über alle diese Begebenheiten viele geräuschvolle, aber ins Leere gehende Bemerkungen gemacht. Sie sind nicht schwer zu erklären, wenn man sich an das frühere Verhältniß der Fürsten zum Kaiser und des Adels zu den Fürsten erinnert. Der dreißigjährige Krieg ist die Grenze des Feudalsystems in seiner strengsten Uebung; doch während desselben mußten die verschiedenen Ueberzeugungen, eben weil sie mit Entschlossenheit aufgefaßt worden waren, auch verschiedenartige Thaten veranlassen, deren jede aus ihrem eigenen Gesichtspunkte betrachtet sein will: weshalb denn auch jede übermoderne Ansicht fern sei.

§. 21.

Arnims Tod entschied den Kurfürsten völlig, sich für

jetzt der Macht der Schweden und Franzosen anzuvertrauen. Der Graf Avaux und der Schwedische Gesandte Johann Adler Salvius in Hamburg, erklärten im Allgemeinen, daß ihre Herren nicht abgeneigt sein würden, dem Kurfürsten einen Waffenstillstand zu gewähren. In Hinsicht Schwedens, auf welches es jetzt am meisten ankam, wurde er an Lilienhöck, Statthalter zu Stettin, verwiesen, doch dieser bewährte sich gegen Kalkhun von Leuchtmar mit so zähem Uebermuth, daß der Kurfürst sich genöthigt sah, eine Gesandtschaft selbst nach Stockholm zu senden. Hier zeigte sich die Königin Christina für den Kurfürsten so sehr geneigt, daß vielleicht schon damals in Friedrich Wilhelm der Gedanke entstand, auf eine eheliche Verbindung mit ihr anzutragen. Man darf ihm zutrauen, daß er den Entschluß gehabt, sich selbst für die Ruhe seines Landes zu opfern: denn seinem Herzen war jene Königin gewiß sehr fremde. Die Wirkungen ihrer Neigung, die sich ohne Zweifel auch bei dem Waffenstillstand würde gezeigt haben, milderte der ruhige Staatskünstler Oxenstierna; und obwohl er jenen gewährte, so geschah es doch nur auf eine Art, welche die ganze Uebermacht beurkundete. Die Schweden behielten in der Kurmark noch Driesen, Landsberg, Crossen, Frankfurt und Gardeleben zur Besatzung, die lediglich auf Kosten des Landes leben sollte. Was, bei dem Festhalten der militärischen Obergewalt, dem Kurfürsten eingeräumt wurde in Hinsicht der bürgerlichen Herrschaft in seinem Lande, war in der That fast nur ein bloßes Wort ohne tiefere Bedeutung, da die

Ausübung der Macht lediglich an das Heer geknüpft war.

§. 22.

Allerdings hatte der Kaiser Ursach, mit diesem Waffenstillstande unzufrieden zu sein, den ein Reichsfürst für sich selbst allein abschloß; aber es war dem Kurfürsten keine Wahl geblieben, als zwischen dieser Bequemung und dem gänzlichen Verderben seiner Länder. Er wählte die erstere, die freilich nicht ohne einige Aenderung des alten Bandes zwischen Reichsfürst und Kaiser geschehen konnte. Friedrich Wilhelm machte diese Nothwendigkeit auch gegen den Kaiser geltend, und that allerdings so viel er vermochte, um ihn zu versöhnen. So überließ er z. B. fast seine sämmtliche Reiterei dem Oestreichischen Hause, an das sie ohnehin ihr doppelter Eid vorzugsweise knüpfte.

Zwar war jener Stillstand der Waffen nicht ohne drückende Bedingungen zu Stande gekommen: dennoch gab er dem ganz erschöpften Lande einige Ruhe wieder; auch ließ sich erwarten, daß die jetzige Bestimmung einer nur zweijährigen Dauer sich hinterher stillschweigend verlängern lasse. Für das gesammte Deutschland selbst ließ sich damals noch wenig hoffen. Die Empörung der Völker gegen einander war zu gewaltig, und die Forderungen der Fremden, welche den Zwiespalt derselben zu ihrem Vortheil benutzen wollten, zu unmäßig, als daß sich eine schnelle Ausgleichung hätte ergeben können. Oestreich wollte den Frieden, aber nur unter ehrenvollen Bedingungen, die jetzt erst erkämpft werden

mußten. Im Gefühl seiner alten Größe konnte es sich noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß die zweite Hälfte des Krieges bestimmt sein sollte, ihm einen Theil seiner so muthig errungenen Macht zu rauben. Daher jener Reichsabschied von Regensburg (1641), der noch so wenige Hoffnung zum Frieden gab.

§. 23.

Deshalb setzte auch der Kurfürst seine Unterhandlungen mit Schweden fort, und mischte sich nicht ohne Glück selbst in die Familienangelegenheiten des königlichen Hauses, indem er die zurückgesetzte Königin Mutter, Maria Eleonore veranlaßte, sich nach dem ruhigen Insterburg in Preußen zu begeben. Seine Anfragen (denn von entschiedenen Anwerbungen kann wohl nicht die Rede sein) in Betreff der näheren Verbindung mit der Königin Christina, wurden zwar in Stockholm mit achtender Anerkennung aufgenommen; doch da man den politischen Zweck derselben wohl durchschaute, so erklärte man geradezu, daß selbst in dem Fall, daß Friedrich Wilhelm durch Christinens Hand König von Schweden werde, dennoch nie in die Abtretung Pommerns an das Haus Brandenburg gewilligt werden könne. Da ferner von Seiten des Kaisers, so wie der Polnischen und Dänischen Höfe, manche Hindernisse für den Plan des Kurfürsten bereitet wurden, so gab er ihn zuletzt ganz auf, vielleicht nicht ohne Freude, eine Unmöglichkeit zu sehen, wo das Ja sein Herz liebeleer würde haben verarmen lassen. Erreicht wurde indessen der feste Abschluß

des Waffenstillstandes und eine engere Verbindung mit Schweden.

§. 24.

Der Kurfürst hatte recht geahndet, wenn er an dem Glücke des Kaisers verzweifelte. Weder der Erzherzog Leopold Wilhelm, noch Piccolomini, noch Gallas, waren Feldherren wie Gustav Wrangel und Lienard Torstenson gewachsen. Die Schlachten bei Schweidnitz und Leipzig und die vollendete Niederlage des kaiserlichen Heeres unter Gallas, erhöhten den Ruhm und die Macht der Schweden auf eine Weise, daß man schon jetzt in ihnen die Tonangeber bei dem zu hoffenden Frieden ahnden konnte. Dennoch vermochten alle Vorsichtsmaaßregeln des Kurfürsten die verarmte Mark nicht vor neuen Leiden des Krieges schützen. Die Kaiserlichen benahmen sich bei allen ihren Durchzügen als offenbare Feinde, und die Schweden als übermüthige Freunde, und nicht ohne Rührung wird man die Klagen lesen, mit denen die Chroniken aus der damaligen Zeit angefüllt sind. Immer inniger wurde Deutschlands Sehnsucht nach dem Frieden, und Friedrich Wilhelm war unter den eifrigsten Beförderern desselben. Zwar hatten die Versuche in Regensburg und Hamburg keinen Fortgang gehabt, da Ferdinand noch auf neues Glück und durch dasselbe auf günstigere Bedingungen hoffte. Jetzt aber durch Torstenson's Siege geschwächt, zeigte er sich nachgiebiger, und die Art, wie er 1643 den Reichsdeputationstag zu Frankfurt am Main ansetzte, zeigte, daß er den Frieden wahrhaft wünsche.

§. 25.

Am 11. Jul. 1643 sollte das eigentliche Friedensgeschäft zu Münster und Osnabrück begonnen werden, bei welchem sich Schwierigkeiten zeigten in so hohem Maaße und so unendlicher Anzahl, wie sie (um es mit Einem nicht unkräftigen Worte zu sagen) wohl noch nie bei irgend einem Friedensschlusse, so lange die Erde gestanden, bemerkt worden waren.

Auch dem Kurfürsten standen hier bedeutende Kämpfe bevor, und er sah sie vorher: denn sein ganzes Leben war bisher ein Kampf um seine Länder und um seine Rechte gewesen. Polen hatte, da es ihn mit Preußen belehnen sollte, ihm seinen ganzen Uebermuth gezeigt, und als es endlich doch zum Werke schreiten mußte, erließ es ihm auch nicht eine der lästigen alten Bedingungen, und fügte neue hinzu, die dem Besitzer von Preußen fast jede bedeutende Macht und Einkünfte von dem Lande raubten. Friedrich Wilhelm war gezwungen, nach Warschau zu reisen, um daselbst persönlich die Belehnung zu empfangen. (8. Oktober 1641.) Er mußte heimlich und öffentlich Geld spenden, die Obergewalt Polens selbst dadurch anerkennen, daß ihm, im Fall dasselbe angegriffen werde, auch nicht einmal Neutralität gestattet werden solle, er mußte versprechen, aus den Seezöllen jährlich hunderttausend Gulden, und auf der Stelle dreißigtausend zu bezahlen. Er fand sich so ganz umgeben von der Zudringlichkeit der Polen, daß er es lediglich seiner Kraft und der persön-

lichen Freundschaft des Königs Wladislaw verdankte, wenn die noch ärgeren Zumuthungen beseitigt wurden.

§. 26.

Selbst bei der Belehnung mit der Kurmark erlebte er einige Schwierigkeiten: denn sie fand erst am 1. Jul. 1642 statt. An die Belehnung mit den Clevischen Ländern war damals noch nicht zu denken. Im Jahr 1743, als Friedrich Wilhelm zum erstenmale, als Fürst, die Mark betrat, mußte er den Kampf mit den Landständen fortsetzen, der immer bedeutender wurde, je mehr er von ihnen zu erbitten hatte. Dennoch war die Art, wie er bat, ganz des Herrschers würdig, und deutete schon jetzt darauf hin, wie er einst diese Verhältnisse in zweckmäßigere Schranken einschließen, und der höheren Fürstenmacht aneignen werde.

Alle diese Kämpfe hatten ihn gestählt, und so ging er den größeren, die ihm bei dem Westphälischen Friedensschlusse bevorstanden, mit Kraft und Besonnenheit entgegen. Hier mußte sich entscheiden, welchen Platz das Brandenburgische Haus einnehmen wolle, und welche Macht aus ihm hervortreten dürfe.

§. 27.

Friedrich Wilhelm verlangte nur das, was ihm rechtmäßig zukam: Pommern, dessen ganze Wichtigkeit er einsah, sowohl in Beziehung auf das Deutsche Reich, als auf die fremden Staaten und den Seehandel. Als aber der Kurfürst mit dieser Forderung hervortrat, widersetzten

setzten sich die Schweden auf das bestimmteste, indem sie, wie schon längst klar gewesen war, gerade dieses Land als die vorzüglichste Schadloshaltung für ihre (ungeforderten) Bemühungen um Deutschland verlangten. Unter allen Fürsten Deutschlands fand sich keiner, der es gewagt hätte, sich den Schweden zu widersetzen, denn die lauliche Unterstützung des Kaisers entschied nichts, und der Zusatz, Friedrich Wilhelm möge die ganze Unterhandlung abbrechen und sich von neuem mit ihm auf das innigste verbinden, sagte in der That nichts anderes, als: er möge sich geneigt finden, alles von neuem auf das gewagteste Spiel zu setzen. Nur Ein Fürst, der Herzog Karl II. von Lothringen, meinte es wahrhaft freundlich mit dem Kurfürsten, indem er ihm seine ganze Macht anbot, um sein Recht auf Pommern zu behaupten; doch war es betrübend, daß Carl gerade in damaliger Zeit durchaus kein Land und keine Macht besaß, und nichts sein nannte, als Muth ohne Besonnenheit.

§. 28.

Da nun durch diese Streitigkeiten das Friedensgeschäft sich immer mehr verzögerte, und immer neues Unglück die Oestreichischen Waffen traf, so bot endlich der Kaiser, fast eigenmächtig, die Hälfte von Pommern den Schweden an. Der Kurfürst wollte anfangs auch darein nicht willigen; doch Ferdinand ließ ihn fragen, „ob er denn verlange, daß bloß um seinetwillen ganz Deutschland im ewigen Kriege untergehen solle,“ und so mußte

Brandenburg jenes Anerbieten genehmigen. Die Schweden klagten laut über den Verlust des halben Herzogthums, und wollten sich mit Vorpommern nur unter der Bedingung begnügen, daß nunmehr sogleich auf neue Entschädigungen für sie gedacht werden sollte. Sie forderten Wismar, Bremen und Verden, und man mußte froh sein, daß sie nicht noch mehr verlangten, da man ihnen, den Uebermächtigen, ohne Zweifel alles würde haben bewilligen müssen. So hielt sie vielleicht nur ein kleiner Ueberrest der alten ehrfurchtsvollen Scheu vor dem Namen des Deutschen Kaisers von noch zudringlicheren Forderungen ab.

§. 29.

Erst jetzt konnte an den Ersatz des Kurfürsten gedacht werden, für die Abtretung eines so herrlichen Landes. Die Schweden, jetzt in der That eifrig bemüht für Brandenburg, hießen den Kurfürsten selbst wählen; doch die kaiserlichen Gesandten, noch versehen mit dem alten Maaßstabe früherer Jahrhunderte, boten nichts als eine Summe Geldes ein- für allemal. Das ward mit gerechtem Stolz ausgeschlagen, und vielleicht war es gerade diese Gereiztheit, die Friedrich Wilhelmen veranlaßte, nun noch weit mehr zu fordern, als er sonst gethan haben würde. Er verlangte nämlich die Stifter Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Minden und Osnabrück, nebst den Schlesischen Fürstenthümern Sagan und Glogau, ja es war sogar einmal von ganz Schlesien die Rede. Der Graf Trautmannsdorf, der Erste

der kaiserlichen Gesandten, äußerte das höchste Erstaunen über diese Forderungen, die denn doch wohl unendlich mehr als bloßer Ersatz seien für den Verlust des halben Herzogthums. Friedrich Wilhelm aber erklärte mit Ruhe, daß ihm das unzertrennte Pommern doch theurer sei, als alle diese Länder, und wies zugleich abermals seine Ansprüche auf ganz Schlesien. Die Schweden, durch das erstere, die Kaiserlichen durch das letzte Wort getrieben, sahen nun die Nothwendigkeit ein, sich in Hinsicht des Brandenburgischen Ersatzes zu vereinigen, und so kam man endlich überein, daß, als solcher, Magdeburg unter dem Titel eines Herzogthums, Halberstadt, Minden und Camin, unter dem Titel von Fürstenthümern, gegeben werden sollten.

§. 30.

Vergeblich kämpften wider diesem Schluß der Administrator zu Magdeburg und sein Domkapitel, vergeblich die Häuser Braunschweig, und Anhalt wegen Halberstadt, der Graf Franz Wilhelm von Werdenberg, wegen Minden, und der Herzog Bogislaw von Croix wegen Camin. Man war schon zu weit gekommen, um zurücktreten zu können, auch fühlte man die Nothwendigkeit, den Kurfürsten zu befriedigen, der sich schon damals bedeutend genug gemacht hatte. So waren denn auch von seiner Seite klüglich, keine Geschenke gespart worden, um seine großen Zwecke zu erreichen. — Nur der Graf von Trautmannsdorf hatte sich auch in dieser Hinsicht ganz fest und unzu-

gänglich gezeigt *), und stets nur hinschauend auf das große Ziel aller Arbeiten, den allgemeinen Frieden, vermochte er nicht dem Gedanken an eignen Erwerb, in sich Raum zu geben.

§. 31.

Während aber Friedrich Wilhelm sich seine eigenen Rechte erstritt, vergaß er keinesweges die Sorgfalt für das allgemeine Wohl des Reichs, in so weit er, der entfernteren Zukunft unmöglich kundig, diese Wohlfahrt erkannte. Er hob von neuem die Macht der Stände, die allerdings von den letzten Fürsten des Oestreichischen Hauses beträchtlich geschmälert worden waren, er stritt für die Rechte der Reformirten, die bei der Friedensunterhandlung anfangs fast nur wie ein betrübter Anhang der Lutherischen betrachtet wurden, ja er verschmähte selbst nicht, den Titel Excellenz für die Gesandten der Kurfürsten, gegen den von Venedig zu behaupten. Wie Trautmannsdorf, der ewig Ruhige, alles Ueberschauende, unermüdet beschäftigt war, jede Zwistigkeit zu entfernen, die, nur zu leicht erregt, das ganze Geschäft oft zu unterbrechen drohten, so mußten auch des Kurfürsten Gesandten, dem großen Muster nachahmend, jedes Misverhältniß zu beseitigen suchen, und nur den reinen Zweck sich und anderen vor Augen stellen. Mit großer

*) Bloß für die Abtretung von Camin waren von Seiten des Kurfürsten dem Grafen Oxenstierna 25,000 Thaler, und dem Salvius 20,000 bewilligt worden.

Gewandtheit wußten sie den Schweden und Spaniern, den Franzosen *) und Deutschen Reichsständen zu begegnen, und so kam endlich am vierzehnten Oktober 1648 der Friede zu Münster und Osnabrück zu Stande.

§. 32.

Es kann hier nicht der Ort sein, die einzelnen Bedingungen desselben ausführlich mitzutheilen; es ist genug, wenn hier Folgendes erwähnt wird. Fremde diktirten ihn, die, ohne wahrhafte Liebe für das heilige Deutsche Reich, dasselbe nur als Mittel ansahen für ihre Zwecke, Ausländer, die anfangs als Hülfebringer erscheinend, sich nach und nach, selbst in dem Herzen des Landes festgesetzt hatten, und nur zu sehr sich gefallend in dem neuen Verhältnisse, jetzt mit Bestimmtheit erklärten, daß sie nimmer weichen wollten. Die Deutschen, im Urtheil und Glauben feindlich getrennt,

---

*) Die Namen der französischen Gesandten waren Avaux, Servient und Longueville, und blieben den Deutschen noch lange im Gedächtniß als unerfreuliche Beispiele des frivolen Hochmuths. Ueberaus merkwürdig mußte es ihnen auch scheinen, daß bei einem Kriege, der lediglich um der Religion willen begonnen war, die Franzosen nur mit Länderforderungen hervortraten, und der Religion auch nicht mit einer Sylbe erwähnten. Dennoch suchten die Deutschen auch hier nach Entschuldigungen für ihre Feinde, und erzählten sich, der Graf von Avaux sei gar zu frommkatholisch, um von Lutheranern und Reformirten auch nur hören zu können, und umgehe deshalb die ganze Sache, wofür man ihm danken müsse.

und durch ein dreißigjähriges, fast namenloses Wehe erschöpft, mußten gewähren, was sie nicht zu ändern vermochten, und sich zufrieden stellen, wenn nur einige spärliche Trümmer des alten herrlichen Glanzes, so wie nicht minder einige der bedeutenderen Formen des Reichs gerettet wurden.

So wurde denn fast an demselben Orte, wo einst der edle Cheruskerfürst, der Uebermacht der Römer ein Ziel gesetzt und die Weltherrschaft derselben gebrochen hatte, das ewige Denkmal der Erschöpfung unterzeichnet. Es ist, als bezeichne jene Stätte ein heiliges Grab, das bisher nur von der geretteten Kunst und Wissenschaft beschützt wurde. Dennoch soll der bessere Deutsche die Hoffnung durchaus nicht aufgeben, daß einst aus jenem Grabe noch die heilige Germania, glänzender als jemals, wieder auferstehen werde *).

§. 33.

Ueberall wurden jetzt die Waffen abgelegt, aber die fremden Heere blieben noch geraume Zeit in den eroberten Provinzen. Die Schweden hatten weislich dafür gesorgt, daß es ihnen nicht an guten Gründen für dieses fernere Verweilen fehlen konnte. Zuvörderst machte der nahe Winter die Entfernung des Heeres unmöglich, und als der Frühling des Jahrs 1649 herankam, sicherte ihr Dableiben die noch nicht völlig befrie-

*) Wurde geschrieben 1812. Wie schön erfüllten sich die Hoffnungen schon ein Jahr darauf.

digte Forderung von 5 Millionen Thalern, die man noch ganz zuletzt dem zerquälten Deutschland abringen wollte. Auch zeigte sich die kolossale Unform jenes Friedens so sehr, daß man, um die verworrene Idee desselben zur Erscheinung zu bringen, neue Unterhandlungen zu Nürnberg anstellen mußte, für die man, vielleicht nicht ohne ironische Beziehung, den langgedehnten Ausdruck Friedensexecutionstractaten am zweckmäßigsten fand. Hier äußerte sich von neuem der alte Haß der Katholiken gegen die Protestirenden, so wie die kalte, damals unerfreuliche Beharrlichkeit der Schweden. Diese hatten auch nach dem Frieden den Deutschen Landen noch täglich hundert zwanzig tausend Thaler gekostet, und jetzt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, erließen sie nicht nur nichts von den geforderten fünf Millionen, sondern verlangten auch noch zweimalhunderttausend Thaler dazu, die sie früherhin für den letzten Transport der Truppen, anzurechnen vergessen hätten.

§. 34.

Es ergötzte die Franzosen, die Verwirrungen noch zu vermehren, damit auch sie die beste Gelegenheit behielten, ihre Truppen in Deutschland zn lassen. Endlich siegte die Kraft des Schwedischen Prinzen, Markgrafen Karl Gustav, und die unendliche Nachgiebigkeit des nun ganz mürbe gewordenen Fürsten Piccolomini. Wie einer, der nichts mehr nicht wollen darf, gewährte er alles, und so wurde im Junius 1650 der sogenannte Executionsreceß zu Nürnberg unterzeich-

net, der im Grunde nicht viel mehr bedeutet, als es sei mit dem Westphälischen Frieden denn doch nicht lauter Spott und Hohn gewesen, sondern man wolle im Ernst daran denken, ihn auszuführen. Ueber diese Gesinnungen der ehemaligen Feinde, freute sich Piccolomini dergestalt, daß er nicht bloß ein großes Gastmahl anstellete, sondern auch die sogenannten Steckenreuterpfennige schlagen ließ, die weniger bekannt sind, als sie zu sein verdienen, da sie allerdings für jenen Moment einige allegorische Bedeutung haben.

§. 35.

Friedrich Wilhelm, mit Besonnenheit und Ruhe die Verhältnisse überschauend, hatte jetzt nur im Sinn, die Schweden aus seinen Staaten zu entfernen, und scheute deshalb keine Opfer, um jenen Zweck nur so schnell als möglich zu erreichen. Obwohl die Mark Brandenburg damals zu den allerverarmtesten Ländern gehörte, so hatte doch sie zuerst den ihr zufallenden Antheil der an Schweden zu bezahlenden Contribution entrichtet. Er bestand in 141,670 Reichsthalern, zu deren Aufbringung eine allgemeine Kopf- und Viehsteuer ausgeschrieben werden mußte, bei der die trauliche Gemeinschaft von Menschen und Thieren zur Sprache kommen durfte. Fast eben so rasch hatte Halberstadt gezahlt, und dennoch konnte es erst am 6. Oktober 1649, von Brandenburg in Besitz genommen werden, so wie denn auch Minden am 15. Oktober 1649, dem größeren Theile nach, folgte. Doch ward die Stadt selbst nicht früher, als am 7. September 1650 von den Schweden geräumt.

Um dir Contribution aufzubringen, die diesen Län, dern auferlegt war, um die Schwedische Forderung zu befriedigen, mußte gleichfalls eine allgemeine Kopfsteuer ausgeschrieben werden, über die indeß wahrscheinlich von den Zeitgenossen weniger geklagt worden ist, als von manchen spätern Schriftstellern. Diese, theils weichmüthig, theils erhitzt, wollen nicht immer das ganz Leichte nnd Klare erwägen, daß sich der Nothwendigkeit nichts abdingen läßt, und sie haben nur das unerfreuliche Wort im Sinne.

§. 36.

Doch noch bei weitem schwerer als die Besitznahme dieser Provinzen, ward dem Kurfürsten die Erwerbung von Hinterpommern gemacht. Hier galt es, die Gränzen von Vor- und Hinterpommern zu bestimmen, und die Schweden verfehlten nicht, da sie die Macht in den Händen hatten, auch das unscheinbarste Wort des Westphälischen Friedenstraktats zu ihrem Vortheile auszulegen. Nicht zufriedengestellt durch die sanctionirte Behauptung von Stettin und Wollin, verlangten sie auch jede Dorfschaft, die einst die Herzoge zu Wolgast oder Vorpommern in Hinterpommern besessen, so daß wir fast in diesem Benehmen ein Vorbild der Reunionskammern Ludwigs XIV. zu sehen glauben, wobei indeß, wie oftmals, das Nachbild das Muster weit übertrifft. Um sich gegenseitig zu verständigen, hielt man einen Congreß zu Stettin, der sich gar sehr in die Länge zog, und damit endigte, daß man unentschieden und unfreundlich auseinander ging.

§. 37.

Wenn wir erwägen, daß selbst im vierten Jahre nach dem Westphälischen Frieden Hinterpommern noch immer in den Händen des Kurfürsten war, so ist es allerdings glaublich, daß es vielleicht niemals, oder doch nur in ganz zerrissener Gestalt, sein Eigenthum geworden wäre, wenn nicht eine nähere Verbindung mit dem Kaiser Ferdinand III. bessere Aussichten eröffnet hätte. Dieser lud ihn ein, nach Prag zu kommen, wo auch er eintreffen werde, um über manche wichtige Angelegenheit mit ihm zu verhandeln.

Nach einiger Bedenklichkeit nahm Friedrich Wilhelm diese Einladung an, und langte am Ende des Jahrs 1652 mit einem glänzenden Gefolge, wie es seine Würde, troß der gedrückten Zeiten, gebot, in Prag an*). Hier fand er die Kurfürsten von Trier, Mainz und Sachsen, in schönem alten Verein mit dem Kaiser, der wie in den großen Tagen der Vergangenheit, sich mit

*) Einige Geschichtschreiber erzählen mit der äußersten Unzufriedenheit, daß Friedrich Wilhelm bei dieser Gelegenheit, da ihm der Kaiser eine Viertelmeile zu Wagen und zehn Schritte zu Fuße entgegengekommen, demselben habe die Hand küssen wollen, was aber nicht zugegeben worden sei. Sie meinen, der Kurfürst habe sich dadurch selbst verletzt. Sie vergessen aber die Zeiten von denen die Rede ist, und die große Idee welche man damals mit der Würde eines deutschen Kaisers verband.

ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten des deutschen Reichs besprach. Die vier Kurfürsten gingen ein in den Wunsch des Kaisers, seinen Sohn Ferdinand IV, zum Römischen König zu wählen, und aus Dankbarkeit für Friedrich Wilhelms Einwilligung versprach ihm der Kaiser, die Schweden zu zwingen, ihre Anmaßungen zu mildern. Er hielt Wort, und versagte den Schweden so lange die Belehnung mit Vorpommern, Bremen und Verden, so wie die Stimmfähigkeit auf dem Reichstage, bis sie die Unterhandlungen mit dem Kurfürsten wieder anknüpften. So kam denn endlich der Gränzvergleich wegen Pommern zu Stande, bei dem indessen die Schweden noch immer gar sehr im Vortheil waren, denn der Kurfürst mußte ihnen nicht nur jenseit der Oder noch einen Strich Landes von zwei Meilen Breite (Damm, Greifenhagen, Golnow u. s. w.) abtreten, sondern auch, was gar sehr befremdet, vier Fünftel der Landesschulden, 479,360 Gulden, übernehmen.

§. 38.

So hatte denn der Kurfürst nach zwölfjährigem rastlosem Streben und fast beispielloser Ausdauer den größten Theil der ihm zugehörigen Lande errungen, und es fehlte nur noch der Besitz von Magdeburg (dessen Administration erst im Jahre 1680 endigte), und der einiger Westphälischen Fürstenthümer. Der alte Streit wegen der Jülichschen Erbschaft war zwischen ihm und dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg dergestalt ausgeglichen worden, daß er Cleve, Mark und die Graf-

schaft Ravensberg, jener aber Jülich, Berg und die Herrschaft Ravenstein besitzen solle, wobei indeß der Kurfürst sich seine Rechte auf die gesammte Erbschaft vorbehielt. Diesen gemäß glaubte er auch befugt zu sein, offenbaren Ungerechtigkeiten zu wehren, die sich der Pfalzgraf in den von ihm besetzten Ländern erlaubte. Theils aus Ueberzeugung, theils aus politischen Gründen war dieser von der lutherischen zur katholischen Religion übergegangen, und suchte jetzt den Eifer für den neuen Glauben durch Unterdrückung der Protestanten in seinen Staaten geltend zu machen. Die anfängliche Strenge verleitete ihn bald zur Härte und zu willkührlicher Grausamkeit, so daß zuletzt Friedrich Wilhelm sich genöthigt sah, ernste Ermahnungen an ihn ergehen zu lassen. Da diese vergeblich waren, so glaubte er nur mit den Waffen in der Hand etwas Bedeutendes zum Vortheil jener gedrückten Religionspartheì (die sich fast auf 60,000 Seelen belief) ausrichten zu können. Wirklich rückten auch, unter der Anführung des Generals von Sparr, Brandenburgische Truppen in das Herzogthum Berg ein, und der anfängliche Plan, bloß jene gedrückten Protestanten zu schützen, schien jetzt einem höheren zu weichen. Der Kurfürst, der die gesammte Ländermasse als sein Eigenthum betrachtete, forderte die Unterthanen geradezu auf, dem Pfalzgrafen nicht ferner zu gehorchen, mußte aber gar bald sehen, daß dieser Schritt nicht bloß von den Katholiken heftig getadelt, sondern auch von den Protestanten misbilligt wurde. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges standen den Deut-

schen noch so nahe, daß sie jeden Gedanken an ein neues Waffenspiel zu entfernen suchten.

§. 39.

Friedrich Wilhelm neigte sich deshalb zu friedlicher Annährung, und es kam zu einer Zusammenkunft beider Fürsten auf dem freien Felde bei Angerot, wo unter Holländischer Vermittlung die Streitigkeit ausgeglichen werden sollte. Der alte Pfalzgraf, obwohl anfangs gar sehr erzürnt gegen drn Kurfürsten, war bereits zu friedlicher Gesinnung herabgestimmt worden, als plötzlich, durch die Ankunft Lothringischer Offiziere, die Gestalt der Sachen verändert wurde. Sie meldeten, daß ihr Herr, der nie ruhende Karl von Lothringen, mit einem Heer von 12,000 Mann heranrücke, um dem Pfalzgrafen beizustehen, und daß dieser deshalb keinen Vergleich schließen dürfe ohne Zuziehung des Bundesgenossen. Mit diesem Wachsthum der Kräfte des Pfalzgrafen erhöhten sich auch die Forderungen desselben dergestalt, daß man die Unterhandlungen abbrechen mußte.

Da auch eine zweite Zusammenkunft der Gesandten zu Essen nicht minder fruchtlos abgelaufen war, so bediente sich endlich der Kaiser seines alten Rechts, die Streitigkeiten der Reichsfürsten zu schlichten. Leider aber machte er es sich mit der Entscheidung nur zu bequem, indem der Ausspruch lediglich dahin lautete, es solle alles zwischen ihnen beim Alten bleiben, und deshalb schlechthin kein Krieg sein. Der Reichspflicht getreu ge-

horchten zwar die Fürsten, dennoch ward nur Waffenruhe, nicht eigentlicher Friede. Eine völlige Ausgleichung kam erst im Jahre 1666 zu Stande.

Zweites Buch.

§. 1.

Erst jetzt, 1653, nachdem zwölf Jahre seit dem Tode Georg Wilhelms verflossen waren, sah das Brandenburgische Haus sich im Besitz der ihm rechtmäßig zugehörigen Lande. Die Kraft des jugendlichen Kurfürsten hatte die Besonnenheit eines Greises vonnöthen gehabt, um dieses Ziel zu erreichen; doch, indem sie sich so begränzen mußte, hatte sie sich am klarsten kennen gelernt, und durfte hinfort sich selbst mit Ruhe vertrauen.

Fast alle Lande, welche der Kurfürst erhielt, waren verarmt, und es erforderte die ganze Besonnenheit, und unerschöpfliche Geduld eines edeln und weisen Fürsten, um ihnen nur einigermaßen wieder aufzuhelfen. Aber Friedrich Wilhelm hatte eine noch schwerere Aufgabe zu lösen: erschöpfte Länder wieder in blühende umzuschaffen, und zu gleicher Zeit sie mit bedeutenden Auflagen zu beschweren, weil er sie nutzen mußte. Mochte sein

Herz sich noch so sehr sträuben: die Nothwendigkeit gebot auf eine unwidersprechliche Weise, und so ging er denn mit Muth an die Auflösung einer Aufgabe, die fast in sich selbst sich zu widersprechen schien.

Zuvörderst war er bemüht, die verödeten Städte und Dörfer wieder mit Menschen zu füllen. Hier half ihm der stets rege Religionshaß in mehrern katholischen Ländern Deutschlands, und mehrere tausend gewerbfleißige Böhmen und Schlesier, die sich in ihrem Vaterlande gedrückt fühlten, wandten sich freudig zu ihm, der ihnen Schutz und Sicherheit versprach. Aber auch aus Westphalen und den Niederlanden wußte er manche Handelsleute und mechanische Künstler in seine Staaten zu ziehen, denn schon hatte der Ruf weithin verkündet, daß man sich einem Fürsten wie Friedrich Wilhelm mit Sicherheit vertrauen dürfe. Man mußte es selbst in Feindeslande einräumen, daß er nur das Gute wolle, und dieses mit einer Sicherheit, von der ihn nichts zurückschrecken könne*). Er hörte täglich die Meinungen seiner Räthe, wog ihre Urtheile mit Ruhe und Genau-

---

*) Es ist bekannt, daß der tiefschauende Johann Oxenstierna ihn schon während der ersten Regierungsjahre als einen der bedeutendsten Fürsten anerkannte. „Er werde," so prophezeihte er, „ein ausgezeichnetes Licht Deutschlands werden, und das sei auch gar sehr nöthig, denn an vielen andern Deutschen Fürsten lasse sich eben nichts Sonderliches rühmen." In der That gehörte Großes dazu, den Schweden, die noch Gustav Adolph in treuem Gedächtnisse hatten, reine Hochachtung abzugewinnen.

igkeit, übereilte nichts; doch wenn er entschieden hatte, folgte stets die That dem Worte. Er war ein Selbstherrscher, der sich Bedeutendes zutraute, und eben weil er sich vertrauete, glückte ihm vieles.

§. 2.

Der Kurfürst hatte bei dem Antritte seiner Regierung einen Adel vorgefunden, der, im Vertrauen auf seine oft bewährte Kraft und alte Rechte, ihm, wenn auch nicht entgegen, doch zur Seite stand, fast wie der Gleiche neben dem Gleichen. Friedrich Wilhelm, der gewiß jeden starken Willen und jede alte Säule Deutschlands schätzte, glaubte dennoch, daß der Westphälische Frieden, und die dadurch entstandene Umwandlung des Reichs, die Nothwendigkeit erzeugt habe, die Macht des Adels durch Erhöhung der Fürstengewalt zu schwächen. Bisher hatten die Beherrscher Brandenburgs bei jeder bedeutenden Unternehmung sich um die Einwilligung der Landstände bemühen müssen, und keine Auflage konnte ohne sie bestimmt werden. Jetzt (1653) forderte er, daß man ihm ein für allemal eine Summe zur Erhaltung von 4000 Mann Soldaten bewilligen solle. Dagegen erhuben sich manche Edelleute, am lautesten aber Kurt von Burgsdorf, der diese Forderung abzuwenden rieth, weil er in ihr ein Streben zu erkennen glaubte, die Landtage überflüssig zu machen. Seiner Freimüthigkeit begegnete der Unwille des Fürsten, der nicht gewohnt war seine lang überdachten Plane an dem eigenen Willen des Einzelnen scheitern zu sehn. Burgsdorf in einer

ihm

ihm fremdartig gewordenen neuen Zeit noch für die vergangene lebend, wich von seiner Ansicht nicht; doch die andern Landstände, mehr in die neue Ordnung der Dinge sich findend, räumten endlich nicht nur die Forderung des Kurfürsten ein, sondern bewilligten ihm noch mehr als er verlangte.

Die Frage, auf wessen Seite bei diesem Kampfe das Recht war, kann nicht wohl in der Geschichte eines einzelnen Deutschen Fürsten, sondern nur in der Geschichte des gesammten Deutschlands beantwortet werden, denn diese Geschichte ist selbst die einzige Antwort.

§. 3.

Auch die kleineren Sorgen, in denen der Landesfürst fast dem sorgsamen Hausvater gleicht, wandte Friedrich Wilhelm nicht von sich ab, sondern begegnete ihnen mit gleichmäßiger Kraft. Er gab den verödeten Dörfern Prediger und Schulleute, er ließ Verzeichnisse von der Zahl der Einwohner jeder Provinz verfertigen, er ermahnte zur Sparsamkeit, wobei er selbst mit dem besten Beispiele voranging, er war freigebig in der Unterstützung jedes nützlichen Gewerbes, und suchte überall jenen altdeutschen Sinn der freundlichen Genügsamkeit bei beschränkter äußerlicher Lage wieder hervorzurufen. Er hatte die Freude zu sehen, daß seine Brandenburger seine Erwartungen noch übertrafen. Dennoch hatte das Land während jener 30 unglücklichen Jahre so tief gelitten, daß keine schnelle Heilung möglich war, und so kam es denn auch, daß er zuweilen zu Mitteln schreiten

mußte, die er selbst nicht liebte. So weiß man, wie sehr die Giebelsteuer die Einwohner, besonders die Berliner, drückte, und wie sehr man sich freute, als diese endlich gegen die Accise vertauscht wurde. Doch ungleich betrübender war die Maaßregel, schlechtes Geld zu prägen, worüber selbst die Prediger auf der Kanzel zürnend redeten. Der Kurfürst aber, wohl wissend, daß der Nothwendigkeit nichts abzudingen ist, setzte jene Maaßregel ruhig fort, bis endlich eine erträglichere Zeit es ihm möglich machte, sie aufzugeben. Andere Schriftsteller sagen, die Vorstellung, daß durch jenes schlechte Geld aller Handel mit dem Auslande gehemmt werde, habe ihn bewogen nachzugeben. Man vergißt aber dabei, daß der Kurfürst selbst in dem Augenblicke, als er jenes Geld prägen ließ, doch unmöglich diese so ganz naheliegende Folge übersehen konnte, und daß überhaupt in jener Zeit, als er es that, an dergleichen Handel kaum zu denken war.

Fast in dieselbe Zeit (1652) fällt auch das erste überaus scharfe Verbot der Duelle. Es bedarf wohl kaum des Wortes, daß Friedrich Wilhelm durch diese Strenge nicht dem ritterlichen Geiste wehren wollte, dessen reiner Spiegel er selbst war. Roheit und Langeweile aber erzeugten der blutigen Händel so viele, daß eben jener ritterliche Sinn sich dadurch tief beleidigt fühlen mußte. Es verging fast keine größere Gesellschaft, in der nicht zum Degen gegriffen wurde, oft nur aus Geistesleere, um die eintönige Friedlichkeit zu unterbrechen, ja es fanden sich fast sämmtliche verworren streitlustige

Menschen aus dem Auslande im Brandenburgischen ein, um dort ihre Fehden auszumachen, weil sie sich hier am sichersten glaubten. So war es Weisheit, daß der Kurfürst zu jener Maaßregel schritt.

§. 4.

Leider wurde ihm aber nicht hinlängliche Zeit vergönnt, um für den innern Wohlstand seiner Länder genügend zn sorgen; denn große politische Veränderungen riefen seine Kräfte wieder nach außen hin.

Christine, die Tochter Gustav Adolphs, entsagte 1654 freiwillig dem Schwedischen Thron, aus Gründen, die nur durch die (nicht hieher gehörige) Darstellung ihres gesammten Charakters klar werden können, der vielleicht um so schwächer und zerrissener war, jemehr sie Bedacht nahm, ihn stets als stark und in sich selbst einig erscheinen zu lassen. Den Thron besetzte ihr Vetter, der Pfalzgraf Karl Gustav, ein Fürst, dessen kriegerische Anlagen bereits durch Wrangel und Torstenson gebildet worden waren, so wie er sich denn auch bei den Friedensunterhandlungen als einen Mann von festem Geiste und entschiedenem Willen gezeigt hatte.

Jetzt zum Throne gelangt, suchte er bald sich und ihm neuen Glanz zu geben, denn Ruhe war ihm verhaßt. Eine Unternehmung auf die Stadt Bremen, die derselben den Untergang drohete, wurde zwar durch die Fürbitten des Deuschen Reichs in ihrem Fortgange gehemmt; doch es fand sich bald eine größere, die den ganzen Umfang seiner Kraft in Anspruch nehmen sollte.

Karl Gustav warf nämlich sein Auge auf Polen. Zwar hatte erst im Jahr 1636 Oxenstierna mit diesem Reiche einen sechs und zwanzigjährigen Waffenstillstand geschlossen, und es fand sich eben kein rechtmäßiger Grund, ihn früher zu unterbrechen. Allein sein Wille entschied, und es ward von Schwedischer Seite der Republik Pohlen der Krieg angekündigt; doch so reichlich auch sonst die Gründe des Hasses sich anführen lassen, so konnte doch hier nur einer angegeben werden: die anfängliche Weigerung des Königs Johann Casimir, den Pfalzgrafen in seiner neuen Würde anzuerkennen. Damit aber nicht etwa jene Weigerung schnell zurückgenommen und auf diese Weise der ganze Kriegsplan zerstört werde, so war auch jener Grund nur undeutlich hingeworfen, und noch mit manchen andern völlig leeren und unklaren vermischt worden. Man wollte Kampf und man hatte ihn.

§. 5.

Mit Unmuth erfuhr der Kurfürst diese wachsenden Streitigkeiten, die ihn von der neueren Bildung seines Landes wieder zum bloßen Schutz desselben aufriefen. Schweden trug ihm eine Verbindung an; doch, seiner Pflicht getreu, warnte er die uneinigen Polen und ihren unentschlossenen König. Er fühlte die ganze Schwierigkeit seiner Lage zwischen zwei streitenden Partheien, deren eine, obwohl angeführt von einem geistreichen und talentvollen Fürsten, ihm dennoch kein Vertrauen und persönliche Zuneigung einflößen konnte, und deren an-

dere, in übermüthiger Sorglosigkeit hinlebend, ihm die Pflicht erschwerte, die ihn an dieselbe fesselte. Er suchte die Hülfsquellen in seinem Lande; doch noch immer fast erschöpft konnte es ihm nur 8000 Soldaten stellen. Er suchte sie in sich, und fand sie dort allein.

Im Vorfrühling des Jahrs 1655 drangen die Schweden, geführt von Karl Gustav wirklich in Polen ein, und zwar mit einer solchen Gewalt, daß niemand ihnen widerstehen konnte. Groß- und Kleinpolen nebst beiden Hauptstädten fiel in die Hände der Sieger und Casimir mußte nach Schlesien fliehen. Dem Uebermuth der Polen folgte bald die Schwäche: und fast der ganze Adel unterwarf sich.

Der Kurfürst, weit entfernt, das Unglück der Polen zu benutzen, dachte nur an die Sicherstellung Preussens, doch statt alles Beistandes, den er bei auswärtigen Mächten in dieser Verwirrung suchte, empfing er nur Worte, denen keine That folgte. Er bot den Schweden Frieden an; allein sie verlangten sein Bündniß gegen Polen und er verweigerte es. Mit Zustimmung Casimirs verband er sich mit Holland und den Ständen von Polnisch-Preußen, ja es versprach ihm jener die Aufhebung der bisherigen Lehnsverhältnisse und die Anerkennung der Souverainität des Preußischen Herzogthums. Doch auch dies waren fast nur leere Worte, da die Macht des Königs von Polen nicht ausgedehnt genug war, um das Versprechen ohne Zustimmung der Stände und des Volks erfüllen zu können.

§. 6.

Zürnend drang jetzt das Schwedische Heer in Preussen ein, und es war unmöglich, sich gegen so gewaltige Heerhaufen zu schützen. Auf auswärtige Hülfe war nicht mehr zu hoffen, und da die Feinde bereits zu Welau (3 Meilen von Königsberg) standen, so blieb dem Kurfürsten nichts weiter übrig, als mit Karl Gustav, so gut es sich thun ließ, einen Vergleich abzuschließen. Jetzt aber zeigten sich die Schweden nicht mehr wie früherhin als Anfragende und Wünschende, sondern sie bestimmten die Bedingungen, und nur die Achtung, die ihnen, als tapfern Männern, der Kurfürst eingeflößt, konnte veranlassen, daß sie noch mit einiger Mäßigung verfuhren *). Friedrich Wilhelm sollte die bisherigen Polnischen Lehnsverhältnisse mit Schwedischen vertauschen, tausend Mann zu Fuß und fünfhundert zu Pferde stellen, die Einkünfte der Zölle mit Schweden theilen u. s. w. An die Erlangung der Souverainität in Preußen, die früherhin angeboten worden, als noch keine Friedensnothwendigkeit obgewaltet, und die eben deshalb auch der Kurfürst damals nicht annehmen durfte, ohne seine Pflichten gegen Polen zu verletzen, obwohl sie sein höchstes Ziel war, an diese Souveränität konnte natürlich bei den jetzigen Verhältnissen nicht zu denken sein (Jan. 1656).

---

*) Andere Schriftsteller setzen indeß hinzu, daß nächstdem auch ein bedeutendes Geschenk (20,000 Thaler) an den Friedensunterhändler Erich von Oxenstierna jene Erträglichkeit der Bedingungen befördert habe.

§. 7.

Während dessen hatte die Anwesenheit der Schweden in Preußen dem Könige Casimir wieder Raum gegeben. Es war ihm gelungen, ein zahlreiches Heer von Polen und Tartaren um sich zu versammeln, an deren Spitze er auch der Hauptstadt Warschau sich wieder bemächtigte; und wie er früherhin im Misgeschick einem fast verzagenden Schmerze Raum gegeben hatte, so überließ er sich jetzt einem ungezähmten Stolze. Sein Zorn wandte sich, nachdem er den zu Riesenburg geschlossenen Vergleich erfahren, fast ausschließlich gegen den Kurfürsten. In der Ungezähmtheit seines Sinnes, der nicht frei war von Roheit, rief er laut, „er wolle die Brandenburger seinen Polen und Tartaren zum Frühstück geben und ihren Kurfürsten selbst in ein Gefängniß werfen, wo er weder Sonne noch Mond jemals wieder erblicken solle,“ anderer Aeußerungen zu geschweigen, welche die verworrene Heftigkeit seines Gemüths nur zu deutlich darlegen.

Ruhig besprach sich indessen der Kurfürst mit Karl Gustav, und die erfahrenen Krieger bewirkten bald die Vereinigung ihrer Heere, die von der Ueberzahl der Polen gar leicht zu verhindern gewesen wäre, hätte ihnen nicht eben das Vertrauen auf jene Ueberzahl und ihr Uebermuth Unbesonnenheit gegeben.

§. 8.

Eine entscheidende Schlacht war jetzt unvermeidlich. Die Polen hatten die feindlichen Heere bis in die Nähe

von Warschau vorrücken lassen, in der Hoffnung, daß eben diese Kühnheit ihnen Verderben bringen, und im Gegentheil ihre eignen Völker mit einem verzweifelnden Muthe erfüllen werde. Sie hatten sich in dieser letztern Hinsicht nicht verrechnet, wohl aber vergessen, daß blindwüthende Verzweiflung nichts vermag gegen die ruhige Kraft besonnener und kriegserfahrener Führer, die ihre Völker, als Fürsten und Väter selbst zum Kampfe und im Kampfe leiten. Nicht half dem Polenkönig der trotzige Glaube an Unüberwindlichkeit, nicht die überlegene Zahl seines Heeres, in welchem fast drei gegen Einen Feind kämpften *): seine eigne Hauptstadt im Gesicht, mußte er nach einer dreitägigen Schlacht (vom 18. bis 20. Jul. 1656) sich als besiegt erkennen, und nur in einer schnellen Flucht Rettung seines Lebens suchen. Viertausend Polen waren in der Schlacht gefallen, während bei dem Schwedisch-Brandenburgischen Heere nur vierhundert Todte gezählt wurden. Karl Gustav selbst gestand, daß der Besonnenheit und Tapferkeit des Kurfürsten und der Brandenburgischen Truppen, ein nicht geringer Antheil an diesem Siege zuzuschreiben sei.

§. 9.

Dennoch befand sich Friedrich Wilhelm nach dieser

*) Man giebt die Zahl der Polen auf 40,000, die der Schweden und Brandenburger auf 15 bis 16000 an. Andere vermehren die ersten und vermindern die letzten noch, doch ohne Wahrscheinlichkeit.

Schlacht in einer unerfreulichen Lage. Er durfte den flüchtigen Casimir nicht verfolgen, weil sonst seine eigenen Preußischen Länder gänzlich von Truppen entblößt worden wären; ja er mußte sich nach und nach aus Polen zurück ziehen, um Preußen gegen die wiederholten Einfälle seiner Feinde zu schützen. Ueberhaupt schien es, als sei jetzt gerade nach dem Siege der Schweden, fast ganz Europa im Hasse gegen dieselben einig geworden. Der Czaar von Rußland war bereits mit ihnen im Kriege, und verlangte, daß das Herzogthum Preußen ihn als Lehnsherrn anerkennen solle, Dännemark drohte mit einer Kriegserklärung, eine holländische Flotte lag bei Danzig, ja der Kaiser selbst und mit ihm die meisten Reichsfürsten bezeigten sich günstig für Polen. Von Polen aus wurde sogar der Prinz von Condé aufgefordert, mit Spanischen Truppen das Herzogthum Cleve anzugreifen, um auf diese Weise den Kurfürsten zu zwingen, von der Gemeinschaft mit Schweden abzustehn.

Dieser verbarg sich die Gefahr nicht, in der auch er schwebte; aber er vermochte wenigstens in diesem Augenblicke nicht, Schweden zu verlassen. So suchte er denn den Umstand, daß er sich jener Krone nothwendig gemacht, zu nutzen, und zwar zur Erreichung seines höchsten Wunsches, der Souverainität als Herzog von Preußen. Man willfahrte ihm noch in diesem Jahre (1656), durch den Vergleich zu Labiau, in welchem ihn Schweden für den unabhängigen Besitzer von Preußen und Ermeland anerkannte. Man versprach sich wechsel-

seitige Hülfe, doch wurde der Beitrag des Kurfürsten nur auf 4000 Mann festgesetzt.

§. 10.

Friedrich Wilhelm glaubte indessen seinem Bundesgenossen keinen größeren Dienst erweisen zu können, als wenn er mit ausschließender Thätigkeit an dem Frieden arbeitete. Er wandte sich zuerst an Johann Casimir, erhielt aber nur die wenig befriedigende Antwort, man sei zwar im Allgemeinen dem Frieden nicht abhold, werde aber lieber hundert Jahre und mit letzter Kraft den Krieg fortsetzen, ehe man sich entschlösse, auch nur ein Dorf an Schweden abzutreten, das, übermüthig sonst das ganze Land in unendliche Knechtschaft ziehen werde. Mit noch größerer Lebhaftigkeit suchte er den Krieg zwischen Dännemark und Schweden zu hindern. Er sandte eine Gesandtschaft nach der andern an Friedrich, und stellte ihm besonders mit rührender Eindringlichkeit die Gefahren vor, die durch einen Zwist der Nordischen Mächte der Protestantismus leiden werde, der sich kaum erst wieder erheben dürfe.

Während dieser redlichen, aber fruchtlosen Bemühungen bei Gustav's Feinden, war dieser selbst nichts weniger als geneigt zum Frieden. Stets nur der eignen Ansicht und einem oft leidenschaftlichen Eifer folgend, hatte er die Gelegenheit zu einem Kriege mit Dännemark freudig ergriffen. Er verließ in rascher Eil Polen, und stand, ehe es seine Feinde vermutheten,

in Holstein, wo das Glück seine Waffen nicht minder begünstigte, als früherhin bei Warschau.

§. 11.

Aber Karl Gustav hatte bei dem Abzuge aus Polen, nur an sich, nicht an seine Bundesgenossen gedacht, die sich dadurch in die befremdendste Lage versetzt sahen. Ragozky, Fürst von Siebenbürgen, der auf Gustavs Geheiß den Polen ins Land gefallen war, mußte jetzt, von aller Hülfe verlassen, einen höchst ungünstigen Vergleich mit denselben eingehen. Doch nur dieses Misgeschick ertrug er mit Gelassenheit; nicht die Absetzung, welche die Türken über ihn beschlossen, weil er sich als ihr Vasall ohne ihr Wissen in einen Krieg eingelassen. Ihre Uebermacht nicht achtend, widersetzte er sich mit den Waffen in der Hand, um wenigstens mit den Lorbeern zu sterben, nach denen er im Leben vergeblich gerungen.

Nicht minder bedrängt mußte die Lage scheinen, worein sich Friedrich Wilhelm nach dem Abzuge des Königs von Schweden versetzt sah, aber er fand mehr Hülfe in sich selbst und in seinem Ruhm. Casimir, der ihn früherhin mit einem raschen Schlage vernichten zu können geglaubt hatte, dachte jetzt ganz anders von ihm seit der Warschauer Schlacht, und als Friedrich Wilhelm endlich seine Neigung zu erkennen gab, sich mit dem Könige wieder zu versöhnen, fand er besonders an der gebildetern und mäßiger gesinnten Königin (Maria Louise Gonzaga de Nevers) eine gewandte

Fürsprecherin. Auch Leopold von Oestreich arbeitete für den Kurfürsten, um dessen wichtigen Einfluß für sich zur Deutschen Kaiserkrone zu gewinnen.

§. 12.

Trotz dieser günstigen Aussicht glaubte der Kurfürst dennoch nicht seine Verbindung mit Schweden so rasch und eigenmächtig zertrennen zu dürfen, sondern trug anfangs nur einen Waffenstillstand an. Da er aber damit nirgends Gehör fand, sondern alle einen entscheidenden Frieden von ihm verlangten, so fand er sich genöthigt einzuwilligen, und der Vergleich zu Welau kam am 19. September 1757 zu Stande, der uns klar zeigt, welche Kraft man selbst dem verlassenen, fast verarmten Fürsten zutrauen mußte, indem man ihm die früherhin von Schweden eingeräumte Souverainität als Herzog von Preußen, auch jetzt zugestand. Nur in Hinsicht Ermelands war keine ähnliche Bedingung zu erlangen. Dafür mußte der Kurfürst sich mit Polen gegen Schweden verbinden. Beide Fürsten kamen am 6. November des genannten Jahres in Bromberg zusammen, und beschwuren den Welauischen Frieden, bei welcher Gelegenheit der Kurfürst noch bedeutende Vortheile für sich erlangte. Zur Schadloshaltung für die zu bringenden Opfer als Bundesgenoß der Polen, gab man ihm Lauenburg und Bütow, jedoch nur als Lehen, und verpflichtete sich ferner, ihm die Stadt Elbingen, die sich indessen in diesem Augenblicke noch in der Hand der Schweden befand, als ein Unterpfand für

empfangene 400,000 Thaler, und die Starostei Draheim für 120,000 Thaler zu verleihen.

§. 13.

Es ist zu bedauren, daß uns die Zeitgenossen nichts über den damaligen *inneren* Zustand des Kurfürsten mitgetheilt haben, über den selbst eine einzige, vielleicht nur hingeworfene Aeußerung würde Licht verbreiten. So können wir nur das Gemisch von Empfindungen vermuthen, das diese seltsame Zeit und die so schnell verwandelten Verhältnisse in ihm hervorrufen mußten. Daß er sich in seiner Verbindung mit Schweden nicht gefallen, so sehr er auch den Werth des Königs und der Nation anerkannte, scheint allerdings klar zu werden durch die Erinnerung an das, was er durch sie im dreißigjährigen Kriege gelitten, durch die Zähheit, mit der sie das ihm so theure Pommern behauptet, und die Lauigkeit, mit der sie seine anderen Forderungen unterstützte. Aber auf der andern Seite mußte er bei der neuen Verbindung mit Polen die ruhige Kraft eines wahrhaft herrschenden Königs und sicher organisirten Staates vermissen. Er mußte sich allein fühlen bei seiner geistigen Ueberlegenheit, und man würde ihn schon um deswillen damals nicht haben glücklich nennen dürfen. Auch war die Souverainität in Preußen bisjetzt nur noch den Worten nach errungen; in der Thal sollte sie erst noch errungen werden, wie die Folge zeigen wird.

§. 14.

Es kann hier nicht der Ort sein, die nun folgenden kriegerischen Ereignisse mit Ausführlichkeit zu beschreiben, indem nicht Friedrich Wilhelm, sondern Karl Gustav die Hauptrolle dabei spielt. Dieser hatte sich mit der ganzen Kraft des überlegenen Helden, nicht ohne persönlichen Haß, auf Dännemark geworfen, und im raschesten Fluge nicht nur alle ihm entrissene Niedersächsische Staaten, sondern auch fast ganz Holstein, Schleßwig und Jütland erobert. Die heftige Kälte bei dem beginnenden 1658sten Jahre, begünstigte ihn, noch mehrere Dänische Inseln, ja selbst fast ganz Seeland an sich zu reißen, und wenn nicht Friedrich Wilhelm mit Macht herangedrungen wäre, so würde wahrscheinlich auch Copenhagen gefallen, und der Friede zu Roskild, so nachtheilig er auch war, nicht zu Stande gekommen sein. — Durch das Rheinische Bündniß, das, unter Frankreichs Vermittelung, von den drei geistlichen Kurfürsten und andern Ständen des Reichs zu Gunsten Schwedens geschlossen war, fühlte sich der König von Schweden in den Stand gesetzt, dem Kurfürsten gar sehr zu schaden. Doch von der größern Feindschaft fortgerissen, brach er den Roskilder Frieden und warf sich von neuem auf Dännemark. Aber die Treue der Dänen, besonders der Hauptstadt, war ihrem Könige Friedrich ein unbezwingliches Bollwerk. Schnell raffte auch Friedrich Wilhelm seine Brandenburger und die mit ihnen verbündeten Oestreichischen und Polnischen

Truppen zusammen, entriß den Schweden Alsen und Coldingen, und schlug sie in dem Treffen bei Nyborg. Hier treffen wir auch auf die edeln Namen, Hans Jürgen von Anhalt-Dessau, Georg von Dörfling, Albrecht Christoph von Quast, u. s. w., die dem Kurfürsten treulich zur Seite standen. Doch erkaufte der letztere Offizier in der genannten Schlacht den Deutschen Ruhm durch tödtliche Wunden.

§. 15.

Vergeblich hatte Karl Gustav durch die Einfälle mehrerer seiner Feldherren in Preußen, den Kurfürsten, aus den Dänischen Staaten heraus zu locken gesucht; denn, seiner Pflicht getreu, blieb dieser auf der rühmlich begonnenen Laufbahn, und überließ, wenn auch mit tief verletztem Herzen, seine Preußen sich selbst und ihrer eigenen Kraft. Dem edeln Sinne war das Schicksal hold. Seine Unterthanen verdienten, daß er so groß von ihnen dachte, denn obwohl die Schweden mehrere offene Preußische Städte einnahmen, so waren sie doch im offnen Felde gegen die Brandenburgischen Truppen fast immer unglücklich; ja, es gelang dem Preußischen Statthalter, sie fast aus ganz Kurland zu vertreiben, und nur die Hauptstadt, Mitau, blieb ihnen.

Leopold von Oestreich hatte indessen verlangt, daß die verbündeten Truppen sich nun auch gegen Pommern wenden sollten, und, so ungern auch der Kurfürst die fremden Völker in sein geliebtes Land einführte, so gab

er doch aus Ehrfurcht für das Oberhaupt der Deutschen nach. Die Oestreicher, anfangs unter dem Grafen von Souches allein, dann in Verbindung mit dem Kurfürsten, unter dem besonnenen Montecuculi, und dem Polnischen Feldherrn, Czarnetzky, nahmen Dammgarten, Loetz und Demnin, und waren überall glücklich; nur nicht bei Stettin, das sich mit altschwedischer Tapferkeit vertheidigte.

§. 16.

Karl Gustav, sonst gewohnt, das Glück stets mit sich zu führen, und gewissermaßen in seine Nähe zu bannen, erkannte jetzt mit tiefem Schmerze die Umwandlung der Verhältnisse, und den gebietenden Ernst des Schicksals, das ihn früherhin durch Freundlichkeit fast verwöhnt hatte. Der Gedanke, daß alle innere Kraft und Freiheit, die äußere Nothwendigkeit nicht im Aeußeren bezwingen kann, mußte sich ihm um so härter aufdringen, und um so verletzender einwirken, je muthiger und fröhlicher er sonst in sich allein die Quelle des Glücks gefunden. Dennoch neigte er sich nicht zum Frieden, sondern machte Plane zu einer Eroberung von Norwegen; allein plötzlich fühlte er, was er sonst nie gefühlt, daß auch seine körperliche Gesundheit nicht mehr die alte Festigkeit habe. Die Krankheit nahm sehr rasch überhand, und er starb im Januar 1660 mit dem gemischten Gefühl, daß zwar sein Heldenruhm ewig dauern müsse, daß aber seine Kraft, wäre sie in sich selbst concentrirter und ruhiger ge-

wesen,

wesen, ein sicheres Glück ihm selbst und seinem Lande würde gebracht haben. — — Jetzt hatte der Friede keine Schwierigkeiten mehr, denn alle Theilnehmer sehnten sich, durch so langen zerstörenden Kampf ermüdet, nach Ruhe. Zwischen Schweden und Dännemark wurde zu Kopenhagen der Frieden geschlossen, in welchem das letztere Reich zwar einige Provinzen abtreten mußte; doch dadurch, daß es sich zu einem Erbreiche bildete, eine festere Macht erhielt, als ihm vorher, da es noch ein Wahlreich war, auch bei ungleich größerem äußerem Besitz, jemals zu erreichen möglich gewesen wäre.

§. 17.

Dem Kopenhagener Frieden folgte bald (1. Mai 1660 nach dem neuen Styl) der noch wichtigere zu Oliva, einem Kloster bei Danzig. Auf der einen Seite stand Schweden, auf der andern der Deutsche Kaiser, Polen und Brandenburg. Frankreich war die vermittelnde Macht. In Beziehung auf den Kurfürsten, war dieser Friede im Grunde nichts weiter, als eine Bestätigung des Vertrages zu Welau und Bromberg; doch war diese Bestätigung von bedeutender Wichtigkeit, da Polen nur zu deutlich gezeigt hatte, wie gern es die Anerkennung der Preußischen Souverainität wieder zurücknehme, und wie eifrig es die Widerspenstigkeit mehrerer Preußischen Landstände gegen die Rechte des Kurfürsten, zu benutzen gesucht hatte.

Diese Landstände hatten sich nämlich geradezu gegen die zu Welau erlangte Unabhängigkeit des Kur-

fürsten erklärt, und obwohl dieser mit gewohnter Kraft und Mäßigung alles gethan hatte, um die befangenen Gemüther zu besserer Klarheit und verständiger Anerkennung seiner Rechte hinüberzuleiten, so war ihm doch in der damaligen ruhelosen Zeit, wo der fortwährende Krieg fast alle Thätigkeit in Anspruch nahm, nur theilweise zu wirken möglich gewesen. Königsberg selbst enthielt die meisten Misvergnügten, und so hatte Friedrich Wilhelm sich genöthigt gesehen, die Festung Friedrichsburg zu erbauen, um von dort aus mit desto größerer Sicherheit die Hauptstadt zu beherrschen. Indessen ließ sich während des Krieges nicht viel mehr thun, als die Einwürfe der Landstände zurückweisen; die Erwerbung der Rechte selbst aber mußte einer ruhigern Zeit vorbehalten werden, die jetzt durch den Olivischen Frieden gekommen zu sein schien.

§. 18.

Man verlangte einen allgemeinen Landtag, auf welchem der Adel seine Vorrechte bestätigt zu sehen wünschte. Aber ehe dieser noch zu Stande kam, befahl der Kurfürst seinem Statthalter in Preußen, allen denen, welche bedeutende Aemter bekleideten, den Eid einzeln abzunehmen, wobei selbst hart scheinende Maaßregeln nicht unterlassen wurden. Dennoch wollte diesmal das bekannte: „Theile und Herrsche" nicht zum Ziele führen. Denn auf dem Landtage, welcher im folgenden Jahre (1661) wirklich gehalten wurde, schöpfte wieder jeder einzelne, früherhin Verschüchterte

durch das Zusammenkommen mit vielen Gleichgesinnten neuen Muth, und man erklärte zuletzt geradezu, Polen habe gar kein Recht gehabt, die Souverainität dem Kurfürsten zu übergeben: denn nicht durch die Waffen, sondern durch freiwillige Hingebung sei Preußen an Polen gekommen; und deshalb hätten sie zuerst um ihre Einwilligung gefragt werden müssen. Hiezu kam noch die Abneigung, die sich manche der vornehmsten kurfürstlichen Staatsdiener durch unmäßige Strenge zugezogen hatten, vor allen aber die Furcht, es möge nun die reformirte Religion über die lutherische in Preußen siegen. Davon hallten die Kanzeln wieder, und mit Besorgniß sah man der Zukunft entgegen, welche die Uneinigkeit noch vermehren konnte. So ward der Landtag aufgehoben, ohne daß der Zweck desselben erreicht worden. Es war vergeblich, daß Otto von Schwerin mit Sanftmuth und Besonnenheit einen großen Theil des Adels überzeugt hatte; ihm widerstrebten besonders Albrecht und Christian von Kalnein (Vater und Sohn), und Hieronymus Rhode, Vorsitzer des Schöppenstuhls zu Königsberg. Das Ansehn dieser Männer bei dem Volke war zu groß, um nicht für den Moment den Ausschlag zu geben. Um aber den Kurfürsten nicht offenbar zu beleidigen, erklärte man, nur die Pest sei Schuld an der Aufhebung des Landtages.

§. 19.

Es war voraus zu sehen, daß Friedrich Wilhelm durch alle diese Widersprüche sich nicht in seinem festen

Gange aufhalten lassen werde. Er schrieb einen neuen Landtag zu Bartenstein aus, und verbot jenen drei Widersprechern ausdrücklich, auf demselben zu erscheinen. Zugleich hatte er den König von Polen vermocht, sich noch entscheidender an ihn anzuschließen, und es ward von dieser Seite der Bischof Wiedegau von Ermeland und der Unterkanzler Leszinsky abgesandt, um die Preußischen Angelegenheiten zu beendigen. Noch sicherer zu wirken kam endlich der Kurfürst selbst nach Königsberg, und nun beugte sich alles; nur nicht Rhode und die unter ihm stehenden Gerichte und Gilden. Erzürnt durch den starren Widerspruch ließ ihn endlich der Kurfürst gefangen nehmen und zum Tode verurtheilen; doch geschah dies letzte wohl lediglich um zu schrecken, denn gleich darauf ward ihm eine ewige Gefangenschaft als Strafe zuerkannt. Man brachte ihn nach der Festung Peiz, doch auch hier blieb sein Sinn ungebeugt. Eine einzige Bitte hätte ihm vielleicht die Freiheit wieder gegeben, aber nichts konnte ihn bewegen, diese Bitte auszusprechen. Selbst als ihm einst auf den Wällen der Festung, wo er spazieren gehen durfte, der Kurfürst zufällig begegnete, und, wie immer, zur Milde geneigt schien, wandte er sich mit dem alten Groll im Herzen, sprachlos von ihm hinweg, und ging in sein Gefängniß zurück, wo er, mit ungenutzter Kraft und sich selbst aufreibend, erst im Jahre 1678 sein verfehltes Leben endete.

§. 20.

Der Friede zu Oliva hatte den Kurfürsten in den

Besitz aller seiner Rechte gesetzt, und ihm zugleich den sichern Ruhm eines ausgezeichneten Feldherrn, so wie den eines stets besonnenen und durchaus rechtlichen Fürsten gegeben. Jetzt gewährte ihm das Geschick zwölf Jahre der äußern Ruhe, in denen sein ganzer Sinn auf die innere Wohlfahrt des Deutschen Reichs überhaupt und seiner eigenen Länder insbesondere gerichtet sein konnte. Es scheint zweckmäßig, ihn zuvörderst weiter zu begleiten in dem was er als Kurfürst und Herzog für das gesammte Reich that, und sodann erst seinem Wirken als Herrscher über einen bestimmten Theil jenes Ganzen, nachzuforschen: aus welchem beiden dann der innere Mensch klar genug hervor gehen wird.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß Kaiser Ferdinand III. nicht ohne Mühe erlangt hatte, daß sein älterer Sohn Ferdinand IV. noch bei Lebzeiten des Vaters zum Römischen Könige erwählt wurde. Dieser Sohn starb indessen früh, und nun bedurfte der Vater einer neuen Anstrengung, um die Krone seinem jüngern Sohne Leopold zu verschaffen. Doch erlebte der treffliche Fürst diese Freude nicht, sondern endete bereits am 2. April 1757. Er hinterließ den Ruhm, gethan zu haben, was er in einer so verworrenen Zeit nur irgend zu thun vermocht hatte, und nie in sich irre geworden zu sein durch das herbe Geschick, das ihm fast nie verstattete zu handeln, sondern ihn immer nur gezwungen hatte zu ertragen.

§. 21.

Jetzt war der Nächste dem Throne jener jüngere,

damals siebzehnjährige Sohn, Leopold, König von Ungarn und Böhmen; aber es verflossen fast anderthalb Jahre, ehe dieser das glänzende, doch wenig erfreuliche Ziel erreichen konnte. Schon war es dem Kardinal Mazarin gelungen, Mainz, Cöln und Pfalz dem Hause Oestreich abgeneigt zu machen. Es war Frankreichs Gedanke, die Deutsche Kaiserwürde auf ein minder mächtiges Haupt zu setzen, um das unglückliche, in sich selbst uneinige Deutschland desto leichter angreifen zu können. Ja selbst dieser Plan ward erst dann befolgt, als der frühere, die Deutsche Kaiserwürde unmittelbar auf Ludwig XIV. zu verpflanzen, mislungen war. Nun schlug man von Frankreichs Seite den Kurfürsten von Baiern, Ferdinand Maria vor, und schon zeigte sich auch Trier geneigt, in das verderbliche Vorhaben der fremden Macht zu willigen. Zwar sahen wohl manche Fürsten ein, wie unheilbringend eine solche Wahl sein werde, und wie nöthig es sei, daß das so tief geschwächte, fast verblutete Deutschland ein durch sich selbst mächtiges Haupt haben müsse; allein die Stimmen dieser Einzelnen waren nicht mächtig genug, und wurden nur zu oft von den Stimmen des blinden Vorurtheils durchkreuzt, das nun einmal in dem Hause Oestreich den Grundsatz der Unterdrückung finden wollte. Nur ein Mann wie Friedrich Wilhelm, klar und kühn, mächtig und edel, konnte hier helfen, und er half wirklich. Durch seine einfache Darstellung der Lage des Staates, wurde Kursachsen gewonnen, und fiel Trier von Frankreichs Seite ab. Aber fast hätte

Leopolds Persönlichkeit in Frankfurt auf dem Wahltage alles verdorben, denn er misfiel durch eine seltsame Mischung von steifer Feierlichkeit und jugendlicher Vergnügungslust. Die Oestreichischen, Spanischen und Brandenburgischen Minister mußten jetzt Alles für ihn thun und so gelang es denn endlich, doch unter der höchsten Misbilligung Frankreichs, ihm die Krone zu verschaffen. (Tag der Erwählung 18. Jul. 1658; Krönung am 3. August.)

§. 22.

Bei dieser Hinneigung des Kurfürsten für das Interesse des Hauses Oestreich, kann es (doch nur bei dem ersten Blicke) als folgewidrig erscheinen, daß er bereits im Jahre 1660 den Baron von Blumenthal als Gesandten an den König von Frankreich schickte, um mit demselben politisch näher sich zu verbinden, und ihn zur Gewährleistung des Olivischen Friedens zu vermögen*). Er erhielt sie unter der Bedingung des Beitritts zu zu dem sogenannten Rheinbündnisse, das bereits 1658 errichtet worden war. Es hatten sich nämlich in diesem Jahre mehrere mächtige Deutsche Fürsten, als Mainz, Trier, Cölln u. s. w., späterhin auch die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, Cassel, Darmstadt, Zweibrücken u. s. w. vereinigt „zur Behauptung der Ruhe im

*) Ueber diese Gesandtschaft, deren Beschreibung der Freiherr v. B. schriftlich hinterlassen hat, siehe in der Beilage B. das Nähere.

Reich, des Westphälischen Friedens und eines jeden Bundesgenossen Vertheidigung, bei seinen Besitzungen, Rechten und Freiheiten," und es mußte allerdings sehr erwünscht sein, daß nun auch Friedrich Wilhelm durch sein Hinzutreten dem Bunde neue Kraft verlieh. Der ganze Bund war indeß durch Frankreich geschaffen, und wurde größtentheils durch ihn geleitet. Es war von dieser Seite auf nichts weiter abgesehn, als auf die Niederhaltung des Hauses Oestreich, sicher aber dachte der Kurfürst und mehrere Deutsche Fürsten nur an ein Ebenmaaß der Macht, das nach dem Westphälischen Frieden, wie er nun einmal war, nothwendig zu sein schien. Ohne Frankreichs Plane zu theilen, die, in der damaligen Unenthülltheit, überhaupt wohl kein menschliches Auge durchschauen konnte, ging er den eignen Weg.

§. 23.

Es ist erfreulich, den stillen und sichern Gang zu betrachten, den der Kurfürst in den wenigen Friedensjahren wandelte, denn überall war er Helfer, Vermittler, Rathgeber, überall zeigte sich seine Mäßigung, sein klarer Blick, und die Beziehung des Einzelnen auf ein Ganzes.

Auf dem Reichstage zu Regensburg vom Jahr 1663 (der sich bekanntlich in den sogenannten „ewigen" verwandelte), bat der Kaiser um Hülfe gegen die Türken, die um so gefährlicher werden konnten, je unzufriedener ein großer Theil der Ungarn und Siebenbür-

gen mit Leopold war. Man hatte anfangs wenig Neigung, dem Kaiser keine solche Hülfe zu gewähren; da aber die Gefahr immer näher herandrang, und die Feinde des Christenthums bereits Neuhäusel erobert hatten, so vergaßen die wackeren Deutschen gern manches, was sie bereits damals schon gegen den Deutschen Kaiser auf dem Herzen haben mußten, und sandten ihm die Hülfe, obwohl hier eigentlich nur von einem Privatkampfe des Hauses Oestreich die Rede sein mochte. Es war genug, daß die Anhänger Muhameds die christliche Hauptstadt des Deutschen Kaisers bedrohten, um jede andere Rücksicht für diesmal schweigen zu lassen. Diese würdige Ansicht theilte nicht nur der Kurfürst, sondern er war es auch, der im folgenden Jahre eine dreifache Vermehrung der Reichstruppen zu Gunsten des Kaisers durchsetzte. Die Fürsten boten ihm einstimmig die Feldherrnstelle über dieses Heer an, so wie Leopold die über sein eigenes. Doch eben so bescheiden als besonnen, nahm er weder das eine noch das andere an. Er wußte wohl, daß sein eigenes Land, nach so langem Drangsale mühsam nur zu neuer Kraft sich wieder erhebend, seiner persönlichen Gegenwart bedurfte, so wie er denn auch als Feldherr gar wohl einsah, wie unerfreulich es sei, einem so complicirten Heere, wie die Reichstruppen damals waren, vorzustehen. So sehr aber auch Friedrich Wilhelm seiner Reichspflicht treu blieb, um gern das Billige zu gewähren, so zeigte er sich doch auch sogleich wieder in selbstständiger Kraft, als der Kaiser, noch immer unbefriedigt, neue Hülfsleistun-

gen forderte, die deshalb mit Entschiedenheit abgeschlagen wurden. Daß auch die früheren völlig hingereicht hatten, zeigte sich bald durch den Sieg bei St. Gotthard, welcher die Türken nöthigte, einen Frieden auf zwanzig Jahre mit Oestreich abzuschließen.

§. 24.

Damit überhaupt die Macht des Kaisers als Reichsoberhaupts nicht zu groß werde (wovor sich die Deutschen Fürsten von jeher zu sehr gefürchtet haben), betrieb auch Friedrich Wilhelm den Lieblingswunsch der Reichsstände in Betreff einer beständigen Wahlcapitulation. Ihr zufolge wollte man das Recht behalten, immer neue, den Umständen gemäße Bedingungen beizufügen, so wie nicht minder das, noch bei Lebzeiten des Kaisers einen Römischen König nach Gefallen wählen zu dürfen. Leopold, der sich bei seiner Wahl manche Beschränkung hatte gefallen lassen, weigerte sich dennoch standhaft, das letztere Recht anzuerkennen. Ihn nach und nach zur Beistimmung zu nöthigen, war einer der wichtigsten Zwecke des Rheinbundes.

Das klare und rechtliche Gemüth des Kurfürsten wurde jetzt bereits in Deutschland so allgemein anerkannt, daß mehrere Fürsten ihn zum Schiedsrichter bei ihren wichtigeren Streitigkeiten erwählten. Im Jahr 1665 schlichtete er die Misverhältnisse zwischen den beiden Brüdern Georg Wilhelm und Johann Friedrich, Herzögen zu Braunschweig-Lüneburg, wobei der erstere das Herzogthum Lünebu g nebst den Grafschaften Diepholz und Hoya, der letztere Kalenberg und Grubenhagen erhielt.

Eben so schlichtete er auch den fast barbarischen Wildfangsstreit des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz mit den ihn umgebenden Ländern.

§. 25.

Er vermochte den ruhelos kriegerischen Bischof, Christoph Leonhard von Münster, ein den Holländern genommenes Ländchen wieder zurückzugeben, und versöhnte die Stadt Bremen wieder mit Schweden, das schon unter Karl Gustav eine feindliche Stellung gegen den kleinen Freistaat angenommen hatte. Dieser Auftrag war ihm von Seiten des Kaisers selbst geworden, der dabei reine Hochachtung bewährte.

Da der Kurfürst fühlte, daß der Friede zu Oliva zwischen ihm und Schweden nur die äußerliche Ruhe, aber nicht das alte Vertrauen wieder hergestellt habe, so hatte er seitdem keine Mühe gescheut, um auch dieses wieder herzustellen, mochte auch sein eigenes Herz, das unmöglich sich dahin neigen konnte, noch so sehr dagegen streiten. Es war ihm endlich im Jahre 1666 wirklich gelungen, und die Aussöhnung Schwedens mit Bremen war die Frucht des erneuerten günstigen Verhältnisses. In demselben Jahre kam auch der Vergleich mit dem Pfalzgrafen Philipp von Neuburg zu Stande, wie bereits oben erwähnt worden ist.

§. 26.

Nur mit Polen gelang kein entschiedenes klares Verhältniß, und es konnte nicht gelingen, da die Re-

gierung jenes Landes damals eben in der Verworrenheit und der Unruhe eine Art von Schutz für seine übel verhüllte Schwäche zu finden glaubte. Man weigerte sich, dem Kurfürsten Elbingen zu übergeben, und machte doch auch keine Anstalten, seine Geldforderungen zu befriedigen, obwohl er sogar (1661) in seiner Milde so weit ging, hunderttausend Thaler fallen zu lassen. Ja er räumte sogar, zwei Jahre darauf, Braunsberg und Frauenburg, und hob die Post in Danzig auf, die man als einen Eingriff in die Polnischen Rechte betrachtet hatte. Mit Gewalt sich Recht zu verschaffen, hinderte ihn die noch nicht befestigte Souverainität in Preußen, wovon vorhin geredet worden ist.

Indessen dürfen wir weder in dem übeln Willen des Königs Johann Casimir, noch in der Nation selbst, die Ursache jener verweigerten oder wenigstens immer aufgeschobenen Befriedigung suchen, sondern theils in dem Streben einiger Stände, sich selbst durch Ungerechtigkeiten geltend zn machen, theils in dem unzulänglichen Zustande der Finanzen.

§. 27.

Es zeigte sich indeß gar bald, daß man auch in Polen den ganzen Werth des Kurfürsten einzusehen im Stande war; denn als Casimir dem Volke seinen Wunsch erklärte, daß bereits jetzt ein Nachfolger erwählt werde, schlugen mehrere Stände, und unter ihnen der Kron-Großmarschall Lubomirsky, Friedrich Wilhelm als den Würdigsten vor. Und in der That ward ihm die Pol-

nische Krone angeboten, wenn er sich nur entschließen könne, ein paarmal die katholische Messe zu besuchen. Der Kurfürst erwiederte mit der alten Bestimmtheit: Nichts in der Welt werde ihn jemals bewegen, von der einmal als wahr anerkannten Religion abzugehen; zudem sei er vollkommen mit den Ländern zufrieden, welche Gott seiner Leitung anvertraut habe. Diese glücklich zu machen sei sein einziges Bestreben; nach weiterem Besitz trachte er nicht.

Zu gleicher Zeit schlug er ihnen den Pfalzgrafen Friedrich Wilhelm von Neuburg als einen ihrer Krone vollkommen würdigen Fürsten vor. Doch man weigerte sich, ihn anzunehmen, und so erhöhte sich immer mehr die unglücklich verworrene Lage des Reichs. Die Königin, gern in Intriguen lebend, wußte ihren Haß gegen den verdienstvollen Lubomirsky auch dem Volke mitzutheilen. Er mußte aus dem Reiche fliehen, und bat, von Schlesien aus, wo er einen Zufluchtsort zu finden gehofft hatte, den Kurfürsten um Schutz, der ihm auch in dem Maaße gewährt wurde, als er ihn hatte erbitten können.

§. 28.

Nach der Entfernung jenes bedeutenden Mannes, wogten die streitenden Partheien in Polen desto ungehinderter durcheinander, und je weniger man sich eines klaren und geläuterten Willens bewußt war, um so eifriger bekämpfte man das eben so trübe Streben der Andern. Selbst die Königin hatte oft ein ganz anderes

Ziel als der König, und ihr gelang es auch, daß 1664 Lubomirsky durch den zusammenberufenen Reichstag für einen Feind des Vaterlandes erklärt wurde, das damals ohnehin wenige Freunde in seinem eignen Schooße zählte. Da nun aber alles in zügellose Unruhe und Unordnung ausartete, und weder die Reichstage von 1665 noch 1666 entscheidende Erfolge zeigten, so sah sich der Kurfürst genöthigt, damit nicht auch Preußen ein Opfer werde, als Vermittler zwischen dem Könige und der Republik aufzutreten. Allein es war doch immer nur eine temporäre und bloß äußerliche Ruhe, die durch ihn hergestellt wurde. Die Wurzel des Uebels war in der fehlerhaften Organisation des Staates selbst. Die Königin und Lubomirsky starben 1667, und so fehlte es denn für den Augenblick an bedeutenden Bewegern der Partheien, so wie es dem Kurfürsten nun auch möglich ward, zu dem Besitze der Starostei Draheim zu gelangen. Der König schien indessen sein Versprechen ganz vergessen zu haben, denn er hatte sie bereits einem Polnischen Edelmanne verliehen, und der Kurfürst war fast übermilde, als er denselben mit 15,000 Thalern abfand.

§. 29.

Johann Casimir, der sich vielleicht nur sehr selten als König gefühlt hatte, wurde jetzt der Krone gänzlich überdrüssig, resignirte und wählte einen klösterlichen Aufenthalt in Frankreich, wo er bereits im Jahre 1672 (zu Nevers) starb.

Die Wahl eines neuen Königs hatte wie gewöhnlich große Schwierigkeiten. Fast sämmtliche Stände des Reichs wünschten abermals und mit erneutem Eifer den Kurfürsten zum Regenten; doch dieser erwiederte, wie bereits früher, mit einem entschiedenen Nein; ja er äußerte gegen die ihn näher Umgebenden, er halte die Polnische Krone keinesweges für wünschenswerth, da mancher Deutsche Edelmann sich freier und mächtiger bewegen könne, als der König jenes Landes.

Die Polen wählten jetzt wider alles Vermuthen, einen wenig bekannten und keinesweges mit der gehörigen Macht versehenen Fürsten aus ihrer Mitte, den Michael Coributh Wisniowizky (1669), dem sie fast mit Gewalt die Krone aufdringen mußten, von der er sich mit Recht wenig Freude versprach. Der Kurfürst, obwohl er sich hätte verletzt fühlen können durch den Umstand, daß man auf den von ihm vorgeschlagenen Fürsten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg keine Rücksicht genommen hatte, erkannte dennoch Michaeln ohne Widerspruch als König an, und gelangte durch ihn endlich zu der Belehnung mit den Herrschaften Lauenburg und Bütow (1670,).

§. 30.

In diese Zeit fällt eine Begebenheit, die im Verhältniß zu den großen Kriegen und Staatsrevolutionen, von denen wir erzählt, nicht sehr wichtig scheint, die es aber allerdings wird, wenn wir sie als eine Aeußerung der Zeit betrachten, die sich in derselben klar verkündet.

Da ferner die meisten Schriftsteller sie nur um deswillen erzählt haben, um auf den Kurfürsten einen Schatten zu werfen, so wird es um so nöthiger sein, sie desto uneingenommener zu betrachten.

Das Misvergnügen der Preußischen Landstände über Friedrich Wilhelms errungene Souveränität war durch Rhodes Bestrafung zwar nicht völlig gestillt, doch von öffentlichen Aeußerungen zurückgehalten worden. Auch schien es wirklich, als fingen endlich die Edelleute an, ihr seit etwa einem Jahrhundert verändertes Verhältniß zu dem Fürsten zu begreifen, wobei es allerdings manchem schmerzlich genug werden mußte, sich in den Verlust der höheren Macht zu schicken, die ihm das ältere Feudalsystem verliehen hatte. Der Kurfürst sorgte durch ein stehendes Heer dafür, daß ihnen diese Ansicht nicht schwinden konnte.

Nur ein Einziger, Christian Ludwig von Kalkstein, Amtshauptmann von Olezko, fühlte in sich die Unmöglichkeit zu schweigen und sich zu fügen, und ward deshalb 1667 seiner Stelle entsetzt. Sein Mismuth wuchs, man mußte ihn gefangen setzen, und da er endlich, vom heftigsten Zorn übermannt, wiederholte Drohungen ausstieß, den Kurfürsten zu erschießen, so ward er zum Tode verurtheilt. Indessen ließ der Fürst gar bald die alte Güte walten, es ward ihm mehrjährige Gefangenschaft zuerkannt; doch auf Bitten der Kurfürstin auch diese nur in eine einjährige verwandelt. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er frei gegeben, doch mußte er vorher eine bedeutende Summe Geldes erlegen, und das eid-

liche Versprechen thun, seinen Landsitz nur im Nothfalle; Preußen aber nie zu verlassen. Von Rachsucht getrieben, und obwohl ihm die Hälfte der Geldstrafe auf sein Bitten erlassen worden war, brach er sein Versprechen und eilte nach Warschau, wo er mit nichts geringerem umging, als dem Kurfürsten die erlangte Souverainität wieder zu entziehen. Er zeigte Papiere, die ihn als Bevollmächtigten der Preußischen Landstände darstellten, und die Polen nahmen seine Wünsche mit einer Theilnahme auf, die den Kurfürsten alles befürchten ließ. Er verlangte daher Kalksteins Auslieferung, aber man verweigerte sie ihm. Sein Gesandter am Hofe zu Warschau, Eusebius von Brand, überreichte eine Schrift, in der sämmtliche Preußische Landstände durch ihre Unterschrift erklärten, Kalkstein sei keinesweges ihr Abgeordneter, und seine Plane seien nicht die ihrigen. Dagegen behauptete Kalkstein, jene Unterschriften seien erzwungen, und seltsam genug beging der König von Polen die Unziemlichkeit, ihm mehr zu glauben als dem Kurfürsten. Man verweigerte noch einmal geradezu seine Auslieferung und so sah sich Friedrich Wilhelm zu einem großen Schritt genöthigt, der aber freilich nicht ohne einige kleine Schritte zu thun möglich wurde. Brand ließ den heftigen Feind seines Herrn zu einem Gastmahle einladen, er kam, und ward von dem Hauptmann Montgomery und einigen Dragonern empfangen, die ihn zu Boden warfen, in eine Tapete wickelten und so in diesem seltsamen Gewahrsam nach Königsberg sandten.

§. 31.

Auch jetzt noch hätte der Kurfürst dem heftigen Mann gern Gnade wiederfahren lassen, doch da er auf seinem eisernen Sinn beharrte, so ward er zu Memel 1672 enthauptet. Es darf keinesweges verschwiegen werden, daß er dem Tode mit dem festen Muthe eines Mannes entgegen ging, ja daß er sogar scherzte, und seinen Freunden erzählte, er habe bereits mehrere Tage vor dem entscheidenden, die Gichtschmerzen verloren, die ihn fast während seines ganzen Lebens gepeinigt hätten. Wenn er aber auch dabei bis zum letzten Augenblicke seine Unschuld im Allgemeinen betheuerte, so ist die hinzugefügte Aeußerung, „es sei nie ein Verbrechen in Polen gewesen, Schriften unter fremdem Namen dem Reichstage zu übergeben,“ um so bedeutender, da er dadurch allerdings einzuräumen schien, daß er sich eigenmächtig in die Verhältnisse der Preußischen Landstände, die ihm keinen Auftrag gegeben, eingedrängt habe.

In Polen machte diese Begebenheit das größeste Aufsehen, und Brandt wäre verloren gewesen, wenn er sich nicht durch eine schnelle Flucht der Wuth seiner Feinde entzogen hätte. Wirklich waren die Polen nahe daran, dem Kurfürsten deshalb einen Krieg anzukündigen, um auf diese Weise alle ihnen lästige frühere Verträge mit demselben aufzuheben. Doch die durch die nahenden Türken drohende Gefahr machte sie schnell nachgiebig, indem sie von dem Kurfürsten Hülfsvölker er-

bitten mußten. Man begnügte sich mit der allgemeinen Erklärung des Fürsten, er sei nicht abgeneigt, aus Achtung für den König Michael, Kalksteinen zurückzusenden, und bestand dann nicht weiter darauf, sondern bat nur noch, den Brandt und Montgomery gelegentlich selbst zu bestrafen. Beide aber hatten sich damals in Holland verborgen und erst späterhin erschien der Erstere wieder am Berliner Hofe*).

§. 32.

Eine ähnliche Strenge zeigte der Kurfürst gegen einen damals berühmten Prediger Aegidius Strauch zu Danzig, der sich auch als Historiker und Chronolog

*) Dieser Eusebius von Brandt ist den Freunden der ältern Deutschen Literatur nicht ganz unbekannt, indem sein Freund, der Freiherr Rudolph von Canitz zwei versificirte Episteln an ihn gerichtet hat, die er wieder mit einer ähnlichen zu beantworten versuchte (Man sehe Canitzens Gedichte, herausgegeben von U. König 1727. S. 117). Dieses Verhältniß wirft ein erfreuliches Licht auf ihn, der sonst leicht bei jener Geschichte mit Kalkstein, verlieren konnte. C. sagt von ihm in der zweiten Epistel (1692).

Denn Du bist nicht ein Mann nach Art der neuen Welt,
Der den Macchiavell für sein Gebetbuch hält,
Der sich bloß auf die Kunst dem Hof zu schmeicheln leget
Und einen Junker kaum Herr Ohm zu nennen pfleget.
Kein Glück ist Dir zu stark, das Dich bemeistern kann;
Dir legt kein Fürstenblick die güldnen Fesseln an,
u. s. w.

Ruf erworben hatte. Er strebte nach Aufsehen um jeden Preis, und, im Besitze der Gunst des großen Haufens, erhitzte er die Gemüther durch öffentliches Schelten gegen sämmtliche Fürsten Deutschlands, wenn sie nicht in seinem Geiste handelten. Am meisten haßte er den Kurfürsten, und er verfehlte nicht, diese Abneigung um so lauter auszusprechen, da er das seltsame Glück hatte, daß dieser Herrscher ihn seiner Aufmerksamkeit würdigte. Wirklich erschien er diesem so bedeutend, daß er ihn auf der Fahrt nach Hamburg, wohin man ihn berufen, auffangen und nach Küstrin in das Gefängniß bringen ließ. Hier zeigte sich Strauch, wie vorher zu sehen war, keinesweges geschmeidigt, sondern selbst in einer Schrift, in der er um die Freiheit bat, nannte er, in seiner thörichten Verblendung, den Fürsten einen Tyrannen der dem Pharao gleiche. Die Polen und die Danziger baten für ihn, und es ward ihm die Freiheit zurückgegeben unter der Bedingung, nie wieder gegen den Kurfürsten zu reden.

Diese ganze Geschichte würde wegen ihrer scheinbaren Unbedeutenheit schwerlich eine Stelle in der Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelms verdienen, wenn man sie nicht gebraucht hätte, um zu beweisen, daß anch er sich manche willkührliche uud unerlaubte Handlungen erlaubt habe. Man dichtet sogar, er selbst habe jenen Prediger den Hamburgern empfohlen, um ihn dann unterweges zu fangen; doch, scheint es, braucht man eine solche Kleinlichkeit nur anzuführen, um sie widerlegt zu haben. Das einzig wahrhaft Merkwür-

dige ist wohl nur die Bedeutung, die der Fürst jenem verworrenen Schelter lieh, und wenn er dabei in der Abneigung gegen ihn zu weit ging, so ist wenigstens der Umstand, daß er einen großen Werth legte auf die Stimme eines geltenden Schriftstellers, einer rühmenden Anerkennung werth.

§. 33.

Diese beiden letzten Begebenheiten, die in das Privatleben des Fürsten zu fallen scheinen, geben Gelegenheit hier auf dasselbe überhaupt zu kommen, da bisher die Darstellung der äußerlichen Beziehungen der Europäischen Staatsverhältnisse auf seine Herrschaft, nicht verstatteten, dasselbe zu betrachten, und die nächstfolgende Periode seines Lebens zu glänzend da steht, um sie durch die Hinsicht auf dasselbe unterbrechen zu dürfen. Man wolle indeß nicht vergessen, daß von einem fürstlichen Privatleben die Rede sein wird.

Friedrich Wilhelm ist nicht bloß zu betrachten als der Wiederhersteller oder Verbesserer eines alten gesunkenen Reiches, sondern als der Schöpfer eines ganz neuen, und, vielleicht hat niemals ein solcher mit größeren Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt als er. Je leichter es scheint die Zeit zu verstehen in der wir leben, desto schwerer ist es, und selten nur gelangen wir dazu von einem Fürsten sagen zu können, daß er sie ganz begreife. Bei ihm ist gerade dies das Höchste. Das Mittelalter mit seiner ganzen selten nur geahndeten Herrlichkeit war untergegangen. Eine neue Zeit war seit

Luther mit Macht herein gedrungen, viel Schönes zerstörend, aber Ersatz bietend, wie es ihn zu geben vermochte. Ein Jahrhundert war verflossen, unter stillen bitteren Kämpfen, der dreißigjährige Krieg hatte die Flamme auf das Höchste getrieben, aber auch zerstört, was nie wieder zu beleben war. Was konnte nun der Fürst? die edeln Trümmer der Vergangenheit retten, und was in der Zeit unwiederbringlich verloren gegangen war, wieder suchen in dem Besten, was die Menschheit überhaupt hat.

§. 34.

Er fand sich beim Antritte seiner Regierung von außen her in einer Lage, wie sie wohl nur wenige Fürsten aller Zeiten erfahren haben. Wie er ausglich, was sich ausgleichen ließ, haben wir vernommen. Aber in seinem eigenen Lande war der innere Feind, obwol meistens ein sehr edler, und auch ihn hatte er zu bekämpfen. Die Landstände setzten sich ihm entgegen, sich berufend auf alte Rechte. Wer wollte zweifeln, daß er diese geehrt habe, daß er erkannt habe das Herrliche und Große, was in der Idee des Adels und des alten Feudalsystems liegt, und dennoch mußte er, der Ritterlichgesinnte, dem Rittersinne des Einzelnen, der, in der Erscheinung, oft in Trotz und Unbändigkeit ausartete, mit starker Hand Schranken setzen. Da ist es nun seltsam zu lesen, wie eben die Schriftsteller, die über die Vorrechte des Adels bittere Klage führen, dennoch wieder im verworrenen Wüthen, gegen den

Kurfürsten auftreten, daß er diese Rechte beschränkte, und sich als königlichen Herrscher bewies gegen jenen Adel, der auf seinen Schlössern eine in sich abgeschlossene Fürstengewalt sich aneignen wollte. Es scheint, man müsse wie Friedrich Wilhelm, (und jetzt wird es uns leichter) den ganzen Werth der alten Institutionen kennen, und sich derselben freuen, um die Kraft und Selbstüberwindung gebührend zu rühmen, mit der er das bekämpfte, was seinem eigenen Herzen ohne Zweifel sehr theuer war.

Selbst ein nicht geringer Theil des Adels ging nach und nach in die Ansichten des Kurfürsten freundlich ein; obwohl im Anfange nur ein Einziger, Conrad von Burgsdorf, das Ziel des Kurfürsten zu erkennen und zu billigen schien.

§. 35.

Es ist unmöglich, in die Klagen der meisten Schriftsteller, daß der Kurfürst sein erschöpftes Land durch Auflagen aller Art gedrückt habe, einzustimmen, wenn man dabei erwägt, daß alle diese scheinbaren Härten durch die Nothwendigkeit bedingt wurden. Wir können allerdings bedauern, daß der Fürst selbst im Jahre 1641 eine neue Accise und Steuerordnung, und im folgenden eine Contribution von den Häusern und Aeckern, so wie wenige Zeit darauf von den Ständen einen großen Theil der Bezahlung der Schwedischen Forderungen, die Verpflegung der vorhandenen Truppen, die Uebernahme der Zinsen von den herrschaftlichen

Schulden u. s. w. fordern mußte. Das was erreicht werden sollte und in der That am Ende erreicht wurde, war indeß auf keinem andern Wege, als durch solche Maaßregeln zu erreichen. Die Klagen der damaligen Zeit mochten zu verzeihen sein, die, so jetzt etwa noch in einigen Schriften gefunden werden, sind, als die Resultate einer verworrenen Ansicht oder weichlichen Sinnesart, zu verwerfen.

Berlin war damals in einer so traurigen Lage, daß, als Friedrich Wilhelm 1643 diese Stadt zum erstenmal als Fürst betrat, sie ihn und seinen Hofstaat nicht einmal mit dem allernöthigsten versehen konnte, weshalb er sich auch bald nach Cüstrin begeben mußte, wo die Noth noch nicht so hoch gestiegen war. Auch befand sich das Schloß zu Berlin in einem so verfallenen Zustande, daß es durchaus nicht von einem Fürsten bewohnt werden konnte *).

Der Kurfürst war in die Nothwendigkeit versetzt, jedes rechtliche Mittel zu ergreifen, um Geld herbeizuschaffen. Da der Augenblick zu dringend gebot, mußte er verpfänden, was noch zu verpfänden war, und borgen, wo sich noch borgen ließ, und selbst bei geringen Summen. Die rücksichtlose Offenheit, mit der er hiebei zu Werke ging, und die Sicherheit, mit der er sich

*) Als bei einer nothwendigen Reparatur des Altans ein Centner Colophonium nebst einer verhältnißmäßigen Masse von Wachs und Schwefel erfordert wurde, waren diese unbedeutenden Dinge in ganz Berlin nicht aufzutreiben, und mußten in Hamburg erkauft werden.

selbst vertrauen durfte, dereinst eine günstigere Zeit zu erschaffen, in der er Alles wieder ausgleichen konnte, setzen dieses Verfahren über jeden Tadel hinaus. Nur der unsicher Strebende, und der nur äußerlich Große wird jeden Schein des Gewöhnlichen fürchten.

§. 36.

Aber er forderte nicht bloß, er gab auch, und schaffte die Möglichkeit, jene Forderungen zu befriedigen. Da sich das Land während des Waffenstillstandes mit den Schweden, wenigstens im Vergleich mit der vergangenen Zeit, in einer Art von Ruhe befand, so galt es jetzt, dem ganz verfallenen Ackerbau wieder aufzuhelfen. Schon im Jahre 1643 ward eine Commission ernannt, welche die Felder untersuchen, und anzeigen sollte, wie viele nicht bestellt worden seien, so wie denn auch durch sie die Anzahl der Dorfbewohner und Schäfer im Lande ausgemittelt werden konnte. Er bediente sich bald der ernstesten Strenge, bald der sanftesten Milde, je nachdem die eine oder die andere zum Zwecke führte, um seine Unterthanen zum Fleiße anzuspornen. Dieser fehlte damals allerdings, denn ein mehr als zwanzigjähriges Elend, während dessen niemand seines Erwerbes sich in Sicherheit erfreuen konnkonnte, hatte die Menschen verdrossen gemacht und unlustig zur Arbeit, deren Früchte sie nicht absahen. Es bedurfte der höchsten folgerechtesten Besonnenheit und eines vorleuchtenden Beispiels, um die verarmten Menschen wieder zu jenem heitern Muthe zurückzuführen, ohne den keine Arbeit gedeihet.

Sodann war er bemühet, auch fleißige Ausländer ins Land zu ziehen, und es gelang ihm besonders bei den Holländern, die früh schon, da er sich als Prinz bei ihnen aufgehalten, ihm Achtung und Vertrauen gewidmet hatten. Bei ihnen kam auch noch der günstige Umstand hinzu, daß sie der unfruchtbare Boden nicht schrecken konnte, da sie schon eher gewohnt waren, mit einer dürftigen äußern Natur zu kämpfen. Durch sie lernten die Berliner Bürger die Viehzucht mit größerem Vortheile als sonst betreiben, und die Milch ward ein gewöhnlicheres Nahrungsmittel, das mehrere andere an Wohlfeilheit übertraf.

Dennoch gehörte noch immer das Aufgebot aller Kräfte dazu, um nicht von Zeit zu Zeit wieder in unthätige Verzweiflung zu fallen, denn noch immer hauste Torstenson wie ein Feind im Lande und forderte hundertzwanzigtausend Thaler nebst endloser Kornlieferung jährlich für den bewilligten Waffenstillstand, eine Summe, die schlechterdings nicht aufzubringen war. Vergeblich versuchte der Kurfürst am Stockholmer Hofe durch die klare Schilderung des Zustandes seines Landes einigen Erlaß zu bewirken: die Schweden fuhren fort, die Bürger zu belästigen, und mit Schmerz erkannte der Fürst seine damalige Ohnmacht, die Gewalt zu vertreiben.

§. 37.

Doch dieses Gefühl einer politischen Gewalt vermochte ein Mann wie er, nicht lange zu ertragen, und schon im Jahre 1645 mußte das Land fast seine letzten

Kräfte anwenden, um einen Fond aufzutreiben, aus welchem ein neues Brandenburgisches Heer gebildet werden konnte. Es wurde deshalb die sogenannte doppelte Metze eingeführt, so wie nicht minder neue Geldbeiträge erfordert wurden, um die zu dem allgemeinen Friedenscongresse zu Münster und Osnabrück gesandten Räthe in dem gebührenden Glanze auftreten zu lassen. Während er für das wichtige Geschäft des Friedens alles aufbot, was menschliche Klugheit vermochte, verordnete er in seinem Lande einen monatlichen Buß- und Bettag, um des Himmels Segen zu erflehen, ohne den die Aeußerung irdischer Kräfte fruchtlos bleibt. Allerdings ruhte auch dieser Segen wirklich auf ihm, indem ihm das Jahr 1646 die Prinzessin Louise von Oranien als Gattin zuführte, welche bis 1667 das Glück seines Lebens schuf. Lebhaft und geistreich mußte er natürlich wünschen in wahrhaft fürstlichem Glanze vor ihr zu erscheinen, und da ist es denn fast rührend, daß er für diesen Zweck selbst von seiner verehrten und bejahrten Mutter eine Summe Geldes auf ein Jahr erborgen mußte. Er erschien in Gravenhaag mit einem reichen Gefolge, und erfreute sich der ähnlichen Pracht, die ihm begegnete. Wir denken ihn uns gern an dem Vermählungstage in dem Glanze eines Wamses von weißem mit Gold durchwirkten Atlas, und in dem schönen Spanisch-Deutschen Mantel, der so reichlich mit Diamanten prunkte, daß jener Atlas kaum mehr bemerkt wurde. Der Schmuck der Braut war dem des edlen Bräutigams ähnlich, und die neun Grafen, welche

die neun Ellen lange Schleppe ihres Kleides trugen, gewährten dem feierlichen Freudentage eine neue Zierde.

§. 38.

Es ist nicht selten, daß gerade der kühnste Held, der sich mit der muthigsten Kraft im feindlichsten Gedränge gewandt zu bewegen weiß, dennoch eine milde Freude und die angenehmste Beruhigung im Stillleben der sanfteren Künste findet. So hatte Friedrich Wilhelm eine entschiedene Neigung für die Gartenkunst, die ihm wahrscheinlich zuerst in Holland bekannt geworden war, und die er jetzt auch in Berlin thätig beweisen wollte. Seine Gattin theilte diese Neigung, und half mit treuem Sinne fördern, was er gefördert wünschte. So entstand der sogenannte Lustgarten in Berlin, anfangs freilich nur dem Bedürfnisse dienend, doch späterhin auch seinem freundlichen Namen mehr entsprechend.

Wie es übrigens möglich gewesen, bei so gänzlich zerrütteten Finanzen, bereits im Jahre 1647 eine alte Reichs- und Kreissteuerschuld von 572,483 Gulden an den Kaiser abzutragen, ist selbst bei der Anerkennung der höchsten und consequentesten Sparsamkeit kaum begreiflich. Selbst der unglückseligste Zweifler an dem, was wir vorhin Gottes Segen nannten, müßte hier, für den Moment wenigstens, gläubig werden.

In dem genannten Jahre finden wir ihn auch schon mit dem Plane umgehend, einen ins Große gehenden auswärtigen Handel einzurichten, wozu ihm der

Antrag durch den Admiral Lieres, der ehedem bei der holländisch-ostindischen Gesellschaft gedient hatte, gemacht worden war. Indessen konnten sich die verarmten Brandenburger für jetzt nicht darauf einlassen, und auch späterhin ist nichts Sonderliches daraus geworden.

§. 39.

Nicht minder misglückte der Plan, den zwei Franzosen, (Pierre und Hugue) zur Verbesserung der Domainen ausgedacht hatten, weil es ihnen an genügender Kenntniß mangelte. Es schien, als solle der Kurfürst immer nur an sich selbst verwiesen werden, und als wolle nur das recht glücken, was er selbst entworfen hatte. So gedieh die stehende Einnahme durch die neu eingeführte Accise, bei deren nothwendiger Einführung ihn selbst nicht der fortgesetzte Widerspruch der Unterthanen irren konnte. So die Anlage der ersten Schleuse in Berlin, und des großen überaus wichtigen Friedrich Wilhelms-Kanals bei Mühlrose, wodurch die Oder mit der Spree, und in der Folge die Havel mit der Elbe vereinigt ward. Der Plan dazu ward 1653 entworfen, aber vollendet ward das große Werk erst funfzehn Jahre darauf, wobei der kurfürstliche Generalquartiermeister Philipp de Chiese sich unvergeßliche Verdienste erwarb. So gedieh das Postwesen, das er unter allen Deutschen Fürsten zuerst in seinen Staaten einführte, da früherhin der ganze Ertrag desselben nur in den Händen des Kaisers und des Thurn und Taxischen Hauses gewesen war, so wie denn auch der lange

Krieg es fast gänzlich zerstört hatte. So gedieh die Landwirthschaft, für die auch seine thätige Gemahlin manches mit Glück und Eifer wirkte, da mehrere ihrer ehemaligen in diesem Fach erfahrenen Landsleute ihr gern nach dem neuen Vaterlande folgten, um dort ihre Verbesserungsplane ausführen zu helfen *). So ward endlich der Hofstaat, der unter Georg Wilhelm eine ungeregelte, oft prunkende, oft fast dürftige Gestalt hatte, und entweder kärglich oder gar nicht bezahlt wurde, seit dem Jahre 1650 nach einem besseren Plane eingerichtet. Wohl hatte man dabei des ungünstigen Zustandes des Landes, so wie der Zeitverhältnisse sorgsam gedacht, und eine nothwendig gewordene Sparsamkeit eingeführt, doch war auch keinesweges die Würde vergessen, in der Brandenburgs Kurfürst sich zeigen mußte. Seine edle Gemahlin wirkte auch hier bedeutend mit **).

§. 40.

Friedrich Wilhelm hatte während der ersten Jahre seiner Regierung schmerzlich genug erfahren, wie wenig in dem feindlichen Getreibe der Mächte gegen einander, das bloße Recht gilt, und wie wenig es vor der Willkühr der Fremden schützen kann, wenn nicht äußeres Gewicht ihm zur Seite steht. So ward ein Heer noth-

---

*) Ihr Gemahl hatte ihr das Amt Bötzow geschenkt, dessen landwirthschaftliche Verwaltung späterhin ein Muster für die ganze Mark zu werden verdiente.

**) Siehe die Beilage C.

wendig, das dem Worte des Rechtes Nachdruck gebe, ein Heer, wenn auch nur klein, doch stark durch Gleichheit des Willens und die Bedeutenheit der Führer. Die Deutschen Fürsten, des langen Kampfes müde, hatten nach dem Westphälischen Frieden den größten Theil ihrer Soldaten abgedankt: tausende dieser Verabschiedeten waren fröhlich zu ihren alten Gewerben und den Künsten des Friedens zurückgekehrt, tausende aber waren misvergnügt über die neue Ordnung der Dinge, und zogen jetzt, Räubern ähnlich, durch Deutschland, nach einer Gelegenheit suchend, die alten Kräfte zu üben. Doch gab es auch nicht wenige, die, des edeln Namens eines Soldaten werth, und ihren wahrhaften Beruf fühlend, nur den neuen Fürsten suchten, der ihre Kräfte gebrauchen und zu reinen Zwecken leiten könnte. Ueberhaupt war nicht sogleich Arbeit zu finden, und noch immer waren die Menschen wohlfeil geblieben, obwohl der Krieg mehrere Millionen hingerafft hatte.

Auch nach den Brandenburgischen Staaten waren viele dieser Dienstlosen hingeströmt, und zwar mit desto freudigeren Hoffnungen, je mehr der Ruf bereits von dem jungen Fürsten verkündet hatte. Friedrich Wilhelm wußte zu wählen unter denen, die sich ihm boten, er bildete den Stamm seiner Regimenter aus Brandenburgern, deren Treue längst erprobt war, aber er vergönnte gern den Fremden die Vereinigung mit ihnen, wenn sein heller Blick ihren Werth und ihren Beruf zum Kriegerstande erkannt hatte. Unter denen, die

ihrem Namen die meiste Auszeichnung erworben haben, sind hier besonders zu nennen Otto Christoph von Sparr, der früherhin in den Diensten des Kaisers gestanden, und Derfling, der seine Schule unter den Schweden gemacht hatte. In beiden tapfern und geistreichen Männern erkannte der Brandenburgische Staat in den Zeiten der Gefahr die sichersten Stützen.

§. 41.

Der Westphälische Frieden hatte den Deutschen von ihrem ehemaligen Glanze und der politischen Macht vieles genommen, und sie äußerlich arm, ja theilweise dürftig gemacht; aber er hatte ihre Gemüther in Freiheit gesetzt, und die Religion, für die sie mit beispielloser Ausdauer gekämpft, war ihnen um so theurer geworden. Der Kurfürst vereinigte die ritterliche Tapferkeit und die politische Rechtlichkeit mit einem innigen frommen Sinne, der wohl fühlt, daß ohne jene reine Demuth vor Gott, die Menschenkraft nicht geläutert werden, und man nicht menschlich herrschen könne, ohne jene stete Ahnung des Göttlichen.

Aber er fand sich unter zwei streitenden Partheien, den strengen Lutheranern, und den nicht minder strengen Reformirten. Die ersten hatten zum Theil ganz vergessen, was Luther eigentlich als das Höchste angeschaut, sie lebten nicht in seinem Geiste, sondern ruhten gleichsam auf seinen Worten, und in den eng beschriebenen Gränzen mußten sie bald sich verhärten. Ja es gab manche, deren Sinn eine völlige Versteine-

rung

rung zu erkennen gab, aus der aber, bei polemischen Reibungen, desto stärkere Funken sprüheten. Manche alte Predigtsammlungen und Moralsysteme geben diesen Sinn auf die entscheidendste Weise an den Tag, und ganz besonders schienen sich die Wittenberger Theologen verschworen zu haben, jedes Hinübertreten über Luthers Worte als verdammliche Ketzerei zu bestrafen. In manchen polemischen Schriften, deren damals eine große Menge von jener Universität her ausgingen, herrscht ein Geist, den man am besten durch starre Bonzenhaftigkeit bezeichnen kann. Sie wollten den allgemeinen theologischen Richterstuhl für das gesammte protestantische Deutschland bilden, und da sie dabei mit besonderer Consequenz verfuhren, so wie denn auch eine gewisse bleischwere Gelehrsamkeit das Imponirende vermehrte, so gelang ihnen Vieles, das sonst wohl unmöglich gewesen sein dürfte. Man möchte in der That die geistliche Herrschaft des Papstes wenigstens erträglicher finden, als jenen eisernen theologischen Despotismus einzelner beschränkter Männer, die in ungemessenem Stolze, eben diese Beschränktheit für heilig zu erklären gesonnen waren.

§. 42.

Der Kurfürst, der alles, was er war, ganz war, hing mit ungetheiltem Herzen und großem Eifer an der reformirten Religion, doch schützte er auch mit aufrichtigem Ernst die Gewissensfreiheit der Lutherischen. Diese aber, in dem unangenehmen Gefühle, gewisser-

Bayerische Staatsbibliothek München

maßen nur geduldet zu werden, griffen weiter um sich und zeigten nicht selten offenbare Feindseligkeit gegen die Religionspartheі, welcher ihr eigner Landesherr zugethan war. Vergeblich ermahnte der Kurfürst bald mit Milde, bald mit Strenge zur Eintracht; jenes Gefühl wich nicht, sondern sprach sich immer nur deutlicher und heftiger aus. So hatte (um von vielen Beispielen nur eines anzugeben) der Licentiat Pomarius *) in seiner Antrittspredigt als Pastor zu St. Petri geradezu erklärt, er wolle die Calvinische Lehre, mit Luthern, bis an sein Ende verdammen, weshalb ihm der Kurfürst die Kanzel verbieten ließ. Da es nun offenbar wurde, daß dieser und ihm ähnliche Prediger ihre polemische Stimmung besonders durch die Wittenberger Theologen erhalten habe, so verbot der Fürst (1662) seinen Unterthanen, jene Universität zu besuchen, da in ihr der Geist der Unverträglichkeit wohne, weshalb keiner, der jenen Befehl übertreten werde, hoffen dürfe, in seinen Landen ein öffentliches Amt zu erhalten. Er achtete nicht die widrige Stimmung, die durch ein solches Edikt am Dresdener Hofe erregt werden mußte, und es entspann sich darüber ein ausführlicher Briefwechsel mit demselben, in welchem er, jedoch ohne Erfolg, durch Darlegung seiner Gründe, die Sachsen mit seiner Maaßregel zu versöhnen suchte.

In dem genannten Jahre wurde die Ermahnung zur Eintracht an sämmtliche lutherische und reformirte

---

*) S. Beilage D.

Prediger des Landes öffentlich nnd ernstlich wiederholt, doch da auch dies noch nicht die gewünschten Folgen hatte, und mehrere, besonders lutherische Seelsorger fortfuhren, ihren Haß gegen die Gegenparthei auf die Kanzel zu bringen, so glaubte sich der Kurfürst zu einer neuen und strengern Maaßregel genöthigt. Er verlangte nämlich im Jahre 1664, daß sämmtliche Prediger einen Revers unterschreiben sollten, „ihrer Amtspflicht gemäß," Frieden unter einander zu halten und die theologischen Streitigkeiten gegen andere Religionspartheien nicht ferner von der Kanzel herab zu betreiben.

§. 43.

So zweckmäßig nun auch ein solcher Befehl zur Wiederherstellung der Ruhe zu sein schien, so mußte er dennoch manchen Widerspruch finden, indem mehrere Lutherische Prediger einen andern Begriff von ihrer Amtspflicht hatten, und in jenem Gebot zur Friedlichkeit nur den äußern Zwang, oder wol gar etwas Einschläferndes und geistig Ertödtendes erblickten. Indessen unterschrieben fast alle, um nicht den Zorn des Fürsten auf sich zu laden, und ihrer Aemter verlustig zu gehen. Zwei Berlinische Pastoren erklärten dagegen mit Entschiedenheit, daß ihnen ihr Gewissen verbiete, jenen Revers zu unterschreiben, und wurden deshalb ihrer Dienste entlassen, worüber der Kurfürst (4. Mai 1665) eine sehr ausführliche Deklaration durch den Druck bekannt machen ließ. In derselben hieß es, daß er, „niemals über seiner Unterthanen Gewissen und Religion

einige Gewalt geübet, noch auch wegen ungleicher Glaubensbekenntniß jemanden angefeindet, sondern allen und jedem gleiche Gnade und Beförderung wiederfahren lassen, wie solches weltkundig und von Ausländischen in öffentlichen Schriften erkennet und gerühmet worden," u. s. w. Diesmal sei er aber auf die entschiedenste Weise genöthigt worden, mit Strenge zu verfahren*).

Leider aber verlor Berlin und der Preußische Staat durch dieses Edikt den Prediger an der Nicolaikirche, Paul Gerhard, einen Dichter, dessen geistliche Lieder noch immer unübertroffen dastehen, und so lange gelten werden, als religiöse Gefühle und Deutsche Sprache überhaupt gelten**).

§. 44.

Die Religiosität des Kurfürsten zeigt sich in der That in allem was er unternahm, eben weil sie ihrer Natur nach nichts Einzelnes und Erlerntes sein kann, sondern den ganzen Sinn und das ganze Leben durchglühen muß. Ihm war es nicht um zahlreiche, begüterte und glänzende Unterthanen zu thun, sondern um kraftvolle, fleißige und fromme. Von diesem Standpunkte aus betrachtet sind viele seiner Edikte musterhaft zu nennen und verrathen einen rührenden Eifer für die

*) Man findet dies wichtige Edikt ausführlich im Mylius und in der historischen Schilderung von Berlin, S. 114. ff.

**) S. Beilage E.

Sittlichkeit des Staates. Dahin gehören die Vorschriften, die er den Predigern gab, wie sie den öffentlichen Unterricht in der Kirche und die Communionen halten sollten, die Strenge, mit der er die Lebensart der Kirchendiener selbst untersuchen ließ*), und die Unerbittlichkeit, mit der er jeden Geistlichen entfernte, dessen Sitten tadlich erschienen. Wohl bekannt mit dem Berufe der Geistlichen, nicht bloß Prediger, sondern Pastoren (Hirten) zu sein, befahl er ihnen, daß ihm von Zeit zu Zeit genauer Bericht erstattet werden solle, welche Laster in ihren Kirchsprengeln am meisten ausgeübt würden, und durch welche Mittel man man ihnen am zweckmäßigsten begegnen könne. So erließ er auch ein Edikt wider das Fluchen und Schwören, wider die Entheiligung des Sabbaths u. s. w. Was er von seinen Unterthanen verlangte, that er selbst wie ein vorleuchtendes Muster, und sein Leben giebt den erfreulichsten Beleg, wie das Christenthum die Demuth und Kraft zu einem Kranze vereinigt. Ihm ganz ähnlich zeigte sich in dieser Hinsicht seine erste Gemahlin Louise, von der vorhin geredet worden, und der Schmerz über ihren frühzeitigen Tod, war vielleicht der größeste, den er jemals zu leiden hatte. Sie starb am 8. Junius 1667, und noch lange nach ihrem Tode äußerte sich in dem starken Herzen die rührendste Wehmuth. Es ist bekannt, wie oft er, wenn irgend eine große Freude, oder eine bedeutende

---

*) S. Beilage F.

Sorge ihn ergriffen, zu ihrem Bildnisse, das in Lebensgröße in seinem Zimmer hing, hintrat, und in die Worte ausbrach: O Louise, Louise, wie sehr vermisse ich Dich *)!

§. 45.

Es ist oben erzählt worden, daß Friedrich Wilhelm seine Studien in Holland unterbrechen mußte, da sein Vater ihn in die Heimath zurückrief. Fühlte er nun auch die Unvollständigkeit seiner gelehrten Kenntnisse, so war doch der Trieb nach Wissenschaft stets in

---

*) In ihrer letzten Krankheit schrieb er folgende Zeilen, die ein klares Bild seines Herzens geben: und die hier in seiner eigenen Schreibart mitgetheilt werden mögen: „Nachdem der höchste meine hertzviellgeliebte gemallin gar hartt undt schwer mitt Cranckheitt heimgesuchet, undt das auch alle menschliche mittel umbsonst undt verlohren sein, So habe ich eine gelubtte dem höchsten gethan, das ich, daferne J. Lbd. von diessem lager wieder aufkommen, ich Ihnen zu ehren ein Armenhauß bauen, undt zu Unterhaltung desselbigen Jehrlichen 6000 Rthlr. verordnen will, so zu ewigen Zeitten von meinen Nachkommen dar zu sollen ausgefertiget werden, undt damit Sie nun dieselben desto sicherer bekommen mögen, so verweisse ich Sie ahn die Sals, Berrenstein undt Postgelder hiemitt dergestalt undt also, daß von jeder 2000 Thlr Jarlich für alle andere Außgaben Ihnen zum Unterhalt gereitt werden solle, Wie ich dann denen Bedienten, so diesse einnahme in handen haben, gantz errenstlich und bei hochster Straffe anbefelle, solche Gelder alle Jahr richtig abzustatten, das zu Urkund habe ich diesses eigenhendig geschrieben undt unterschrieben, Geben zu Berlin, den 4. May An. 1667.

Friedrich Wilhelm.

ihm rege, und die ganze Art, wie er sein eignes Leben und das seiner Unterthanen auszubilden strebte, zeigte von einer klaren Erkenntniß dessen, was dem geistigen Menschen unentbehrlich ist. Selbst Krieger und Feldherr vom höchsten Range, hatte er nur in der Wissenschaftlichkeit und dem verständig geordneten und gemüthlich geführten Familienleben den Ausgleichungspunkt gefunden, und so sollten ihn auch seine Unterthanen finden, die, ohne Wissenschaften und Künste, in rauher Zeit und wüstem Elend untergegangen wären.

Man hat in neueren Zeiten mit einigem Hochmuth auf die Schulen der damaligen Zeit herab gesehen, und vielleicht nicht übel Lust gehabt, Friedrich Wilhelm zu tadeln, daß er sie nicht gänzlich umänderte. In ihnen herrschte, so sagt man, ein wahrer Mönchsgeist, und es ward mehr für das Gedächtniß als für die nöthigere Ausbildung des Verstandes gesorgt. Die Tadler wissen aber nicht sonderlich, was sie eigentlich damit sagen wollen, sondern sprechen es nur in das Leere hinein.

Die Schulen waren damals sehr einfach eingerichtet. Religion und alte Sprachen wurden gelehrt, und nichts weiter; diese aber unter Furcht und Zittern, weshalb denn auch gar große Gelehrte (die eine fade und platte Folgezeit Pedanten genannt hat) daraus hervorgingen. Die Disciplin war streng, und die Schüler verehrten die Lehrer gewissermaßen als unsträfliche Wesen, denen ein unbedingter Gehorsam zu leisten sei. Einzelne Widersetzlichkeiten, die jedoch nur selten vorfielen, wurden mit rein militairischer Strenge gestraft, so daß die jun-

gen Leute frühzeitig sich in den Gedanken finden lernten, ihren eignen unreifen Willen dem bessern unterzuordnen. Daß dabei eine gewisse frische und fröhliche Gemüthsfreiheit nicht litt, lehrt die Geschichte ebenfalls, so wie denn auch, wenn ja einmal jene Schulstrenge sich in übermäßige Härte verkehrt haben mochte, das schöne Mittelalter der Universitätszeit den etwa veranlaßten Nachtheil bald wieder ausglich.

§. 46.

Der Fürst, dem die beiden Landesuniversitäten Königsberg und Frankfurt an der Oder, noch nicht genügten, stiftete 1655 eine dritte zu Duisburg, die aber niemals zu dem Range der erstgenannten hat emporgehoben werden können. Sehr merkwürdig bleibt indessen das Unternehmen selbst, welches in eine Zeit fällt, wo Friedrich Wilhelm durch Schweden und Polen gedrängt wurde, und nur die höchste Kraft und Besonnenheit ihn retten konnte. Damals, als um die Existenz selbst gekämpft wurde, vergaß er die Wissenschaften nicht, wohl wissend, und eben dadurch verkündend, daß jene ohne diese nur geringen Werth habe.

Durch die großen Vortheile, welche der Westphälische Frieden seinem Hause bewilligte, hatte der Fürst eine gründliche Rechtswissenschaft auch in ihrer politischen Wichtigkeit kennen und schätzen gelernt. Die Männer, welche dort mit Erfolg für die Rechte Brandenburgs gesprochen hatten, Peter Fritze, Mathäus Wesenbeck, Johann Frommhold und Johann Portmann benutzten das

Vertrauen des Fürsten, und wußten manchen verdienten Staatsmann in die Preußischen Lande zu ziehen, wovon die guten Folgen sich selbst in spätern Zeiten noch offenbarten.

Die Philosophie starrte damals in den hergebrachten sogenannten aristotelisch scholastischen Formen. Wir sagen mit Recht „sogenannte", denn die wirklich scholastische Form und Grundlage sagt der Philosophie allerdings zu, worüber Spinoza selbst hinlängliche Auskunft und durch sich selbst den Beweis giebt. Wie sie aber damals in Deutschland waren, dienten sie meistens nur als Geländer, an dem sich haltend man freilich nicht wohl fallen, doch auch nicht neue Entdeckungen machen kann. So seicht und verworren, als manche unsrer neueren deutschen Philosophen, (besonders während des dritten Viertels des achtzehnten Jahrhunders), erscheint keiner der damaligen; doch auch nie so tief und original als einige der spätern am Ende des achtzehnten und im Anfang des neunzehnten Säculums.

§. 47.

Was die Geschichte, die größte und herrlichste Wissenschaft nach der Philosophie, betrifft, so waren die Deutschen in der Erforschung derselben keinesweges zurück, wohl aber in der Darstellung derselben. Dieser fehlte fast ganz, sowohl dasjenige, was sich allenfalls entbehren ließe: Eleganz und Schmuck, als auch das, was sich nicht entbehren läßt: künstlerische Zusammenstellung und organische Einheit.

Die damaligen Historiker begnügten sich, treulich aufzuschreiben, was ihnen das wichtigste dünkte von dem, was um sie her vorfiel, und dies geschah mit einer Herzlichkeit und Redlichkeit, die sie jedem verständigen und treugesinnten Deutschen sehr werth machen muß. Leider aber sind der Chroniken aus damaliger Zeit nur wenige, und auch diese haben meistens den Mangel, daß sie bei weitem nicht alles sagen, was wir zu hören wünschen. Ueber die Sitten im Einzelnen, die herrschenden Vergnügungen, das häusliche und gesellige Leben, die Kleidertrachten u. s. w. besonders in Beziehung auf den Brandenburgischen Staat, wissen wir mit Genauigkeit nur wenig anzugeben, ja manches läßt sich nur ahnden. Es scheint als hätte eine zwar sehr herzlich gemeinte, aber wirklich übertriebene Bescheidenheit die Chronikenschreiber abgehalten, uns von diesen Dingen genugsam zu unterrichten: ein Umstand, den wir allerdings beklagen müssen, da wir hoffentlich von jenem Hochmuthe völlig frei sind, den jene Autoren vielleicht voraussetzten, und wir mit Freuden annehmen würden, was sie leider verschwiegen.

Der Kurfürst, der die Geschichte sehr liebte, und als wahrhaft großer Fürst und Held nothwendig lieben mußte, sehnte sich nach einem würdigen Darsteller der Brandenburgischen Geschichte, da aber sein gebildeterer Geschmack nicht völlig durch die damals herrschende Methode der Deutschen befriedigt werden konnte, so nahm er zwei Ausländer, deren Talente ihm gerühmt worden waren, zu diesem Zweck in seinen Dienst, den Franzo-

sen de Rocoles und den Italiener Gregorius Leti. Aber auch das vaterländische Verdienst, selbst in dieser Hinsicht, blieb keinesweges unbeachtet, indem er z. B. den Entwurf zu einer Brandenburgischen Chronik von Christoph Händreich selbst zum Druck beförderte und dem würdigen Puffendorf alle Unterstützung angedeihen ließ, die er nur im Stande war zu geben. Dieser letzte ist, wie bekannt, noch immer der beste Quell der damaligen Brandenburgischen Zeitgeschichte, während jene Ausländer fast vergessen sind.

§. 48.

Ueberhaupt finden wir in Friedrich Wilhelm einen Beschützer der Gelehrsamkeit, und zwar in dem Maaße, wie es wohl nur wenige Fürsten gewesen sind. Er betrachtete die Wissenschaft, wie etwas entschieden Heiliges, bei dem nicht von einem materiellen Nutzen geredet werden soll. So lebte damals in Berlin ein Probst an der Nicolaikirche, Andreas Müller, ein Sprachgenie der eigensten Gattung. Schon längst im Besitz mehrerer morgenländischer Sprachen legte er sich zuletzt auch auf das Chinesische, in der er gleichfalls etwas Bedeutendes geleistet haben wollte. Er hatte vor, einen Schlüssel zu dieser beispiellosen Sprache heraus zu geben, wandte sich anfangs an den Kaiser Leopold und erhielt nur Vertröstungen, bis endlich der Kurfürst, den er nicht gebeten hatte, freiwillig versprach, alle Kosten zu diesem großen Unternehmen herzugeben. Selten hat sich ein Mann so rauh und eckig fast in allen Beziehungen des Lebens

benommen als jener Gelehrte; dennoch blieb des Kurfürsten Geduld unerschöpflich, denn er betrachtete ihn nun einmal als ein Gefäß, das etwas Köstliches enthielt, und das schon um deswillen mit Schonung behandelt werden müsse*).

Ferner verdient hier bemerkt zu werden die emsige Sorgfalt, mit der der Kurfürst Bibliotheken sammelte, wobei er selbst in den bedrängtesten Jahren keine Kosten sparte, so wie denn auch die freundliche Weise, mit der er die damaligen Gelehrten jene literarischen Schätze benutzen ließ, nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf.

Im Jahr 1666 ging der Kurfürst in einen zwar abentheuerlich scheinenden, doch in sich selbst wahrhaft großen Gelehrtenplan ein, den ihm ein gewisser Benedikt Skytte eingegeben hatte. Er wollte den Mittelpunkt und die Hauptstadt der ganzen gelehrten Europäischen Welt nach den Brandenburgischen Staaten verlegen, eine Universität für alle Völker, Wissenschaften und Künste. Zu diesem Zwecke sollte eine ganz neue Stadt angelegt, und mit Festungswerken versehen werden, damit nie etwas Unheiliges in dieselbe dringen könne. Der Fürst, der alles Große liebte, erfaßte diesen Gedanken mit ganzem Eifer, ging selbst in das Einzelne genau ein, versprach die für den damaligen Betrag seiner Einkünfte höchst bedeutende Summe von 15,000

---

*) S. Beilage G. und H.

Thalern herzugeben, und ließ endlich am 12. April 1667 den Stiftungsbrief in lateinischer Sprache abfassen. Daß Skytte nur ein abentheuerlicher Kopf war, der den Kurfürsten hinterging, und daß das ganze Unternehmen an unübersteiglichen Schwierigkeiten scheiterte, kann dem Ruhme des Fürsten durchaus keinen Abbruch thun. Großes mit ganzem Gemüthe erfaßt, und mit Entschiedenheit gewollt zu haben, kann allein Ruhm geben in einer Welt, wo nur der Wille frei ist; nicht die That.

§. 49.

Mit gleicher Liebe war der Kurfürst den Künsten zugethan, doch scheint er vorzugsweise der Malerei, Bau- und Gartenkunst geneigt gewesen zu sein. Schon im Jahre 1640, einer Zeit in welcher der Fürst fast ärmer war als ein gewöhnlich begüterter Privatmann, finden wir wenigstens einen Malergesellen (Gabriel Nietzell) in seinen Diensten. Der Mann muß einige Talente gehabt haben, denn wir sehen ihn schon im folgenden Jahre als Meister und zum Hofmaler gewählt. In späteren Jahren, wo der Kurfürst ein größeres Vermögen errungen, konnte er auch dieser seiner Lieblingsneigung freier huldigen. Wir finden dann manche gar treffliche Mahler und Bildhauer in seinen Landen, wohin er sie größtentheils aus der Fremde verschrieben oder die von dort freiwillig gekommen waren. Zu den ersten rechnen wir Gerhard und Wilhelm Hundhorst, Friedrich Wilhelm von Roye, Gideon Romandon, Jacob Vaillant; zu den letzteren Franz Düsart, Otto Mangiod,

Artus Quellinus u. s. w. Besonders zahlreich aber sind die Baumeister, unter denen sich vorzüglich Georg Johann Memhard, Philipp v. Chieze, und Johann Arnold Nehring ausgezeichnet haben.

Mit der Kupferstecherkunst wollte es anfangs nicht sonderlich fort, und wir finden, daß 1642 ein Bürger, Namens Christian Kalle, der betrübten Zeiten wegen, diese seine ganze Kunst niederlegte, und um einen soliden Kornschreiberdienst anhielt. Späterhin konnten Heinselmann und Bartsch doch wenigstens ihren nothdürftigen Lebensunterhalt durch ihre Kunst gewinnen.

Der herrschende Geschmack in allen diesen Künsten war der Niederländische, wodurch sowohl das gebührende Lob als der gebührende Tadel dieser Künstler hinlänglich bezeichnet wird.

§. 50.

Auch die Musik fand bei dem Fürsten besondere Gunst, und es scheint, als habe sie sich bereits von seinem Vater her auf ihn übertragen. Er behielt die Kapelle desselben bei, doch verordnete er, daß sie sich nicht bloß auf die Erheiterung des weltlichen Lebens beschränken, sondern den kirchlichen Gesang leiten und feierlich würdiger machen solle. Obwohl es sich nun von selbst verstand, daß man einem solchen gerechten Befehle nachkomme, so glaubte er dennoch, milde wie er immer war, den Gehorsam seiner Musiker ausdrücklich rühmen zu müssen, und schrieb ihnen von Cleve aus (13. Februar 1652) er habe „gnädigst gerne vernommen, daß

seine sämmtliche Musikanten anheischig worden seien, alle Sonn- und Donnerstage in der Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit aufzuwarten," wobei er ihnen zugleich zur Pflicht machte, sich um talentvolle Knaben zu bemühn, die sie unterrichten sollten, wofür er ihnen denn auch einen noch fehlenden guten Bassisten versprach und nachwies.

Späterhin finden wir auch einen Kammersänger, Paul Prevost, in seinen Diensten, den er indessen wegen der Einschränkungen des Hofes, die im Jahre 1660 unumgänglich nöthig geworden waren, wieder entlassen mußte. Damit jener aber nicht darunter leide, so empfahl er ihn vorher dem Kurfürsten von Sachsen, den er freundlich bat, einen Mann in seine Dienste zu nehmen, den er nur ungern von sich lasse. So hielt er es immer. In guten Zeiten scheuete er selbst die Kosten nicht, Künstler von Anlagen nach England reisen zu lassen, um sich dort auszubilden, und wenn sie zurückkamen, sah er sich oft genöthigt, des Genusses ihrer gereiften Talente zu entbehren. Er brachte sie dann, durch seine vollwichtige Enpfehlung in die Dienste anderer Höfe, und befriedigte sich mit dem Gedanken, daß wenigstens durch ihn ihr Glück gemacht worden war.

Wahrhaft produktives Talent vermissen wir indeß bei den damaligen Brandenburgischen Musikern, wenigstens hat sich keines ihrer Werke, so viel mir bekannt, bis zu unsern Zeiten hinüberretten und geschätzt erhalten können.

§. 51.

Ueber den Zustand der Deutschen Dichtkunst der damaligen Zeit ließe sich nur dann erschöpfend reden, wenn der ganze Gang beschrieben würde, den die ästhetische Bildung unsrer Nation seit Luthers Reformation genommen hat. Da aber eine solche Darstellung (wohl würdig, in einem eignen Werke unternommen zu werden) hier nicht Raum finden kann, so möge es genügen, mit bloßer Beziehung auf die Brandenburgischen Staaten, folgende Andeutungen hinzustellen.

Die besseren Deutschen, stets in sich gekehrt, und auf die Stimmen von dort her horchend, sahen in der Dichtkunst etwas entschieden Heiliges, und waren schon um deswillen würdig, ihr glückliche Opfer zu bringen. Aber eben diese tiefe Einseitigkeit und rein intensive Bildung entfernte meistens sie von dem Drama, dem Epos, und dem (in der That romantischen) Roman, und machte sie fast nur geneigt und geschickt zur lyrischen Dichtkunst, in der sie ihr Bestes und Heiligstes aussprechen durften. Zwar fehlt es nicht an einzelnen glücklichen Bemühungen für das Drama *), wobei man nur an A. Gryph erin=

---

*) Mehrere der besten Schauspiele und Possen der Deutschen während des 17ten Jahrhunders sind leider ungedruckt geblieben. Sie waren ein Eigenthum des Volks, und nur für dieses berechnet, was viel Gutes sagen will. Zwei Drittel unsrer heutigen Dramen werden nur aus dem

erinnern darf, und für den Roman, der noch häufiger gepflegt wurde; aber das erstere blieb doch meistens nur im Stillen, da der öffentlichen Bühnen so wenige waren und schon hie und da auch in dieser Hinsicht betrübte Ausländerei eindrang. Der Roman ward größtentheils als ein ungeheuer großes Gefäß betrachtet, in das man unbedenklich sämmtliche Kenntnisse und Erfahrungen hineinlegen konnte, mit denen das Leben den Autor ausgerüstet hatte. Das Gefäß besaß Raum genug für alles was der Schriftsteller auf dem Herzen hatte, ja, wenn es selbst die Größe eines Frachtschiffes erreicht hätte, die Leser würden es doch mit Vergnügen ausgeladen haben.

Versuche in der epischen Dichtkunst finden sich nur selten, und auch diese seltenen sind schwach genug.

§. 52.

Doch um so köstlicher sind die lyrischen Gedichte der bessern Deutschen Dichter. Hier sprach sich die Tiefe ihres reinen Gemüths, die Kraft und Frömmigkeit auf die erfreulichste Weise aus. Hatten sie doch nur um der Freiheit der Idee, um der offenen Ausübung der Religion willen, dreißig Jahre gefochten und jedes Weh ertragen, das mit so endlos scheinendem Kriege unzertrennlich ist, hatten sie sich doch selbst um deswillen von ihren weltlich schlauen Nachbaren täuschen lassen, sie, die

Schreibkabinete in die Lesezimmer hinüber gedichtet, was eben nicht tröstlich scheint.

weiser waren als jene Schlauen; wie hätte ihnen die Natur Sprache versagen sollen für ihre religiösen Gefühle und Anschauungen, für ihre Liebe und Unschuld und Heiterkeit! Dem um des innern Reichthums willen äußerlich Verarmten, muß die religiöse Poesie zusagen, und so dürfen wir denn mit Bestimmtheit anerkennen: Kein Volk auf Erden hat eine so große Anzahl vortrefflicher geistlicher Gedichte als die Deutschen, ja im strengeren Sinne haben vielleicht nur die Deutschen geistliche Gedichte, die da in der That und Wahrheit geistlich christlich sind.

Außer Gerhard, den die Mark leider nur zu bald verlor, finden wir in Preußen selbst um diese Zeit den wackern Simon Dach, dem sowol die Darstellung der fröhlich muthigen irdischen Liebe, als der tief innigen geistlichen und göttlichen, auf eine würdige und angenehme Weise gelang. Er war ein ächter Vaterlandsfreund, der schon im Geiste die dereinstige Größe seines geliebten Preußens vorhersah, und dem Kurprinzen Friedrich, bei dessen Geburt zu Königsberg (1656), die Königskrone prophezeihte. Der Kurfürst liebte den würdigen Mann als einen der trefflichsten Unterthanen, und da ihm sein schönes Talent gar bald offenbar wurde, so sorgte er dafür, daß auch eine behagliche äußere Existenz dasselbe begünstige. Aehnliche Gesinnungen hegte er für den bekannten Hofdichter Johann von Besser.

---

§. 53.

Ziemlich weit unter Simon Dach, doch nicht ohne

Aufmerksamkeit zu verdienen, stand ein anderer Dichter, der sich damals fast bei allen öffentlichen freudigen und betrübten Gelegenheiten vernehmen ließ: Nikolaus Peuker, Brandenburgischer Kammergerichts-Advokat, Stadtrichter und Rathskämmerer zu Cölln an der Spree. Auch er besaß die Gunst des Kurfürsten, sowol als fleißiger Geschäftmann wie als Dichter, der mit fast immer heiterem Sinne seine Mitbürger zu erfreuen trachtete, und dies löbliche Bemühen auch oft durch den besten Erfolg belohnt sah. Er ist ein rein Märkischer Dichter, mit ächt nationaler Gutmüthigkeit, Gewandheit, Ausführlichkeit, und der Lust an Humor und Witz, der ihm auch nicht immer mislingt *).

Uebrigens wurde die Dichtkunst meistens zum Hausbedarf gebraucht. Man feierte in ernsthaften und scherzhaften, doch immer sehr ausgebreiteten Reimen, Hochzeiten, Kindtaufen, Doktorpromotionen, Begräbnisse u. s. w. um wenigstens auf diese Weise das Leben in seinen wichtigern oder wichtig scheinenden Momenten festzuhalten. Indessen dürften manche jener anspruchlosen Blätter nicht allein den Literaturhistoriker, sondern auch den Geschichtsfreund überhaupt zu beschäftigen würdig sein, denn was er sucht: Leben und Lebensverhältnisse werden ihm hier, oft wider Willen der Verfasser, dargestellt.

*) Seine Gedichte sind erst 1702 zu Berlin gesammelt worden, und jetzt sehr selten, was, wegen mancher in ihnen enthaltenen nicht unwichtigen historischen Beziehungen allerdings zu bedauern ist.

Drittes Buch.

§. 1.

Die Jahre, welche das Geschick dem Kurfürsten für den innern Wohlstand seines Landes zu verwenden vergönnte, und die den Biographen veranlaßten, bei dem innern Leben und ruhigern Wirken des Fürsten selbst ruhiger zu verweilen, waren nur sparsam zugemessen, und nur zu bald vorübergegangen. Europa's Ruhe sollte abermals gestört werden, mithin auch Deutschland — das Herz dieses Welttheils, — und Friedrich Wilhelm fühlte sich zu sehr als bedeutungsvollen, mit Entschiedenheit strebenden Fürsten, um bloß ein müßiger trüber Zeuge davon sein zu können.

Streng genommen gab es damals wol nur Einen Herrscher in dem gebildeteren Theile von Europa, dem die Ruhe desselben misfallen konnte, und der, die Flamme des Krieges von neuem und mit Willkühr entzündend, seinen ungemessenen Wünschen ein erfreuliches Ziel zu eröffnen glaubte. Es war Ludwig XIV.

§. 2.

Die Jugend dieses Fürsten war ihm eine traurig-ernste Lehrerin gewesen, aber sie hätte einem fröhlichen und frommen Gemüth gar herrliche Mahnungen geboten, wenn er sich nur bemüht hätte, sie rein in sich aufzunehmen und zu verstehen. Er hatte zur Zeit der Fronde das unendliche Drängen und Treiben und Wogen der Stände und des Volks um Freiheit und Selbstständigkeit gesehen; nicht minder aber das Gegenstreben der herrschenden Partheien, und wie ihnen endlich der Sieg gelang, da sie kein Mittel verschmähten, (auch nicht solche, vor denen sie vielleicht in geheimen Stunden selbst errötheten) um den gewünschten Zweck zu erreichen. So hatte sich in der Seele des reifenden Jünglings der Gedanke erhoben und nach und nach festgesetzt, daß das Volk eine vielköpfige Masse sei, dem der Herrscher, um selbst frei zu bleiben, keine selbstdenkende Kraft und Freiheit verstatten dürfe, und es war ihm als der Gipfel des Glücks erschienen, Regent eines Volks zu sein, das in seinem Fürsten und dessen Willen allein die ewige Beglaubigung des Rechtes und des Unrechtes zu schauen meint. Er hatte gesehen, wie Mazarin gerungen und wie er endlich gesiegt hatte, er, den doch keine geheimnißvoll wirkende Königswürde umleuchtete, und er fühlte, was nun erst ein geheiligter König werde leisten können, wenn er mit solchen vollendet entschiedenen Grundsätzen begönne und weiter ginge. Bis dahin hatte der Kardinal, sein traurig großer Lehrer, gewirkt

§. 3.

Aber aus seinem eignen, noch nicht erstorbenen Herzen, nahm er zugleich noch etwas Besseres, eine gewisse nie ganz zu unterdrückende Achtung für das Volk, dem er nun einmal angehörte. Selbst wenn er es unterdrückte, wollte er ihm doch zeigen, daß niemand anders als er selbst würdig sei, es zu beherrschen, und dieser eine, er selbst, sollte auch in ganz Europa der einzige wahrhaft Gefürchtete sein. Wie er seinem Volke, so sollte dieses allen übrigen Nationen des gebildeten Welttheils Furcht einflößen, und in diesem Gedanken sollte es Trost finden für die engen, fast sklavisch gemessenen Schranken, in denen er es festhielt. Wirklich schienen auch die Franzosen nach und nach in diesen Gedanken einzugehen, und als sie ihn endlich ganz ergriffen und sich zu eigen gemacht hatten, da verwandelte sich sogar jene Furcht bei der Mehrheit, die nur Glanz wollte, in eine an Anbetung gränzende Liebe. So ward Ludwig ein wirklicher König, doch nur im französischen Sinne, und auch wir Deutschen, so sehr auch manches tiefere Gefühl uns zum Hasse gegen ihn auffordert, dürfen und werden doch, gerecht wie wir immer sind, ihm jenen Namen nicht absprechen wollen.

§. 4.

Stets nach außen hin strebend, hatte Ludwig einen Krieg mit Spanien angefangen, und um ihn zu desto glücklicherm Ende zu führen, selbst dem finster geistvol-

len Emporkömmling Cromwel den Namen eines „Bruders“ gegeben. England schloß sich an ihn, und bald sah sich Spanien in der traurigen Lage, nachgeben zu müssen. Der Friede in den Pyrenäen kam zu Stande (7. Nov. 1659), und Ludwig gewann eine Menge Städte und Dörfer in Flandern, Hennegau, Luxenburg und zwischen der Sambre und Maas; ferner eine reiche Braut, die Infantin Maria Theresia, in der er schon jetzt die willkommene Ursache eines künftigen Krieges erblickte.

Durch Mazarins Tod (9. März 1661) sah er sich bald darauf von einem nun lästigen und überflüssigen Lehrer befreit, und die ungeheuren Schätze, die dieser Minister gesammelt und an sich gehalten hatte, flossen nun ungehindert durch ganz Frankreich hindurch und verbreiteten ein wenigstens temporäres neues Leben. Damit aber die Finanzen sich stets im blühenden Zustande erhalten könnten, ward ein neuer, für Frankreich unvergleichlicher Minister, Johann Baptist Colbert erwählt, dem das Land allein die Möglichkeit verdankte, selbst in die größten Plane des Königs willig einzugehen. Selten hat ein Minister so die Kräfte des Staats zu wecken und für den allgemeinen Wohlstand zu leiten gewußt, als er, ohne den Ludwig von allem, was er leistete, nur wenig oder nichts vermocht haben würde. Als nun auch noch die letzte Person, die des Königs Freiheit beschränkte, seine Mutter, (1666) gestorben war, da fühlte sich Ludwig bald in den Stand gesetzt, das zu erringen, was ihm als Größe erschien.

§. 5.

Er blickte umher nach einer Gelegenheit zum Kriege, und sie fand sich bald. Sein Schwiegervater Philipp IV. König von Spanien, starb im Jahre 1665, und nun machte Frankreich Ansprüche auf einen Theil der Hinterlassenschaft desselben, die Spanischen Niederlande. Zwar hatte Ludwig bei seiner Vermählung jedem Anspruche auf dieselben feierlich entsagt; da aber die der Infantin als Mitgift zuerkannten 500,000 Goldkronen nicht in den verabredeten Terminen bezahlt worden waren, so wurde hievon der Grund des feindlichen Betragens hergenommen. Die Spanier, die einen solchen Krieg gar nicht als möglich gedacht, hatten jene Länder wie im tiefen Frieden, fast ganz unbesetzt gelassen, und es hätte keinesweges des großen Türenne bedurft, um jene Provinzen in kurzer Zeit an sich zu reißen.

Wenn aber Spanien versäumte, sich mit Kraft zur Wehr zu setzen, so vergaßen es wenigstens die Holländer nicht, die mit Recht ihr eigenes Land gefährdet sahen, wenn das benachbarte überschwemmt wurde. Betriebsam wie immer, knüpften sie schnell Unterhandlungen mit England und Schweden an. Ludwig, das Ende voraussehend, ließ durch den genialen Condé und Luxenburg die eben so schwach besetzte Franche Comté in großer Eile wegnehmen, um diese Provinz im Frieden zurückgeben zu können, und so den Schein der Großmuth zu bewahren, wenn er dann auch auf das Zurückbehalten eines Theiles der Spanischen Niederlande

bestände. Also geschah es auch wirklich, und ihm blieben im Achener Frieden (2. Mai 1668) 12 Städte der Niederlande, unter denen Oudenarde, Courtray, Dornik und Ryssel die wichtigsten waren.

§. 6.

Alle diese Vortheile waren indessen keinesweges hinreichend, den König zufrieden zu stellen, und wenn er sich auch vor der Hand begnügen mußte, seine bei dem Achener Frieden bewiesene Großmuth zu rühmen, so dachte er doch schon jetzt darauf, wie angenehm es sein müsse, einmal nicht großmüthig zu sein und volle Rache zu nehmen. Die Holländer waren die Ursache, daß die Spanischen Niederlande nicht gänzlich sein geworden waren, ja sie hatten sogar gewagt, in satirischen Schriften und Münzen den König anzugreifen *).

Die von den Holländern geschlossene Tripelallianz war bald durch französische Künste getrennt. Der schwache Karl II. von England, durch Geld gewonnen, Schweden durch Aussichten zu neuen Länder-Erwerbun-

---

*) Der Witz auf denselben war freilich ziemlich wohlfeil zu haben, und man hatte Ludwigen doch wenigstens mit der Sonne verglichen, welcher der Mann mit den sieben Pfeilen, statt des Josua, stillzustehen gebot. Dennoch fühlte sich der König tief beleidigt, da jener Scherz nicht bloß von Mund zu Mund, sondern auch von Hand zu Hand ging.

Bei weitem derber und unanständiger hatten einst Philipp II. und Elisabeth auch durch Münzen gefochten.

gen hingehalten, selbst Deutsche Fürsten (z. B. Maximilian Heinrich von Cöln) wurden für Frankreichs Sache eingenommen, und theilten sie entweder wirklich, oder schwiegen doch wenigstens zu der beginnenden Ungerechtigkeit. Nur Friedrich Wilhelm von Brandenburg nicht: der mit klarem Blicke Frankreichs Anmaßungen durchschaute, und selbst den größten Versprechungen dieser Macht ruhig widerstand. Mit offener Redlichkeit warnte er jetzt die Holländer, da diese anfangs noch Alles durch gütliche Unterhandlungen auszugleichen hofften. Dann schloß er am 1. Jun. 1672 ein Bündniß mit ihnen, kraft dessen er für mäßige Subsidien ihnen mit 20000 Mann zu Hülfe zu kommen versprach. Da er aber wohl erkannte, daß diese Macht nicht hinreichen werde, sie vom Untergang zu retten, so drang er endlich am Wiener Hof durch, daß auch der Kaiser sich mit ihm zu Gunsten Hollands vereinige, welchem Bündnisse sich denn auch einige Niedersächsische Fürsten anschlossen. Doch, wie sehr mußte der edle Fürst den Eifer für die Ruhe Europa's büßen. —

§. 7.

Leopold I. war damals vielleicht allein im Besitze der Macht, um den Eroberungsplanen Frankreichs ein Ziel zu setzen; aber jede Macht ist schwach, der nicht ein Haupt gegeben worden, welches das Rechte zu erkennen und durchzusetzen im Stande ist. Bei manchen achtungswerthen Eigenschaften, selbst bei einzelnen Talenten, die einen Privatmann zieren würden, fehlte es ihm leider

gänzlich an jenem klaren und festen Herrschergeiste, ohne den die Krone gleichsam nur wie geliehen erscheint. Er war das reine Gegentheil von Ludwig, dem alle Tugenden fehlten, die Leopold besaß; der dafür aber das glückliche Talent hatte, jedes Talent, das ihn umgab, zu benutzen und an die rechte Stelle zu setzen. Nicht ohne innere Bewegung mag man sich dem Gedanken überlassen, welch ein glänzendes Ende wohl alle diese Kämpfe würden genommen haben, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, an Leopolds Stelle Friedrich Wilhelmen den Deutschen Kaiserthron zu verleihen. Doch wenn es überhaupt billig ist, jenen Gedanken zu unterdrücken, eben weil ihn die Vorsehung nicht erfüllt hat, so wird es auch erfreulich sein, zu bemerken, wie der Kurfürst auch mit seiner beschränkten Macht Großes wirken wollte und in gar mancher Hinsicht wirklich gewirkt hat. Das Rechte und das Vortreffliche mit ganzem Herzen stets erfaßt und gewollt zu haben, ist ja schon für den Menschen der höchste Ruhm.

§. 8.

Schon im Jahre 1670 hatte Ludwig widerrechtlich Lothringen besetzt, und jetzt, zwei Jahre später, drang er rasch in Holland ein, wo die Provinzen Utrecht, Geldern und Ober-Yssel sogleich in seine Hände fielen, und Amsterdam selbst nur durch einen Zufall gerettet wurde.

Indessen erwartete der Kurfürst mit seinem Heere bei Halberstadt die Kaiserlichen Völker, die über Erfurt

gemächlich heranrückten. Endlich langten sie an, doch nur 17000 Mann stark. Dennoch hielt sich der Kurfürst den in Westphalen plündernden Franzosen völlig gewachsen, und er brannte vor Begierde, sie aus jenem Kreise, der ja auch so manches seiner Länder enthielt, zu vertreiben. Aber der kaiserliche Feldherr Montecuculi, sonst bekanntlich ein Mann von ausgezeichnetem Kriegsruhm, erklärte sich gegen diesen Plan und verlangte, die vereinigten Heere nach der Mosel hinzuführen, wo man den Feinden alle Zufuhr abschneiden, und sie auf diese Weise zwingen könnte, Westphalen nnd die Niederlande ohne Schwertschlag zu verlassen.

§. 9.

Ungern nur, doch bescheiden wie immer und voll Ehrfurcht für den Kaiser, gab der Kurfürst dem Oberfeldherrn nach, aber wie tief verworren waren schon die Deutschen Angelegenheiten, und wie morsch die Verfassung, da Mainz, Trier und Pfalz aus Furcht vor Frankreich es wagen konnten, den Oestreichern und Brandenburgern den Durchzug zu verweigern. Diese mußten diesmal wirklich nachgeben und das Heer tiefer hinunterziehen; und als man endlich auf weiten Umwegen an den Rhein gekommen war, erklärte Montecuculi, mit einem so geschwächten Heere sei man dem Türenne und Condé nun nicht mehr gewachsen. Leider mußte er so handeln, denn der damals alles geltende kaiserliche Rathgeber, der Fürst von Lobkowitz, von Ludwig bestochen, hatte den entschiedenen Befehl gegeben,

kein Treffen zu wagen. Nur ist schwer zu begreifen, wie ein Mann wie Montecuculi, sich zu einer solchen betrübten Rolle verstehen mochte, wenn wir nicht annehmen müssen, daß auch er getäuscht worden sei.

§. 10.

So mußte denn ein tapferes Heer, ohne dem Feinde auch nur den geringsten Abbruch gethan zu haben, nach einem weitläufigen und beschwerlichen Marsche, einen noch weitläufigern und beschwerlichern zurückthun, um durch Hessen nach Westphalen zu ziehen, und dort die Winterquartiere zu nehmen. Der Kurfürst fand seine westphälischen Länder fast alle von den Franzosen und den Verbündeten besetzt und ausgesogen, er erkannte, daß der ganze Zug der Kaiserlichen zu Gunsten der Holländer nur ein leeres Gaukelspiel gewesen sei, das Ludwig selbst am wenigsten gefürchtet hatte. Dazu kam nun noch, daß die Holländer, die sich allerdings wenig oder gar nicht unterstützt sahen, auch aufhörten die Subsidien zu bezahlen, und so, im tiefsten Herzen gekränkt, mußte der Kurfürst mit Frankreich einen Frieden zu Vossem (6. Jun. 1673) eingehen, in welchem er wenigstens zu retten suchte was noch zu retten war; doch fand er sich genöthigt, Wesel und Rees bis zum allgemeinen Frieden an Frankreich abzutreten. Indessen so beleidigt er auch war, schloß er diesen Frieden doch nur als Verbündeter mit Holland, nicht als Verbündeter des Kaisers, und er ließ es selbst ausdrücklich unter die Bedingungen des Vossemschen Vergleichs setzen, daß

er als Deutscher Fürst sich stets verpflichtet halten werde, für dasselbe zu fechten, sobald es unmittelbar von Frankreich angegriffen würde. Ludwig mußte sich ausdrücklich erklären, daß er diese Verpflichtung anerkenne, und er erkannte sie gezwungen wirklich an. Der edle Mensch und der edle Fürst verläßt selbst ein undankbares Vaterland nicht.

§. 11.

Trübe und nur durch das Gefühl gestärkt, daß er nicht anders handeln konnte, als er gehandelt hatte, kehrte Friedrich Wilhelm nach diesem Frieden in seine Staaten zurück, und hatte den Kummer, zu sehen, wie so manche neue, noch im Werden begriffene Anstalt liegen geblieben war, da des Fürsten Auge fehlte, und auch wohl liegen bleiben mußte, da fast alles baare Geld aus dem Lande ging zu den Heeren in der Fremde. Auch damals fehlte es an Kurzsichtigen und Voreiligen nicht, die den Fürsten tadelten, daß er für das, was man so oberflächlich hin „fremdes Interesse“ nennt, gefochten; doch war er sich zu sehr der guten Sache und der klaren Ansicht bewußt, als daß ein leeres Gerede ihn hätte verletzen können.

Obwohl nun der Marsch des Oestreichischen Heers den Franzosen keinen bedeutenden Schaden verursacht hatte, so konnte Ludwig dem Kaiser doch nicht vergeben, daß er sich der Holländer angenommen. Auch einem unthätigen Heere hatte er doch wenigstens ein anderes entgegenschicken müssen, das ohne diesen Umstand zu etwas Ersprießlicherem hätte gebraucht werden kön-

nen. Zwar wurden zu Cölln zum Scheine einige Friedensvorschläge gethan, doch trugen sie ihre Unhaltbarkeit schon in sich selbst, und so stürmten denn bereits im Jahre 1674 die Franzosen mit so gewaltigem Uebergewicht gegen die Deutschen Rheinländer, besonders aber gegen die Pfalz *), daß der Haß nur immer tiefere Wurzeln schlagen mußte.

---

*) Die Ungebühr, mit welcher die Franzosen in der Pfalz hausten, veranlaßte den ritterlich gesinnten Fürsten dieses Landes, den Oberfeldherrn Türenne zum Zweikampfe zu fordern, um auf diese Weise sich selbst und seinen beleidigten Unterthanen Genugthuung zu verschaffen. Türenne begnügte sich in der Antwort, nur im Allgemeinen dem Fürsten seine Hochachtung zu bezeigen, und zu versichern, daß nur wenige Dörfer abgebrannt seien, doch sollten die Urheber dieser Mordbrennereien mit dem Tode bestraft werden. Des Zweikampfes erwähnt er, seltsam genug, gar nicht, und äußert nun noch seltsamer in einem zu derselben Zeit nach Paris gerichteten ostensibeln Schreiben, den Kurfürsten werde wohl die Ausforderung schon nach einer Stunde selbst gereut haben, worin er indessen gewiß irrete. — Uebrigens verwechsele man die in der damaligen Zeit doch noch vielleicht erträglichen Kriegesleiden der Pfalz nicht mit der gräßlichen Verwüstung welche sie im Jahr 1688 von den Franzosen leiden mußte. Daß an dem letzteren Frevel, Türenne, welcher am 27. Jul. 1675 starb, unschuldig war, sollte billig nicht gesagt zu werden brauchen; doch hat man zuweilen in Deutschland mit überaus leichtsinniger Verwechselung der Zeiten, ihm jene Schuld beigemessen, die er gewiß am innigsten gehaßt haben würde.

§. 12.

Bei aller Uebermacht Frankreichs, und dem muthmaßlichen Ausgang des Krieges durch die Entschiedenheit des höheren Talents des Oberfeldherrn, im Vergleich mit dem Oestreichischen, leuchtete dennoch die Unsittlichkeit des von Frankreich begonnenen Krieges dergestalt ein, daß Kölln und Münster die ausländische Parthei verließen, und Karl II. durch das Englische Parlament gezwungen wurde, mit Holland Frieden zu schließen.

Friedrich Wilhelm, der ohnehin nun Frankreichs damalige Politik klar durchschaute, war keinen Augenblick im Zweifel über das, was ihm zu thun oblag. Gekränkt von dem Kaiser, bot er dennoch sogleich seine Hülfe an, und ging mit fast 20000 wackeren Brandenburgern nach dem Oberrhein, um die Pfalz zu befreien und Elsaß. Als er sich aber endlich zu Heilbronn mit den Kaiserlichen vereinigte, zeigte sich leider das Unglück gewöhnlicher Coalitionen, die keine gemeinsame Idee zusammenhält. An der Spitze des kaiserlichen und des Reichsheers stand ein unbesonnen heftiger Mann, Bournonville, der so manche früherhin von den Franzosen gewonnene Schlachten, durch einen einzigen großen Schlag wieder vertilgen zu können glaubte. Vergeblich erzählte man ihm von dem ungemeinen Genie des Türenne; er glaubte in sich ein Höheres zu finden. Mit der völligen Gewißheit, zu siegen, wollte er die Ehre des Tages allein genießen, wartete deshalb die Ankunft des Kurfürsten nicht ab, sondern griff die

Fran-

Franzosen zwischen Holzheim und Ensisheim (24. Sept.) mit Ungestüm an, sah sich aber bald in der traurigen Nothwendigkeit zu fliehen, nachdem er einen großen Theil des Reichsheers vergeblich geopfert hatte.

§. 13.

Wenige Tage darauf langte der Kurfürst mit seinen auserlesenen Kriegern bei Straßburg an, vereinte sich wieder mit dem geschlagenen Heere, das, ihm vertrauend und durch ihn gestärkt, bald wieder das Ansehen eines siegreichen gewann. Er selbst und sein Feldmarschall Derflinger, besichtigten selbst das Lager der Franzosen, erklärten es nach der reiflichsten Ueberlegung für angreifbar, und zeigten die Nothwendigkeit, mit vereinten Kräften die Schmach der letzten Niederlagen wieder zu vertilgen. Es schien aber leider, als habe den Bournonville, nachdem er einmal durch eigenen Uebermuth geschlagen worden war, jede Kraft verlassen, und er weigerte sich starrsinnig, dem Rath der besonnen tapferen Männer zu folgen.

Trotz dieser Unthätigkeit zog sich Türenne *), dessen Heer bei weitem schwächer war als das vereinigte, in der Stille zurück, und auf diesem Rückzuge hätte man ihn, wenn des Kurfürsten Wille geschehen wäre, vernichten können, doch Bournonville hatte jetzt auch

*) Die Gefahr, von einem seiner Landsleute heimlich gemordet zu werden, wandte sein edler Feind, der Kurfürst selbst, von ihm ab. S. Beilage J.

nicht mehr zu der kleinsten Unternehmung Muth. Das Heer des französischen Feldherrn war durch Krankheit bis auf 8000 Mann geschmolzen, und Derflinger zeigte durch einzelne Unternehmungen, wie leicht es sei, den ganzen Ueberrest zu überwältigen. Doch der kaiserliche Feldherr war auch jetzt durch nichts zu bewegen, so daß man allerdings nicht bloß Muthlosigkeit von seiner Seite, sondern auch wohl Verrätherei von Seiten mehrerer Mitglieder des Wiener Staatsraths, der dem Feldherrn die Hände band, vermuthet hat. Als nun vollends Türenne bald darauf mit verstärktem Heere zurückkam, entsank Bournonvillen auch der letzte Muth, Türenne benutzte das Gefecht bei Türkheim, das anscheinend für ihn nachtheilig war, mit ungeahndeter Klugheit, und ganz Elsaß war für die Deutschen abermals verloren.

§. 14.

Obwohl nun alles für Frankreich glücklich ging, so fühlte doch Ludwig, der die ihm gegenüber stehenden Feinde klar genug durchschaute, daß Friedrich Wilhelm selbst in seiner jetzigen gebundenen Lage nicht wenig zu fürchten sei, und er bot daher alles auf, um ihn von dem Reichsheere zu entfernen. Dazu gab es nur Ein Mittel: man mußte ihm einen Feind in seine eigenen Staaten senden. Durch welche Künste es ihm aber gelang, die Schwedische Regierung zu bewegen, seinen Planen zu huldigen, sie, mit der noch vor kurzem der Kurfürst ein Schutzbündniß geschlossen hatte, darüber schweigt die Geschichte und stellt uns nur den traurigen

Fall selbst nackt hin. Selbst nicht einmal eine Kriegserklärung ging dem Einfalle der Schweden in die Kurfürstlichen Lande voraus, so daß auch der Fürst Johann Georg von Anhalt, der Statthalter der Mark, wie durch etwas völlig Unbegreifliches überrascht, bei dem Schwedischen Feldmarschall Karl Gustav Wrangel anfragen ließ, wie er sich einen solchen Ueberfall zu erklären habe. Dieser, wohl erkennend, daß er nichts Genügendes erwiedern könne, antwortete anfangs gar nicht; da doch aber endlich irgend eine Erwiederung erfolgen mußte, so nahm er seine Zuflucht zu eben so trotzigen als gehaltlosen Anschuldigungen. Der Kurfürst, so hieß es, habe mit Frankreich, das ein ewiger Freund Schwedens sei, Frieden halten und die Hülfsgelder desselben in Ruhe verzehren sollen: man werde ihn deshalb als einen Feind ansehen, so lange er bei den Verbündeten stehe, u. s. w.

§. 15.

So nun verbreiteten sich die Schweden, da sämmtliche Brandenburgische Truppen am Rhein standen, und das ganze Land entblößt war, mit leichter Mühe über die Mark und Hinterpommern aus, und nur Berlin, Spandow und Cüstrin, so wie Lauenburg, Bütow und Draheim blieben von ihnen unbesetzt. Leider zeigte sich auch hier, daß selbst ein edles Volk, wenn es zu einem ungerechten Kriege geführt wird, die Stelle des Rechts durch Trotz zu ersetzen sucht: und so darf es uns nicht befremden, wenn wir auch hier von den

Schweden ein sehr hartes, ja nicht selten ganz unmenschliches Verfahren gegen die Märker erblicken, und keine Vergleichung mehr statt finden will zwischen diesem Heere und dem des edeln Gustav Adolph.

§. 16.

Es schien, als wolle jetzt das Schicksal die ganze Kraft Friedrich Wilhelms prüfen, indem es ihm fast jeden Schmerz gab, dem eine noch nicht vollendete Männlichkeit unterliegen müßte. Zuvörderst hatte er sehen müssen, wie die volle Anstrengung der Deutschen während eines ganzen Jahres vergeblich gewesen war, und wie man von Französischer Seite ein edles Volk verhöhne, das unüberwindlich sein würde, wenn es seine Macht mit weiser Einigkeit zu benutzen wüßte. Sodann verlor er seinen zweiten Sohn, Karl Emil (geb. 6. Febr. 1655), der am 27. Nov. 1674 an einem hitzigen Fieber zu Straßburg starb *). Dieser edle und geistvolle Prinz hatte sich die Liebe seines Vaters, dessen Ebenbild er zu werden versprach, in so hohem Maaße erworben, daß keine Zeit die schmerzvolle Erinnerung an seinen Verlust jemals in ihm hat auslöschen können. Friedrich Wilhelm litt um so tiefer, da er diese Liebe nicht in demselben Maaße auf den nunmehrigen Kurprinzen Friedrich übertragen konnte. Das ganze Land trauerte, ja

*) Der älteste Prinz Wilhelm Heinrich, geb. 11. Mai 1648, war bereits am 20. Okt. 1649 wieder gestorben.

bei dem Heere ging dieses Gefühl in Haß gegen die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea, über, und man warf ihr laut vor, als sie ihren Gemahl im Lager besuchte, daß sie als Stiefmutter sich über den Tod des Prinzen freue, ja man wagte Worte gegen sie auszusprechen, die einen unheilbaren Riß zwischen ihr und dem Volke veranlassen mußten*). Wohl vermochte der Kurfürst das Ansehen seiner Gemahlin zu schützen, aber die Liebe der Brandenburger für sie herzustellen vermochte er nicht.

§. 17.

In einer solchen trüben Zeit empfing Friedrich Wilhelm die Nachricht, daß die Schweden in sein Land eingedrungen seien und Plünderungen, Verwüstungen und Willkühr aller Art verübten.

Der Kurfürst bestand mit Kraft das Geschick, das ihn prüfen wollte. Nachdem er den Brief des Statthalters gelesen, wandte er sich mit heiterem Gesicht an seine Soldaten, in deren Mitte ihn die Nachricht getroffen, und erzählte ihnen, die Schweden seien in die Mark eingebrochen, weshalb er Hoffnung schöpfe, nun bald ganz Pommern sein zu nennen.

---

*) Vergl. Poellnitz Memoires des quatre derniers souverains de la maison de Brandeb. T. I. p. 78. Ohne Zweifel findet sich hier manches Uebertriebene, doch ist die Stimmung des Heeres nicht zu bezweifeln, auch wenn man jene Hyperbeln des Hrn. v. P. abrechnet.

§. 18.

Dem Fürsten von Anhalt antwortete der Held: Innig beklage er das Geschick seiner geliebten Bürger, denen er für jetzt nichts empfehlen könne, als ruhig zu dulden, doch sei Hoffnung da, daß gerade durch das jetzige Leiden Glück, und Sicherheit für die Zukunft erwachsen, und niemals wieder etwas unter des Reiches Mitgliedern so Unerhörtes zu fürchten sein werde. Gar sehr irrten die Schweden, wenn sie ihn durch diesen Einbruch zu zwingen hofften, der Sache der Verbündeten zu entsagen, und sich neutral zu halten. Wenn seine Provinzen verwüstet seien, so bleibe ihm nichts übrig als das Leben, doch wolle er dieses selbst lieber auf das Spiel setzen als die Partei verändern und ohne Rache bleiben; welch einen Ausgang auch das Geschick verleihen möge. Er werde hiedurch einen Beweis geben, daß er keinesweges so wankelmüthig sei, als jene vorgeben. Er vertraue gänzlich auf die Gerechtigkeit seiner Sache; Gott habe ihn bereits gar vielen Gefahren entrissen, und seine Gnade werde ihm auch jetzt beistehen, daß er mit Ruhm alle Schwierigkeiten besiege und seine Feinde zum Gespött der Welt mache*).

§. 19.

Das Härteste war, daß er in diesem Augenblicke seinem armen Lande nicht helfen konnte, sondern, durch

*) S. Puffendorf de rebus gestis Friederici Guilielmi magni, XII, 66.

ste Reichspflicht gebunden, bei des Kaisers Heer verharren mußte. Daß er aber durch jene Pflicht sich binden ließ, und, durch Geist und Herz zum kühnen und raschen Handeln getrieben, dennoch für jetzt, durch jene Ansicht bewogen, sich zum bloßen Dulden entschloß, und jene Nothwendigkeit zur Freiheit erhob, wird die Geschichte als einen der größesten Züge in seinem Charakter geltend machen müssen.

Indessen that er auch was irgend sich thun ließ. Er beschwerte sich bei dem Kaiser und dem Reiche über den rechtswidrigen Einbruch der Schweden, und forderte ihre Hülfe auf, um jene in ihre Gränzen zurückzutreiben; aber er erhielt nur Worte, keine Beihülfe, und mußte sogar erkennen, daß mancher Reichsfürst sich heimlich über den Unfall freuete, der den schon zu mächtig scheinenden Kurfürsten getroffen. Eine gewisse Dumpfheit hatte sich seit dem westphälischen Frieden in die Politik der Deutschen gemischt, und ihren natürlich edlen Sinn drückten oft traurig enge Staatsmaximen zu Boden.

§. 20.

Nur bei den Holländern und Spaniern brachte er es endlich (im Junius 1675) dahin, daß sie Schweden den Krieg erklärten; doch wie langsam mußte eine solche Hülfe erscheinen, in einer Zeit wo jeder Augenblick preßte. Dännemark, das am schnellsten hätte helfen können, erklärte sich entschieden für Schweden. So nun, nachdem Friedrich Wilhelm jeder Pflicht ein Genüge gethan, aber auch vergeblich sich umgesehen hatte nach solchen, die

ihm zu helfen für Pflicht gehalten hätten, erkannte er, daß in ihm selbst allein die Hülfe sei, und er beschloß, mit Gottes Beistand, sich selbst allein zu vertrauen *).

Indessen litten die Deutschen Länder des Kurfürsten, besonders aber die Mark gar sehr durch die Anwesenheit der Feinde, die, da sie sahen, daß nirgends von außen her Gegenwehr erschien, immer sorgloser und ausschweifender von der Willkühr zur Frechheit, und von der Frechheit zur frevelhaften Grausamkeit übergingen. Der ruhige Bürger sah seine Person nicht mehr gesichert, und bald waren es auch selbst die Kirchen nicht mehr, die doch den früheren Schweden so theuer gewesen. Man schien den Plan zu haben, das Land im möglichster Schnelligkeie rein auszuschöpfen, und man konnte die Zeit berechnen, wann man an dieses traurige Ziel gelangen würde.

§. 21.

Was aber die treuen Märker am meisten kränkte, war die Nachricht, welche die Schweden überall verbreiteten, der Kurfürst sei todt und nirgends Hülfe zu erwarten. Zwar weigerte sich jedes Herz, einem so trüben Gedanken Raum zu geben, aber der stete Spott der

*) Nur der kriegerische Bischof von Münster zeigte sich geneigt dem Kurfürsten beizustehen; da aber seine Kräfte nur gering waren und es überhaupt deutlich wurde, daß nur eigene Vergrößerungsplane ihn leiteten, so kann er auch nicht eigentlich als Brandenburgs Verbündeter angesehen werden.

unempfindlichen Feinde, die bei den üppigen Gastmahlen dem abgeschiedenen Fürsten zutranken, und bei den öffentlichen Gebeten für sein Leben und Wohl nur höhnend lächelten, verbreitete doch manche finstre Ahndung in der Brust selbst der Stärkeren und sonst fröhlich Hoffenden. Von dem geliebten Fürsten hatte man so lange nichts vernommen, und allerdings konnte in der bedrängten Zeit seinem theuern Leben so manche Gefahr drohen.

Endlich wurde Wrangel, der doch wenigstens noch einen gewissen äußern Anstand in dem Schwedischen Heer erhalten hatte, von einer lähmenden Krankheit befallen, und sein Nachfolger schien ganz vergessen zu haben, daß er mit einer edeln Nation im Lande einer edeln Nation sei, und kannte so wenig Gränzen in Habsucht und Ausschweifung, daß die Nachrichten davon den kranken Feldherrn nur noch kränker machten*).

---

*) Eo magis autem licentiae frena laxabantur, quod dum Wrangelius e morbo decumbit, exercitus per fratrem ipsius Woldemarum tantisper regeretur, perversissimi hominem ingenii, et qui e petulantissimis facinoribus voluptatem capiebat. Igitur miles passim, qua pertingere poterat, omnia diripere, pecora occidere, immaturas segetes proterere; aedes sacras diripere, easque, ut et vasa usibus sacris destinata, foedis dictu modis polluere; tum passim homines contortis circa capita funibus cogere ad promendas, quas abdiderant, pecunias; aliquos ad collum usque in terram defodere, quosdam pueros per petulantiam globis trajicere. Aliquot foeminae mamellis ad parietem clavis affigebantur, nonnemo fune ad scrotum alligato trahebatur. Denique ad mortuos rapina porrigebatur etc. Atque ista omnia jubente, ant connivente Woldemaro, facta,

§. 22.

Im ganzen Lande herrschte eine dumpfe Schwüle, und die Abwesenheit des Fürsten und innerliche Hoffnungslosigkeit wehrten und mußten nothwendig jeder entgegen strebenden Thatkraft wehren, daß sie in sich selbst unterzugehen drohete. Nur die Altmark hatte sich retten können, denn durch die Elbe geschützt vor dem ersten Ansturm der Feinde, konnten sich hier die Landleute voll Treue und Kraft aus eigner Macht zu einzelnen Bannern sammeln, fest entschlossen, den andrängenden Fremdlingen den Uebergang über den Strom zu verbieten. Sie trugen eine Fahne vor sich her, darin mit redlicher Einfachheit stand:

Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm Kurfürsten mit unserm Blut.

aber es zeigte sich ihnen kein Feind, der wol mit Recht ein tieferes Eindringen in das Land scheuete.

Indessen sollte sich auch jetzt und hier das alte gewichtige Wort bewähren, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe auch am nächsten ist.

§. 23.

Der Kurfürst, von allen verlassen, aber auch von

---

quae tamen Vitrio, legato Gallico, haud sufficiebant, quod incendiis abstineretur; cum iste omnia in cineres redigenda subinde ingereret (!!) Sane et ipse Archistrategus Wrangelius ista vehementer detestabatur etc. (Puffendorf. XIII, 33.)

Keinem mehr gehemmt und gestört, war am Ende des Mai mit seinem Heer aus Franken aufgebrochen und hatte zu Anfang des Junius Magdeburg erreicht. Der ganze Zug war so eilig und in so geschickter Ordnung gegangen, daß die Schweden am elften Juni ihn noch im Reich anwesend glaubten, während er bereits am folgenden Tage des Abends spät über die Elbe ging. In Magdeburg waren gleich bei seiner Ankunft alle Thore verschlossen und der Uebergang über den Fluß jedem, der nicht zu dem Brandenburgischen Heer gehörte, verboten worden. So wurde auch hier das Geheimniß bewahrt. Erst am vierzehnten langte das kleine Heer, das jetzt nur noch aus der Reiterei und etwa tausend Mann Fußvolk bestand — die Uebrigen hatten so schnell nicht folgen können — vor Rathenow an.

Hier hatten die Schweden schon längst mit besonderem Uebermuthe gehaust, und eben deshalb auch, fast wie im tiefen Frieden, sich jetzt der sorglosesten Ruhe überlassen. Der Kurfürst, empört durch ihr räuberisches Betragen, beschloß einen Ueberfall: und Täuschung, Nacht und trunkne Gastmahle vollendeten ihr Verderben *).

---

*) Die Memoires de Brandebourg schreiben mit Recht einen großen Theil des Verdienstes an der gelungenen Ueberrumpelung der Schweden einem Brandenburgischen Edeln dem Landrath von Briest zu, der auf die geschickteste Weise in die Plane des Fürsten einging, und den Feinden jede Rettung unmöglich machte. Erst vor kurzem (1812) hat sich ein Dichter gefunden, der in dem Schauspiel: „die Heimkehr des großen Kurfürsten," die anziehende

Zwar vertheidigten sie sich selbst noch auftaumelnd und einzeln in den Gassen, um sich des Namens eines Soldaten werth zu erhalten; aber sie wurden bald entweder niedergehauen oder gefangen genommen. Unter den Letztern war auch der Obrist Wangelin, der sich Derflingern übergab und nach Peiz abgeführt wurde.

§. 24.

Der Kurfürst, stets besonnen und mäßig, überließ sich keinesweges müssig der Freude über den ersten glücklichen Erfolg, sondern eilte bedeutendern entgegen. Da der Theil des Schwedischen Heers, dessen Lager bei Brandenburg stand, sich mit dem, das Wrangel bei Havelberg hatte, vereinigen wollte, so fand sich der Fürst zur Eile gedrängt und konnte selbst den Heranzug des Fußvolks nicht erwarten. Zuerst stieß er bei Nauen auf den feindlichen Nachtrab, sprengte ihn auseinander, und verfolgte die Schweden bis Fehrbellin, wo sie sich sammelten: denn weiter kommen konnten sie nicht, da durch mehrere vorausgeeilte Brandenburgische Schaaren die Brücken abgebrochen worden waren. Nur eine Schlacht konnte ihnen den Weg über den Rhyn (bei Fehrbellin) öffnen, und es ist wahrscheinlich, daß sie dieselbe wünschten. In der That konnte manches

---

und wichtige Begebenheit mit klarer historischer Umsicht und tiefer poetischer Kraft zu behandeln gewußt hat, dergestalt, daß man jetzt bloß auf dieses Drama hinzudeuten braucht, als auf ein in jeder Hinsicht befriedigendes Werk.

ihnen Hoffnung zu einem glücklichen Erfolge geben; sie waren 11,000 Mann stark, Fußvolk und Reiterei in schönem Verhältniß, wohlgenährt und gekräftigt durch lange behagliche Ruhe im Feindeslande, nnd noch mehr erhoben durch den alten Waffenruhm unter Gustav Adolph und Karl Gustav.

§. 25.

Auf der andern Seite fand sich der Kurfürst, der am 18. Jun. bei Fehrbellin eingetroffen war, nur im Besitz von 7000 Mann, fast ohne alles Fußvolk und nur mit sehr wenigem Geschütz. Die Truppen waren ermüdet von dem langen Marsch vom Rhein nach der Mark, nicht minder dnrch das nächtliche Treffen und das rasche Verfolgen, so daß auch, als der Fürst den Kriegsrath versammelte, die meisten Mitglieder desselben ihre Stimmen gaben, eine Schlacht sei nicht zu wagen. Andere hingegen rechneten auf die gerechte Sache, auf die Gegenwart des geliebten kriegserfahrenen Fürsten, auf den altbrandenburgischen Muth; und von Schwedischer Seite auf die Abwesenheit Wrangels, von dem Friedrich Wilhelm selbst geäußert haben soll, er sei so gut als ein halbes Heer. Der Kurfürst selber, längst entschieden alles zu wagen in so gerechter Sache, entschied für die Schlacht, mit ihm Friedrich, Landgraf von Hessen-Homburg und der erfahrene Feldmarschall Derflinger.

§. 26.

Den ersten Angriff am frühen Morgen that der

Landgraf mit dem linken Flügel, und drang mit solchem Ungestüm vor, daß er sich bald in einer bedenklichen Lage in der Mitte der überlegenen Schweden befand*). Doch theils die eigne Tapferkeit, theils die schnelle Hülfe, die der stets besonnene Kurfürst ihm leistete, rissen ihn bald aus der Gefahr, und der Sieg, der eigentlich nie geschwankt hatte, neigte sich nun auf die entschiedenste Weise der gerechten Sache und den Brandenburgern zu. Schon am Nachmittage erkannten sich die Schweden selbst für überwunden und flohen, jedoch nicht ohne Ordnung, und in geschlossenen Gliedern, von dem Schlachtfelde. Man beunruhigte für heute ihren Rückzug nicht, denn Mann und Roß, die seit 8 Tagen ermüdet worden waren, konnten nur siegen; aber nicht verfolgen. Doch schon am andern Morgen wurde die Fehrbelliner Brücke, welche die Schweden bei ihrer Flucht abgebrochen hatten, wieder hergestellt und die Feinde sahen sich bis nach Pommern hin verfolgt, und die schon in der Schlacht an zwei tausend Mann der auserlesensten Truppen verloren, sahen bis dahin noch doppelt so viel durch das Brandenburgische Schwerdt vernichtet.

---

*) Indessen ist dieser Angriff keinesweges, wie wohl sonst erzählt worden, ohne oder gar wider Willen des Kurfürsten unternommen, worüber die Nachrichten des H. von Buch, eines Adjutanten und Vertrauten F. W's, hinlängliche Auskunft geben. Sie wurden zuerst durch Erman mitgetheilt.

§. 27.

Selten hatte ein Sieg so tiefen Eindruck in Europa gemacht als dieser bei Fehrbellin *). Der Fürst eines verarmten Landes hatte, verlassen vom Kaiser und des Reiches Mitständen, mit der bloßen Reiterei ein Heer besiegt, das bereits an die Möglichkeit einer verlorenen Schlacht nicht mehr zu glauben schien. Der Kaiser, der ohnehin jetzt die Freude erlebte, daß eine fast nur zufällig hingeschleuderte Kanonenkugel den großen Türenne niederwarf (bei Saßbach) und die Franzosen über den Rhein zurückfliehen mußten, suchte nun auch wieder den Kurfürsten einigermaßen mit sich zu versöhnen, aber es war freilich nur die alte Weise der Halbheit. Er schrieb dem Kurfürsten, wie sehr er sich über die Schlacht bei Fehrbellin erfreue, und wie den Schweden gar wohl einige Demüthigung zu gönnen gewesen sei, er erkannte mit großem Lobe Friedrich Wilhelms persönliche Tapferkeit, fügte aber, mit gelinder Rührung und nicht ganz ohne Väterlichkeit, die Bitte hinzu, sich doch hinfort nicht mehr selbst den Gefahren einer Schlacht auszusetzen und sein theures Leben zu schonen. Dann that er auch öffentlich das, was sich mit Bequemlichkeit thun ließ. Schweden wurde für einen Reichsfeind erklärt, und Obersachsen, Niedersachsen nebst Westphalen erhielten den Auftrag, diese Feinde zu bekämpfen, nachdem sie bereits bekämpft worden waren.

---

*) S. Beilage K.

§. 28.

Ueberhaupt beeiferte sich jetzt fast alles, den Sieg des Kurfürsten zu benutzen. Dännemark kündigte Schweden den Krieg an, und Braunschweig, Zelle und Münster verbanden sich mit Brandenburg, um gemeinschaftlich den Feind zu bekämpfen. Allein wir wissen schon zur Genüge, was eine solche Vereinigung, der keine wahrhaft große Idee zum Grunde liegt, für Folgen nach sich zieht, und wir finden uns fast beruhigter, wenn wir den Kurfürsten ganz allein und nur sich selbst vertrauend antreffen.

Wirklich war auch jetzt, da so Viele gegen Schweden standen, das schnellere Siegen und Vordringen zu Ende. Ja, als die Brandenburger sich mit den Dänen vereint hatten (erst im Oktober) mislang ein Angriff auf die bei Stralsund verschanzten Feinde; doch als König Christian sich von ihnen trennte, um Wismar zu belagern, eroberten die Brandenburger die Stadt und Insel Wollin, und (9. Nov.) die Festung Wolgast.

Da sich die Friedensunterhandlungen zu Nimwegen, welche König Karl II. von England vermitteln wollte, gar bald zerschlugen, so begann im folgenden Jahre (1676) der Krieg in Pommern mit erneueter Hitze. Schweden und Brandenburger behaupteten bei Wolgast, Ukermünde u. s. w. den alten Kriegesruhm, ja die letztern versuchten sich sogar zur See, und manches feindliche Fahrzeug ward von ihnen zu Colberg aufgebracht.

§. 29.

Der Kurfürst, welcher die vereinigten Brandenburger, Dänen und Lüneburger führte, zeigte überall die längst bewährte ruhige Klarheit im Blick, und die alte wohlbewährte Tapferkeit. Usedom und Swinemünde wurden von neuem zurückerobert, dann fielen nach einander Anklam, Demmin, Lökenitz und Damm. Wo der Landesfürst selbst, und unter ihm der feurige Friedrich von Hessen-Homburg und Derflinger*) führte, da schiens, als sei der Sieg an ihr Heer gebannt.

Diese edle Siegesfreude mußte aber auch manches Kränkende vergüten, das dem Fürsten von außen her durch die Freunde bereitet wurde. Die Unterhandlungen, welche zu Nimwegen von neuem begonnen hatten, gingen überaus kläglich von Statten und ließen schon damals den für Deutschland so unseligen Frieden ahnden, der ihnen wie die Strafe mit lahmem aber sicherm Fuße folgen werde. Ferner waren Spanien und Holland in Bezahlung der versprochenen Hülfsgelder so nachlässig gewesen, daß der Kurfürst schon jetzt 1,300,000 Thaler zu fordern hatte, und trotz aller Mahnungen verharrte man in der alten indolenten Saumseligkeit gegen ihn. Der kaiserliche Hof zu Wien, der sich ohnehin nie mit einer lebhaften Theilnahme an dem Glücke des Kurfürsten in Unkosten gesetzt hatte, zeigte sich jetzt offenbar mismüthig über die wachsende Macht Bran-

*) S. über ihn die Beilage L.

denburgs, und der einflußreichste Minister Paul v. Hocher verfehlte nicht, seinem Kaiser auseinander zu setzen, wie sehr das Gleichgewicht Europas durch Brandenburgs Emporblühen leiden, und wie gefährlich ihm Friedrich Wilhelms Kraft und Ruhm zu werden drohe. Dazu kam noch, daß Kursachsen und Hannover während des folgenden Winters den Truppen keine Winterquartiere gewähren wollten und fast die ganze Last der Erhaltung und Verpflegung derselben auf die Brandenburgischen Staaten fiel.

§. 30.

Unter diesen Umständen begann deshalb im Frühling des Jahrs 1677 der Krieg von neuem, doch ward der Kurfürst nicht mehr vom Kaiser unterstützt. Die abermals ausgebrochenen Unruhen in Ungarn veranlaßten ihn, sämmtliche Truppen, die sich nur auftreiben ließen, dorthin zu ziehen; auch war es wol nie sein Plan gewesen, den Brandenburgern zur Eroberung von Pommern zu verhelfen.

So stand denn Friedrich Wilhelm wieder fast allein, denn die Münsterschen und Lüneburgischen Truppen, die noch mit den seinigen vereint blieben, waren keinesweges zahlreich.

Der ganze Feldzug schien diesmal nur Ein Ziel zu haben, die Eroberung von Stettin, dessen Besitz dem Kurfürsten das ganze Land zu versprechen schien. Aber auch ohne nähere politische Beziehung lag ihm diese Stadt gar sehr am Herzen, die er schon als Kind ge-

liebt und als Mann immer mehr zu schätzen gelernt hatte.

§. 31.

Aber auch die Schweden fühlten gar wohl die ganze Wichtigkeit der Pommerschen Hauptstadt, und sie hatten deshalb die Vertheidigung derselben einem ausgezeichneten Feldherrn, Johann von Wolf, übertragen, dessen entschlossener Sinn sich auch der ganzen Besatzung mitgetheilt hatte. Da die Aufforderung des Kurfürsten zur Uebergabe verworfen, so ward die Stadt aus zweihundert Stücken schweres Geschützes beschossen, und nichts gespart was fähig war, den Muth der Schweden zu brechen. Doch diese, nur 3000 Mann stark, und mangelnd jeder Zufuhr, zeigten fast sieben Monate lang eine edle Standhaftigkeit, und schlugen manchen Sturm mit Glück zurück. Die Stadt selbst hing treulich an Schweden und ohne Murren lösten die Bürger die Krieger auf den Wällen ab.

§. 32.

Da aber auch die Belagerer dieselbe Standhaftigkeit zeigten, da immer mehr der Mangel in der Stadt wuchs, und keine Möglichkeit vorhanden war, ihm abzuhelfen; da ferner fast die Hälfte der Häuser in Trümmern lag, so zeigte sich Wolf endlich geneigt, die Festung zu übergeben, wenn man ihm ehrenvolle Bedingungen gewähren würde. Seltsam genug erkundigte er sich hiernach nicht bei dem Kurfürsten selber, sondern bei dem

Anführer der verbündeten Lüneburger. Doch jener verzieh ihm gern sein Mistrauen, und gewährte das Gesuch, das der Tapfere dem Tapferen nicht leicht abschlägt. Auch die Bürger sandten nun zu dem Kurfürsten, und baten ihn, zu verzeihen, daß sie so lange und so kräftig widerstanden hätten. „Wenn er einst sie beherrschen werde, dürfe er sich dasselbe von ihnen gegen seine Feinde versprechen.“ Friedrich Wilhelm, weit entfernt den pflichttreuen Männern zu zürnen, lobte sie deshalb. Er gewährte den National-Schweden freien Abzug nach ihrem Vaterlande, und zog am 27. December in die Stadt ein, nach deren Besitz er so lange gestrebt, und die er nun für immer sein zu nennen hoffte. Mit inniger Rührung brachte er in der Hauptkirche dem Lenker des Geschickes seinen Dank dar, und nahm dann die Huldigung ein.

Den Rest des Winters brachte er in Berlin zu, wo ihm die Bürgerschaft mit lautem Jubel entgegeneilte, denn jedes Herz war erregt zur erhöhetern Liebe für den Fürsten, der in stets wachsendem Ruhm doch immer so reinmenschlich und milde blieb.

§. 33.

Das folgende Jahr begann auf eine unerfreuliche Weise, indem der treffliche Schwede Königsmark den Dänischen General Rumor auf der Insel Rügen angriff und sämmtliche dort befindliche Truppen, worunter auch leider an die dreitausend Brandenburger, zu Gefangenen machte. Als deshalb der Krieg im Julius wieder an-

fing, mußte man sich zu Anfange begnügen, bloß das durch fremde Unvorsichtigkeit Verlorene wieder zu gewinnen. Es gelang am 10. September, dann folgte Stralsund am 18. Oktober und Greifswalde am 6. November. Diese beiden Städte waren mit fast zürnender Eil und dem Aufgebote aller Kräfte erobert worden, denn Zeit und Verhältnisse drängten den Kurfürsten auf eine Art, die ihm fast jede Freude über die nun vollendete Eroberung von ganz Pommern rauben mußte.

§. 34.

Der König von Polen, Johann Sobiesky, hatte einen Anfall der Schweden in Preußen begünstigt, und diese waren unter der Anführung des Generals Heinrich Horn mit 16,000 Mann durch Samogitien in das fast unbeschützte Preußen eingerückt. Der Kurfürst erhielt diese Nachricht, als er mit Stralsund und Greifswald beschäftigt war, und konnte in jenem Augenblicke nur 3000 Mann, unter Görzke's Anführung, den sechsfach überlegenen Feinden entgegenstellen. Dennoch vermochte, selbst noch ehe dieser treffliche Feldherr anlangen konnte, der wackere Hohendorf und Canitz dem Vorrücken der Schweden dergestalt zu widerstehen, daß diese nicht einmal Memel anzugreifen wagten, sondern sich nur begnügen mußten Tilsit und Ragnit zu besitzen.

§. 35.

Jetzt nach Pommerns Eroberung brach der Kurfürst mit seinem ganzen Heere, unaufgehalten durch die

strenge Kälte des Winters nach Preußen auf, und in der That wirkte jetzt schon sein bloßer Name und der Ruf seines unüberwnndenen Heeres in solchem Maaße auf den feindlichen Führer, daß er nicht weiter Stand hielt, sondern ohne eine Schlacht abzuwarten, zum höchsten Verdrusse der tapfern Brandenburger und seiner eigenen braven Truppen, die Flucht ergriff. Der Kurfürst und Görzke, denen der Frost Brücken über den frischen und den kurischen Haf geschlagen, verfolgten die Feinde mit so stürmender Eil, daß diese auf ihrer Flucht mehr verloren, als vielleicht selbst die gewagteste Schlacht sie hätte verlieren lassen können; und obwohl sie in einzelnen Treffen, zu denen sie Görzke, Treffenfeld und Schöning zwangen, sich ihres edeln Vaterlandes keineswegs unwürdig zeigten, so mußte doch stets der Sieg von ihnen weichen, da Horns übereilte Flucht gewissermaßen schon im voraus alles verdorben hatte. So darf es uns denn nicht befremden, daß, als der Kurfürst endlich tief in Kurland die Verfolgung aufhören ließ, das feindliche Heer von 16,000 bis auf 2500 Mann herabgeschmolzen war, von denen noch obendrein die Hälfte durch Winter, Flucht und Unmuth sich krank fühlte. Der ganze Krieg der Schweden war nicht in Schweden, und nicht mit Freiheit erzeugt, sondern in Ludwigs Cabinette diktirt worden; daher sein unglückliches Ende. Ein freies Volk darf nur sich selbst nachleben, nicht fremden Zwecken, am wenigsten denen, die Unbilligkeit und Willkühr aussann.

§. 36.

So mannigfache Siegesfreude mußte freilich das schönste Gefühl in Friedrich Wilhelms Brust hervorrufen; doch leider vereinte sich sonst auch alles, um sein edles Gemüth auf das empfindlichste zu betrüben. Jener Zustand der Ermattung und der oft in das Leere hinstarrenden Erschöpfung, wie wir ihn nach dem westphälischen Frieden so oft in Europa und besonders in Deutschlands Cabinetten erblicken, zeigte sich jetzt in seiner ganzen Betrübtheit. Die Verbündeten hatten den Krieg gegen Frankreich nie mit ganzem rein vollendetem Ernste geführt, waren deshalb auch nie recht glücklich gewesen, und sehnten sich jetzt nach dem Frieden mit einer Art von bitterer Wehmuth, aus welcher nie etwas Gedeihliches hervorgehen kann.

§. 37.

So machte sich denn Holland zuerst von den ihm lästigen Banden mit den Aliirten los, da Ludwig, nach seiner in gewissen Zeiten sogar offenherzig unsittlichen und atheistischen Politik, dem Ersten, welcher abfallen werde, einen erträglichen Frieden versprochen hatte. Er gewährte ihn bereits am 10. August 1678 zu Nimwegen, und allerdings waren die Bedingungen, unter welchen ihn Holland empfing, für den Moment wenigstens nicht unvortheilhaft. Schon 7 Tage darauf folgte Spanien, das ganz erschöpft durch die betrübte Regierung des fast ununterbrochen kranken Königs Karl II., und

die Uneinigkeit der Minister, sich schon bei weitem härtere Aufopferungen gefallen lassen mußte; denn viel Köstliches was in ehemaligen ruhmvollen Zeiten erhalten war, der größte Theil der Niederlande und die Grafschaft Burgund ward hingegeben für eine traurig ruhmlose Waffenruhe, die Ludwig ohnehin in jedem Augenblicke wieder aufheben konnte, sobald es sein reizbarer Geist begehrte.

§. 38.

Friedrich Wilhelm, obwohl betrübt über den Abfall dieser Mächte von dem allgemeinen Bündniß, schien dennoch bald getröstet durch den Gedanken, daß es denn doch nur Ausländer waren, welche abfielen, und er sorgte schnell dafür, Holland für sich und Dännemark unschädlich zu machen. Da er in solchen Fällen niemals auch die bittersten Aufopferungen scheuete, so erließ er den Holländern sämmtliche seit 1672 angelaufene Subsidien, und trat ihnen die Schenkenschanze ab, obwohl sie auf Clevischem Grund und Boden liegt, und die Unannehmlichkeiten sich gar wohl vorhersehen ließen, die aus einer solchen Zertrennung fließen mußten. Für diese Aufopferungen erließ man ihm aber auch die Schuld, welche einst der Kurfürst Johann Sigismund in Hollaud gemacht, und die von 100,000 Thalern durch die Reihe der Jahre und Nichtbezahlung der Zinsen bis auf 12,060,000 Gulden (!) gewachsen war. Es ist dabei zu erinnern, daß, obwohl die Berechnung jener Schuld allerdings richtig sein mag, eine solche soge-

nannte richtige Berechnung dennoch wol überhaupt in sich selbst unrichtig und unbillig ist.

§. 39.

Kaum aber hatte der Kurfürst mit so schweren Aufopferungen den Abfall fremder Mächte unschädlich zu machen gewußt, als ihm ein weit schlimmerer Fall traf, den auch nur als möglich anzunehmen, der edle Mann sich gewiß selbst stets verboten hatte.

Es fiel nämlich auch der Kaiser ab, und mit ihm das Deutsche Reich. Da beide den Krieg gegen Frankreich nur mit halbem Herzen und eben deshalb auch stets unglücklich geführt hatten, so mußten sie freilich jetzt nach und nach auf den Wunsch kommen, ihn gar nicht begonnen zu haben, und da dies einmal geschehen war, ihn wenigstens so schnell als möglich zu endigen. Dabei fanden sich nun freilich zwei Schwierigkeiten. Die erste war der Treubruch gegen den Kurfürsten, vor welchem Gedanken der gewiß nicht unedle Leopold den gerechtesten Abscheu hegte. Allein eines Theils hatte man ihm bereits vor einem neuen Reiche in Deutschland so bang zu machen gewußt, daß er Friedrich Wilhelms wachsende Macht allerdings höchst ungern sah, andern Theils tröstete er sich, daß, wenn auch jetzt der Fürst nicht in den Frieden eingeschlossen sei, er doch immer hinterher ihm noch behülflich sein könnte, einen ähnlichen zu erlangen, als der jetzt ihm zu Theil wurde.

§. 40.

Das andere Hinderniß hätte billig die Art des Friedens selbst sein sollen, den Frankreich ihm bot. Aber man wollte nun einmal von Oestreichscher Seite Ruhe um jeden Preis, und so verließ man Brandenburg und Dännemark; gab Freiburg und Breisgau an Frankreich hin, und die Einwilligung, daß die Franche comté, bisher ein Deutsches Reichslehn, unmittelbar zu Frankreich gehöre. Man ertrug es, daß des Kaisers eigener Schwager, Herzog Karl von Lothringen, der That nach zu einem völligen Untergebenen von Frankreich, den es zu jeder Zeit umgarnen konnte, gemacht wurde, und man war kurzsichtig genug, sich zu freuen, daß man doch wenigstens die Festung Philippsburg und die Reichsstädte im Elsaß behalten habe, ein Trost der doch wirklich nur auf gehaltlosen Worten beruhete.

Da man so viel bewilligen wollte, so wurden selbst die Franzosen durch die Nachgiebigkeit überrascht, und unterzeichneten gar gern den Frieden zu Nimwegen, am 5. Febr. 1679, wohl erkennend, daß durch einen solchen Vergleich die Kraft des Kaisers und des Reichs fast in der Wurzel angegriffen sei.

§. 41.

Dieser klägliche Friedensschluß gehörte zu den schmerzlichsten Erfahrungen des Kurfürsten. Er sah sich verlassen von dem Kaiser, gegen den er seine Pflicht als Reichsfürst mit den großartigsten Aufopferungen erfüllt

hatte, und er war zugleich hellsehend genug, um all den widerwärtigen, Ehrverletzenden Jammer vorherzusehen, der aus jenem Vergleich entspringen mußte. Seine Bemühungen den Abschluß jenes Friedens zu hindern, waren durchaus vergeblich, und es ward in demselben in Beziehung auf ihn, nur ein Waffenstillstand bewilligt, während dessen er den Frieden sich erbitten sollte. Vergeblich waren seine Bemühungen zu Wien, um von dort aus die Gewährleistung für den Besitz von Pommern zu erhalten. Man erklärte ihm geradezu, es sei dem Kaiser höchst misfällig, daß sich dort da droben „an der Ostsee ein neuer König der Vandalen festsetzen wolle*)".

§. 19.

Dann verließ ihn auch Lüneburg, und er sah sich nun mit Dännemark ganz allein den Franzosen und Schweden gegenüber.

Jetzt nahm Frankreich den entschiedensten Ton des Herrn gegen Brandenburg an, man erklärte dem Kurfürsten, er solle alles an Schweden zurückgeben und die Kriegskosten noch dazu bezahlen, wo nicht, so werde man sich an seine Westphälischen Provinzen halten. Der Drohung folgte die That, und die jenseit des Rheins gelegenen Lande wurden schnell von einem feindlichen Heere überschwemmt, das sich jede Erpressung erlaubte.

---

*) Diese Redensart war besonders dem Minister Paul von Hocher geläufig.

Der Kurfürst mußte einen Waffenstillstand eingehen (vom 31. März bis 1. Mai), um wenigstens die weiteren Fortschritte der Feinde zu hemmen.

Während dessen unterhandelte der Kurfürst durch den Freiherrn von Blaspiel zu Nimwegen mit dem berühmten Französischen Minister Colbert, der ihn jetzt seine ganze politische Ueberlegenheit mit gelassener Ruhe fühlen ließ. Früherhin hatten die Schweden geäußert, sie würden sich durch die Rückgabe von Rügen, Stralsund, Greifswalde und den umliegenden Landen zufriedenstellen lassen; doch jetzt, durch Frankreichs Uebermacht und Friedrich Wilhelms Verlassenheit gereizt, forderten sie geradezu ganz Pommern, insoweit es ihnen abgenommen, nebst Stettin zurück. Nur dann, erklärte Colbert, dürfe der Kurfürst auf Frieden mit Frankreich rechnen.

§. 43.

Es war dem edlen Fürsten nicht möglich gewesen, sich so schnell an den Gedanken zu gewöhnen, daß fünf schwere Kriegsjahre und die Anstrengung seiner wackern Truppen so ganz fruchtlos gewesen sein sollten. Ja, ihn empörte der Uebermuth der Schweden und Franzosen dergestalt, daß er nicht selten den Gedanken ergriff, Alles zu wagen und ganz allein sich ihrer vereinten Macht entgegenzustellen. Und wer weiß, ob nicht die Geschichte das große und seltsame Schauspiel erlebt hätte, einen einzelnen deutschen Kurfürsten, bloß im Vertrauen auf Gottes Beistand in gerechter Sache, gegen die Macht zweier Könige fechten zu sehen. Doch

hier widersetzten sich die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, die den Brandenburgischen Truppen nicht nur den Durchzug durch ihre Lande versagten, sondern auch droheten ihn selbst feindselig zu behandeln. Ferner kamen noch gegen Ende des April mehr als 15,000 Franzosen über den Rhein, denen der Brandenburgische General Spann, der im Clevischen stand, durchaus nicht gewachsen war. So wurde denn ein neuer Waffenstillstand von 15 Tagen abgeschlossen, und als auch diese verflossen waren, wurde selbst Minden von den Franzosen besetzt, denen früherhin schon Wesel und Lippstadt eingeräumt worden war. Jetzt nun, da die äußerste Noth drängte, indem die Lüneburger sogar drohten, dem Brandenburgischen Feldherrn den Rückweg nach der Mark zu verlegen, und Frankreichs Ton immer bedenklicher und übermüthiger ward, sah sich der Kurfürst genöthigt, um so hohen Preis Frieden zu schließen.

§. 44.

Er hatte den wohlerfahrenen Minister von Meinders nach Paris gesandt, und dieser unterließ nicht, da die Waffen nicht mehr helfen konnten, die Gründe der Billigkeit in Beziehung auf seinen Fürsten in Anregung zu bringen. Doch Ludwig gefiel sich zu wohl in seiner angemaaßten Diktatorwürde, und meinte von dem Kurfürsten zu sehr beleidigt zu sein, um nachgeben zu können. Die Französischen Minister erklärten selbst zu wiederholten Malen, daß sie dem Brandenburgischen Fürsten, den ganz Europa und auch ihr König wahrhaft ehre,

allerdings einen vortheilhaften Frieden wünschten, doch sei es ihrem Herrn unmöglich, ihn auf Kosten der verbündeten Schweden zu begünstigen. Dann folgten wieder Drohungen, daß jeder Tag des Aufschubes dem Kurfürsten Nachtheil bringen solle, und so mußte sich denn endlich Meinders entschließen, den traurigen Frieden zu St. Germain en Laye, am 29. Junius 1679, mit dem Französischen Minister Pompon abzuschließen. In demselben verpflichtete sich Brandenburg, alle Eroberungen in Pommern, mit Ausnahme eines kleinen Strich Landes, den Schweden bisher jenseit der Oder (und zwar wider den Westphälischen Frieden), besessen, zurückzugeben.

§. 45.

Außer diesem höchst unbedeutenden Ersatz versprach Frankreich in einem besondern Artikel, nicht ohne Affectation wohlfeiler Großmuth, dem Kurfürsten 300,000 Kronen, als Ersatz für den erlittenen Schaden zu bezahlen, so wie man ihm auch die Stadt Golnow als Pfand einräumte, bis Schweden 50,000 Thaler, gleichfalls als Kostenersatz, an ihn entrichtet haben würde. So sollte diese Macht auch allem Recht an die Seezölle in Hinterpommern entsagen *).

---

*) Daß Ludwig XIV. die Kurfürstin durch ein Geschenk von 100,000 Thalern und einen Diamantschmuck, so wie Meinders durch eine jährliche Pension von 20,000 Thalern gewonnen habe, Friedrich Wilhelm zur Unterschrift zu ver-

Es war gewiß der schmerzlichste Augenblick in dem Leben des Fürsten, als er diesen Vergleich unterschreiben mußte, durch den er auf alle gerechten Erwerbungen der letzten mühevollen Jahre Verzicht zu leisten versprach. Die Schlaffheit der Freunde, der Uebermuth der Feinde hatte es dahin gebracht, und so rief der Fürst, nachdem er unterschrieben hatte, voll tiefer, schmerzlindernder Ahnung aus:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!

Er ist nicht getäuscht worden.

---

anlassen, ist ein völlig grundloses Gerücht, das Pöllnitz (T. I. p. 98.) ohne allen Beweis hinwirft. Abgerechnet, daß Ludwig nicht schenkte, wo er, wegen unendlicher Uebermacht, nicht zu schenken nöthig hatte, versteht es sich auch wol von selbst, daß der große Kurfürst durch nichts anderes, als durch die klare Ansicht der vollendeten Nothwendigkeit bewogen werden konnte, den Frieden einzugehen.

Viertes Buch.

§. 1.

Friedrich Wilhelms bittern Kummer über den Frieden zu St. Germain linderte nur der Gedanke, daß, wenn auch nicht neuer Länderzuwachs, doch ein ewiger Ruhm erworben sei. Selbst seine Feinde gewannen hohe Achtung für die Rechtlichkeit eines Fürsten, der sich stets gleichmäßig und kraftvoll zeigte, im Handeln und im Dulden. Der Kaiser suchte wenigstens so viel als möglich den Tiefgekränkten zu versöhnen, doch da ein so bedeutendes Unrecht durch bloße Worte sich nicht wieder gut machen läßt, so konnte auch die bittere Empfindung gegen ihn nicht so schnell weichen. Ludwig der Vierzehnte ließ es gleichfalls nicht an wohltönenden Redensarten fehlen, und in der That mußte der Fürst eher ihm, dem übermächtigen Feinde, verzeihen, als dem schwachen Freunde, der für alle Opfer, die ihm gebracht waren, nichts zurückgegeben hatte, als selbstsüchtige Theilnehmungslosigkeit gegen den, der so oft seinen eignen Vortheil für ihn vergessen.

Der

Der größte Gewinn jenes Friedens war das allgemeine Vertrauen der Deutschen, die jetzt auf Friedrich Wilhelm fast wie auf ihr geistiges Haupt hinblickten, um das sie sich gern versammelten, und zu dem sie auch oft genug in Verlegenheit und Noth ihre Zuflucht nahmen. Ein anderer Umstand, daß Ludwig, obwohl er nie von seiner Politik abwich, dennoch klar zeigte, daß er in ihm den geistreichsten Fürsten und Feldherrn der Deutschen anerkenne, schmeichelte wenigstens dem gerechten Stolze der Brandenburger.

§. 2.

Auch die häusliche Lage des Kurfürsten, in so weit der Geschichtschreiber ihn in dieselbe begleiten kann, schien jetzt keinesweges erfreulich genug, um stillen Trost für die fehlgeschlagenen Hoffnungen des letzten Jahres zu bieten.

Friedrich Wilhelm hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin von neuem vermählt. Seine Wahl war auf die Prinzessin von Holstein-Sonderburg, Dorothea, gefallen, mit der er sich am 15. Junius 1668 verband. Diese Fürstin verdient in mancher Hinsicht einen ausgezeichneten Ruhm. Die starke und feste Liebe für ihren Gemahl zeigte sich bis an ihr Ende in steter Gleichmäßigkeit, und keine Trennung von ihm ertragend, begleitete sie ihn auf allen Feldzügen selbst in Gefahr und Bedrängtheit. Sie war unermüdet thätig für den Ruhm und die Vergrößerung des Landes, dessen Fürstin sie geworden, sie erweiterte und verschönerte die Resi-

denz, legte Gärten an, und pflanzte die ersten Linden, welche späterhin der Hauptstadt den angenehmsten Spaziergang gewährten. Dennoch hat sich diese Frau niemals einer allgemeinen Liebe der Brandenburger zu erfreuen gehabt, denn sie folgte auf jene Louise, die durch Sanftmuth und Freundlichkeit, so wie durch äußere Schönheit die Gemüther aller dergestalt für sich gewonnen, daß sie auch jetzt noch, da der Tod sie hinweggenommen, vielleicht jeder Nachfolgerin hätte gefährlich werden können. Wirklich gab es aber auch bei Dorothea eine Schattenseite. Sie war ohne besondre Schönheit und Anmuth im Aeußern, nicht ohne Stolz, zum Zorn geneigt, und dauernd in der traurigen Empfindung des Hasses. Ihr stetes Streben nach allem was rein nützlich ist, ließ sie oft das Schöne ganz übersehen, und die Sorge für den Erwerb überschritt wohl gar zuweilen den Anstand und artete zuletzt in wirklichen Geiz aus *).

§. 3.

Das Misverhältniß zwischen ihr und den Berli-

*) Es wird leider von mehreren Schriftstellern erzählt, daß sie vor dem Spandauerthore zu Berlin ein Wein- und Bierhaus für ihre Rechnung angelegt, das allerdings einen großen Vortheil für sie abgeworfen habe. Der Rath und die Bürgerschaft klagten dagegen, daß sie sich dadurch in ihren Privilegien gekränkt fühlten; doch wurde ihre Bittschrift nicht geachtet. — In jedem Falle ist diese Erzählung nicht ohne Uebertreibung; nur möchte es schwer halten, das Maaß ihrer Wahrhaftigkeit zu bestimmen. Der Historiker, der D's völlige Rechtfertigung innig wünscht, durfte eben deshalb die Sache nicht übergehen.

nern, aus welchem vielleicht die meisten Vorwürfe der Historiker geflossen sind, rührte gleich von dem Tage des Einzuges in diese Stadt her. Da ihr nirgend besondere Liebe begegnete, so gewährte auch sie dieselbe nicht, und sie faßte bald einen unverhehlten Widerwillen gegen die Hauptstadt, daß sie sich auch weit öfter in Potsdam als in Berlin aufhielt. Da sie Mutter von sieben Kindern wurde, die sie alle zärtlich liebte, so zeigte sich leider bald eine traurige Abneigung für die Kinder des Kurfürsten erster Ehe, besonders gegen den Kurprinzen Friedrich und den Prinzen Ludwig, die sich ihren Planen am meisten widersetzten. Diese Plane gingen dahin, ihren eigenen vier Prinzen gewisse Länder zu hinterlassen, wodurch dann nothwendig die schöne mühsam erhobene Schöpfung des Kurfürsten zerstückelt werden und zerfallen mußte.

§. 4.

Es konnte ihr gewiß nicht leicht werden, ihren Gemahl in diese Plane zu ziehen, dennoch gelang es ihr endlich wirklich. In einer Zeit, wo der Kurfürst besonders unzufrieden mit seinem ältesten Sohne war, faßte er den Gedanken, die durch den westphälischen Frieden neuerworbenen Länder unter die Prinzen der zweiten Ehe zu theilen. Der Kurprinz, wohl wissend, von welcher Seite dieser Plan komme, zeigte jetzt eine offenbare Feindseligkeit gegen die Stiefmutter, und diese erwiederte sie auf eine ähnliche Weise. Das Verhältniß wurde zuletzt so unerträglich, daß der Prinz in Gesellschaft seines

Freundes und Rathgebers, des Freiherrn von Dankelmann, heimlich und bei Nacht Berlin verließ, und nach Kassel reiste, wo ihn der verwandte Hof mit besonderer Liebe aufnahm. Der Kurfürst, der den Prinzen Friedrich wegen der Verschiedenheit der Charaktere und Ansichten, nie vorzüglich geliebt hatte, wurde durch diesen Schritt desselben dergestalt beleidigt, daß er ein Testament ausfertigte, in welchem er ihm nur die Kurwürde und die eigentlichen Kur-Lande zusprach; alle übrigen Provinzen aber unter die einzelnen Söhne des Hauses vertheilte.

§. 5.

Wir finden in dieser Handlung den unbegreiflichsten Punkt in Friedrich Wilhelms Leben, und es scheint billig, denselben nicht mit dem gewöhnlichen Maaßstabe zu messen, den manche zu vorschnelle Schriftsteller angelegt haben. Wir wollen den Kurfürsten keinesweges frei sprechen von jener Reizbarkeit und den Aufwallungen des raschen Zornes; denn das Talent der Liebe ist nie ohne das der Abneigung; aber niemals hat der Zorn den Fürsten zu einer ungerechten und unpolitischen Handlung verleitet. Wir haben nicht einmal Spuren von bestimmtem Hasse gegen den Kurprinzen, sondern nur von Kälte und Misbehagen, wenn er ihn mit dem früh vollendeten Karl Emil verglich. Eben so wenig kann hier von einer gänzlichen Uebermacht der Kurfürstin auf eine für ganz Europa wichtige Handlung die Rede sein. Wohl finden wir, daß er sie sehr hoch ach-

tete und ihren ruhigen Verstand zu benutzen wußte, so wie denn auch sie mit besonderer Klugheit und Feinheit in sein Leben eingriff; aber nie erblicken wir ihn nachgebend, wo das Nachgeben dem Fürsten und Helden nicht geziemt haben würde. Wir dürfen deshalb bei dem Gefühl, welches wir dem Kurfürsten schuldig sind, jenes Testament nicht für eine bloße Eingebung seiner Gemahlin halten.

§. 6.

Wenn es deshalb weder Haß gegen Friedrich, noch übergroße Zärtlichkeit für Dorotheen war, so scheint es eher das Resultat einer im Unmuth über die Lage Deutschlands nach dem Nimweger Frieden gefaßten Ansicht zu sein. Ahndete vielleicht der Fürst, daß nur er im Stande sei, den zerrissenen Länderhaufen, aus welchem der Staat damals bestand, mit Einheit und Kraft zu beseelen? und wollte er seinen Söhnen die Regierung leichter machen, die ihm von allen Seiten her so schwer gemacht wurde, und der in der That auch nur er gewachsen war?

Kam ihm etwa der Gedanke, daß es, bei so bewandten Umständen, für Deutschlands Heil ersprießlicher sein dürfte, wenn sich neben der Oestreichischen Kaisermacht kein bedeutendes Nebenreich an der Ostsee erhöbe, und daß die Bande, welche die einzelnen Reichsstände an das gesammte Deutschland (als Einen Staat) knüpften, sich enger und fester zusammenziehen würden, wenn das uralte Föderativ- und Feudalsystem von

neuem und in seiner früheren Kraft erschiene, und folgerte er, dies sei leichter zu erreichen, wenn der Lehnsherr mit mehrern, aber weniger mächtigern Vasallen zu thun hat?

Da uns die Geschichte nichts weiter liefert, als die nackte Begebenheit, so ist es nicht möglich, mit Entschiedenheit über die Gründe abzuurtheilen, die jenes Testament veranlaßten. In jedem Falle muß irgend eine von seiner frühern abweichende bedeutende Ansicht, wobei vielleicht ein großartiger Irrthum mit walten konnte, gewirkt haben: an einen bloßen Verdruß, Zorn oder schwache Nachgiebigkeit gegen Frauenwünsche ist hier gewiß nicht zu denken. Dennoch haben leider fast alle Schriftsteller, leichtsinnig absprechend, den großen Kurfürsten einer solchen Schwäche für fähig gehalten *).

§. 7.

Ehe wir in der Geschichte des Kurfürsten weiter gehen, bedarf es noch eines schnellen Blickes auf seine

---

*) Es ist bekannt, daß Friedrich III. die Gültigkeit dieser testamentarischen Verfügung seines Vaters nicht anerkannte, und mit Berufung auf ältere Familiengesetze, keine Theilung gestattete. Der Markgraf Philipp und die andern Brüder gaben ihm auch bald nach, da auch der erfahrene Moritz Wilhelm, Herzog zu Sachsen-Zeiz zu freundlichem Vergleiche rieth. Dieser kam denn auch am 3. März 1692 zu Potsdam zu Stande, und sämmtliche Prinzen wurden von dem regierenden Bruder nach dem Maaß ihrer Ansprüche entschädigt.

Verhältnisse zu Polen, bei denen er einer ganz eignen Gattung von Klugheit bedurfte, indem hier den ewig streitenden Partheien und dem verworrenen Willen der Großen, die mehr als der durch sie gewählte König regierten, zu begegnen war. Michael Wisniowitzky starb 1673, ohne Zweifel aus Kummer über das allgemeine Elend des Landes, das sich im innern Zwiespalt selbst zerriß, so wie nicht minder über den gänzlichen Verlust seines Ansehens: und nun ergriff endlich nach einem trüben Zwischenreich ein durchaus kraftvoller, zum König geborner Held, Johann Sobiesky die höchste Würde, und es schien, als werde nun Ruhe und Einigkeit zurückkehren.

Wirklich that auch Johann für Polen was er vermochte; schade nur, daß die unbestechliche Geschichte die einzelnen Schatten in dem Charakter dieses Fürsten nicht verschweigen darf, den man sonst, um so mancher Großthat willen, gern unbedingt lieben möchte. Er hatte die Krone selbst nicht ohne gewisse Künste zu erlangen gewußt, er war zu nachgiebig gegen den oft ungerechten Willen seiner Gemahlin (Maria Casimira Louise de Grange d'Arquien) die ihn nicht selten der wahrhaften Politik entfremdete, ja wir finden in ihm Züge von Geiz und Habsucht.

§. 8.

So war denn auch sein Lieblingswunsch, das Herzogthum Preußen wieder mit Polen zu vereinigen, oder doch wenigstens die alten abhängigen Verhältnisse jenes

Landes zu seinem Königreiche, wieder herzustellen. Eine ausführliche Erzählung von den Mitteln, die er anwandte, um diesen Zweck zu erreichen, würde unerfreulich und ermüdend sein müssen; doch darf leider nicht verschwiegen werden, daß er selbst die bedrängte Lage des Kurfürsten in gewissen Zeiten zu benutzen nicht verschmähete. Diesen konnte nur die ewig sich gleichbleibende ruhige Kraft retten, so wie jene alte klare Besonnenheit und würdevolle Geduld, die wir so oft an ihm bewundern müssen.

Erst nach dem Frieden zu St. Germain schien Johann seine unbilligen Entwürfe in Beziehung auf Preussen aufzugeben, theils weil der Kurfürst mit Frankreich neu versöhnt war, theils auch, weil er endlich auch ihm jene Hochachtung abzwang, von der jetzt ganz Europa für ihn erfüllt war. Wir dürfen diesen Glauben hegen, denn ein Held kann den andern nicht immer verkennen; und, auch wenn sich ihre Bahnen durchkreuzen, müssen sie sich am Ende in Liebe begegnen.

§. 9.

Mehr aber als diese auswärtigen Verhältnisse beschäftigte und betrübte den Kurfürsten die Lage Deutschlands nach jenem Frieden, der nur zu bald alle die traurigen Folgen wirklich zeigte, welche Friedrich Wilhelm vorausgesagt hatte. Hätte ihm die Eitelkeit schmeicheln können, daß er fast der Einzige unter den Deutschen Fürsten gewesen war, der so klar in die Zukunft gesehen, hätte er an dem Gedanken Freude fin-

den können, daß das Geschick schon jetzt anfange, die Rache für ihn, an denen, die ihn verlassen, zu übernehmen, so würden wir nicht staunen dürfen über eine menschliche Schwäche, die uns die Geschichte auch wohl bei bedeutenden Charakteren zeigt. Doch wie entfernt war das reine Gemüth des Brandenburgischen Fürsten von jener Schwäche, und keine befriedigte Eitelkeit, keine Rache konnte ihm Trost gewähren, der nur glücklich war, wenn das gesammte Deutschland sich glücklich fühlte. Und nie hatte Deutschland so schwere und bittere Leiden zu tragen, als jetzt, denn es sah sich mit empörendem Uebermuth und fast mit Spott und Hohn von Frankreich behandelt.

Ludwig, der die Schwäche des Kaisers und die Uneinigkeit der meisten Reichsfürsten gesehen hatte, fühlte sich aufgelegt, die Vortheile noch weiter zu verfolgen, die ihm der Nimmweger Friede ohnehin schon so reichlich gewährt hatte. Schon längst an die selbstsüchtigste Politik gewöhnt, war er nnr über die Wahl der Mittel verlegen, seinem Ehrgeiz ein völliges Genüge zu thun.

§. 10.

Vergeblich hatte man bisher erwartet, er werde nun endlich seine Truppen aus den Festungen herausziehen, die er zurückzugeben versprochen. Er that es nicht: denn er wollte reizen, und wie es schien, an den Gedanken gewöhnen, daß er noch bei weitem mehr fordern werde. Sein Wunsch war das gesammte linke

Rheinufer, und zu dessen Besitz zeigte ihm jetzt der Parlamentsrath Roland de Ravaulx, und, durch diesen unterrichtet, auch der Staatsminister Louvois den Weg. Die beiden letzten Friedenstractate enthielten bei den Namen der an Frankreich abgetretenen Länder auch die Worte: „nebst allen ihren Dependenzen," und dieser Ausdruck ließ sich, mit Hülfe geschickter Geschichtsverdrehung und längst geübter sophistischer Künste, gar sehr nutzen, und in der That ward er mit einer Frechheit genutzt, die ganz Europa in Erstaunen setzte.

Nicht ohne besondere Feierlichkeit wurden jetzt vier sogenannte Reunionskammern zu Metz, Breisach, Besançon und Dornik eingesetzt, mit dem Auftrag, zu untersuchen, was sich wohl zu den Dependenzen der Länder rechnen lasse, die im Westphälischen und Nimwegischen Frieden an Frankreich abgetreten wurden. Da stillschweigend jede willkührliche Auslegung erlaubt worden war, so brachten sie ohne besondere Mühe heraus, daß man unter jenen Dependenzen Saarbrück, Bitsch, Zweibrücken, Lauterburg, Germersheim, Homburg, Mümpelgard u. s. w. zu verstehen habe, wobei es in der That zu bewundern ist, daß man sich noch so mäßigte, und, da man einmal im Zuge war, nicht auch Wien und Berlin mit verlangte. Indessen sah man nun sogleich alle jene erstgenannten Städte und Länder, als zu Frankreich gehörig an, forderte schnell, und gleichsam als ob sich das von selbst verstehe, die bisherigen Besitzer derselben zur Huldigungsleistung nach Paris, erklärte, da sie nicht erschienen, sie alle für abge-

setzt, und nahm ihre Besitzungen als verfallene Lehen an sich.

§. 11.

Unendliche Klagen der von Frankreich gedrückten Fürsten erschallten jetzt in Regensburg, und auch Leopold sah jetzt, wie wohl zu spät, ein, daß ein übereilter Friede, der dem Feinde die offenbare Obergewalt läßt, schlimmer sei, als selbst der angestrengteste und blutigste Krieg. Er wollte im ersten Zorn die Feindseligkeiten gegen Frankreich von neuem beginnen, und ließ den Kurfürsten von Brandenburg einladen, nach Regensburg zu kommen, um mit ihm den bevorstehenden Feldzug zu überlegen. Dieser aber ließ sich entschuldigen, daß theils die Sorge für sein fast erschöpftes Land, theils auch seine durch die letzten sechs Kriegsjahre sehr geschwächte Gesundheit, ihm nicht verstatte, jenem Wunsche zu willfahren. Er hatte nur zu wahr gesprochen, denn wirklich zeigten sich seit jenen heftigen Winterfeldzügen in Pommern und Preußen, bei dem sonst so festen ruhig kräftigen Helden Spuren von Kränklichkeit, die ihm früher gänzlich unbekannt gewesen waren.

§. 12.

Zugleich gab er dem Kaiser den wohl überlegten Rath, nachdem was nun einmal geschehen war, und jetzt, da alle Fürsten die Waffen niedergelegt und ihre Uneinigkeit öffentlich gezeigt hätten, sich nicht so rasch in einen neuen Krieg mit dem übermächtigen Ludwig

einzulassen, sondern erst jeden Weg der Güte einzuschlagen, um zu retten, was etwa noch zu retten sei. Zugleich verlangte er, was gar wohl billig war, als längst versprochene Schadloshaltung, vom Reiche die Anwartschaft auf Ostfriesland nnd den Besitz der Reichsstädte Nordhausen und Mühlhausen, nebst Dortmund. Der Kaiser, wohl fühlend daß der Kurfürst Recht habe, und daß er unmöglich Vertrauen zu einem Kriege haben könne, der als ein bloßer Akt der Verzweiflung erscheinen mußte, schlug jetzt wirklich den Weg der Güte mit Frankreich ein; aber die gerechten Forderungen des Fürsten gewährte er nicht.

§. 13.

Der Kurfürst, abermals beleidigt, dachte dennoch nicht an Rache, sondern bemühte sich allen seinen Einfluß bei Ludwig geltend zu machen, um ihn auf billigere Gesinnungen gegen den Kaiser und das Reich zu bringen. Ein solcher Einfluß fand jetzt wirklich statt, denn der König, nicht ohne Gefühl für die Größe, hatte bei aller Selbstsucht, ihm dennoch gezeigt, daß er ihn unter seinen sämmtlichen Feinden persönlich am meisten achte, und eine nähere Verbindung mit ihm wünsche. Ludwig ging in dieser Hinsicht einen Mittelweg, und gab seine Plane auf die oben genannten Deutschen Länder nicht auf, suchte aber Gelegenheit, dem Kurfürsten auf andere Weise gefällig zu sein. So ließ er ihn das ehrenvolle Geschäft eines Mittlers zwischen der Reichsstadt Hamburg und dem Könige von Dännemark un-

gehindert, und mit offenbarer Beistimmung betreiben. Friedrich Wilhelm vergaß dabei gern, daß jene Stadt sich keinesweges gefällig gegen ihn bewiesen, und daß sie sich geweigert hatte, die Gelder an ihn zu bezahlen, die ihr vom Kaiser und Reich als eine Hülfsleistung für den Pommerschen Krieg zu entrichten auferlegt waren. Erst jetzt, wo der Kurfürst offenbar ihre Unabhängigkeit gegen Dännemark rettete, bezahlte sie ihm endlich 125,000 Thaler, und suchte hinfort stets ihm ihre Dankbarkeit zu beweisen.

§. 14.

Wichtiger war die Forderung an Spanien wegen der seit mehrern Jahren rückständigen Subsidien, die sich nunmehr auf 1,800,000 Thaler beliefen. Vergeblich hatte der Kurfürst den Weg der Güte eingeschlagen, und endlich, ermüdet durch leere Vertröstungen, die nicht mehr waren als abschlägige Antworten, offen erklären lassen, er sehe sich genöthigt, durch Gewalt zu seinem Recht zu kommen. Man achtete diese Drohung nicht, da die Möglichkeit sie auszuführen verkannt wurde. Aber Friedrich bewies, wie vieles möglich sei, wenn ein fester Wille vorhanden ist. Schnell und in der Stille ließ er zu Pillau 6 Fregatten und einen Brander in Stand setzen, die jetzt unter dem Befehl des Cornelius van Bevern durch den Sund in die Nordsee einliefen. Diese kleine Preußische Flotte hatte ausgezeichnetes Glück, indem sie sich sogleich bei Ostende eines reichbeladenen Schiffes bemächtigte, das unver-

züglich nach Preußen gesandt wurde. In den Mexicanischen Gewässern eroberte man noch zwei andere Schiffe der Spanier, und schlug sich mit einer sehr überlegenen Macht beim Cap von St. Vincent auf eine Weise, daß jetzt selbst auf entfernten Meeren der Preußische Name mit Ruhm genannt wurde. Dann kehrte man nach Pillau zurück, und obwohl der Gewinn durch die eroberten Schiffe keinesweges jener Summe gleich kam, so hatte doch Friedrich Wilhelm gezeigt, daß er mit Ernst an die Erlangung seines Rechtes denke, und Karl II., den nicht Unredlichkeit sondern gänzlicher Geldmangel bisher an der Erfüllung seiner Pflicht gehindert hatte, ließ sich gern in neue friedliche Unterhandlungen ein.

§. 15.

Im Jahre 1680 gelangte der Kurfürst endlich zum Besitze von Magdeburg, dessen bisheriger Administrator, Herzog August von Sachsen, am 4. Junius zu Halle gestorben war. Die Huldigung selbst mußte wegen der in jenen Landen damals herrschenden Pest eine geraume Zeit aufgeschoben werden, und fand erst im folgenden Jahre zu Magdeburg und Halle Statt (30. Mai und 4. Jun.). Erst jetzt also, über vierzig Jahre nach dem Antritt der Regierung, sah sich Friedrich Wilhelm im Besitze aller Macht, die ihm Tapferkeit, Weisheit und Geduld erworben hatte. Unwillkührlich drängt sich uns dabei der Gedanke auf, was er geleistet und aus Preußen gemacht haben würde, wenn diese Ländermasse, die er erst so mühsam erringen mußte, ihm gleich beim Anfang seiner Herrscherwürde angehört hätte.

§. 16.

Ludwig XIV. hatte indessen bei den Unterhandlungen, welche zu Frankfurt angeknüpft waren, mit Bestimmtheit erklärt, daß er sich nur dann befriedigt finden werde, wenn man ihm den größten Theil von Elsas nebst Straßburg abtrete. Kaiser Leopold weigerte sich dessen mit dem höchsten und gerechtesten Unwillen, und drohete mit einem neuen Kriege. Doch Ludwig hatte schon zu oft gezeigt, wie wenig er ihn fürchte, und während die Deutschen Fürsten mit unsäglicher Langsamkeit zu Regensburg Verhandlungen pflogen, ob das Reich von neuem aufstehen solle, raubte der König diesem Reiche, das sich damals so schwer zum Aufstehen entschließen konnte und so unbeholfen gebährdete, eine der schönsten und wichtigsten Städte, Straßburg (29. Sept. 1681.). Ludwig selbst betrachtete sie als eine der schönsten Perlen in seiner Krone, und nahm fast eilig die Huldigung daselbst ein, sich selbst gelobend, diese Stadt niemals wieder sich entreißen zu lassen.

Jetzt war nun allerdings eine mehr als genügende Ursache zum Kriege gegen Frankreich vorhanden, und wohl war der Haß gerecht, mit dem Leopold ein Land betrachtete, aus dem von jeher alles Uebel für Deutschland floß. Aber Friedrich Wilhelm sah nur zu deutlich ein, wie wenig das Reich zu einem solchen Kampfe bereitet war, und wie die seltsamsten und uneinigsten Beziehungen der einzelnen Fürsten jeden Kraftaufwand des Volks vergeblich machen mußten. Er ließ deshalb

durch seinen Gesandten (v. Jena) zu Regensburg erklären, daß jetzt, wo alle Reichsstände die Waffen abgelegt, und Frankreich auf dem Gipfel der Macht stehe, keinesweges die Zeit vorhanden sei, um von neuem einen Krieg zu beginnen. Und allerdings konnte das, was durch lang fortgesetzte ungeheuere Staatsfehler verloren gegangen war, wohl schwerlich auf eine krampfhafte und tumultuarische Weise wieder gewonnen werden.

§. 17.

Friedrich Wilhelm glaubte, es sei in diesem Augenblicke wahl das Beste, wenn man nur die Anforderungen Ludwigs auf ein bestimmtes Ziel zurückweisen könne, wodurch doch wenigstens die Unabsehbarkeit seiner Willkühr aufgehoben würde. In diesem Gesichtspunkte handelnd, schloß er sogar mit Ludwig ein Bündniß (zu Berlin am 12. Januar 1692.). Er versprach dem Könige, „alles anzuwenden, daß vom Reiche kein Krieg wider ihn beschlossen, sondern vielmehr die jetzige Streitigkeit beigelegt würde; Ludwig aber, dem Reiche nichts mehr zu entziehen und sich aller Feindseligkeiten zu enthalten, so lange Hoffnung zum Vergleich bleibe.“ Auch empfing er von Frankreich Hülfsgelder, um seine Truppen zu vermehren und seine Anstrengungen zu verdoppeln.

Wenn schon dieses Bündniß bei dem Oestreichischen Hofe Abneigung für ihn erregen mußte; so wurde diese noch vermehrt durch die wiederholten Anforderungen des Kurfürsten an Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, die man selbst in früheren freundlichen Verhältnissen nicht hatte erfüllen wollen.

So

So sehr aber auch der Kaiserliche Hof in diesem Augenblick auf den Kurfürsten zürnte, so sehr hatte er doch Ursach ihm zu danken für das, was er für Oestreich nnd das Reich überhaupt that. Es waren nämlich, da sich die Frankfurter Verhaudlungen zerschlagen, neue zu Regensburg angeknüpft worden, die aber von den Kaiserlichen Gesandten dergestalt in die Länge gezogen wurden, daß Ludwig mit gewöhnlicher Ungeduld und Heftigkeit nicht selten drohte, er werde noch weiter um sich greifen, wenn nicht bald alles zu dem gewünschten Ziele gebracht werde. Hier nun trat der Kurfürst ins Mittel, indem er dem Könige erklärte, er werde, so bald dieser die Gränze auch nur ein Haar breit überschritte, jenes Bündniß sogleich für aufgehoben ansehen. Dahin wollte Ludwig, wenigstens in diesem Augenblick, es noch nicht kommen lassen.

§. 18.

Aber er fand leider ein anderes heilloses Mittel, um den unglücklichen Leopold nachgiebig zu machen. Auf seinen Rath und von ihm unterstützt, fielen die Türken in Ungarn ein, vereinten sich dort mit dem Grafen Tekely und andern Misvergnügten, und drangen nun in unzählbaren Schaaren, heidnischwild raubend, zerstörend und mordend in Oestreich selbst ein, und belagerten unter dem Großvezier Kara Mustapha die edle altehrwürdige Hauptstadt des Deutschen Reiches. Leopold, der den Krieg bisher leider nur aus der Ferne geschaut, schien selbst Wien für verloren anzusehen, und

floh nach Linz. Doch gerade was Ludwig zur Demüthigung des Hauses Oestreich hervorgerufen hatte, gereichte nur zu dessen Verherrlichung. Das wackre Volk, wohl wissend, daß es hier seinen alten Ruhm, seine Existenz und seine heilige Religion gelte, erhob sich in Masse und der Graf Ernst Rüdiger von Stahremberg vertheidigte Wien gegen die endlos überlegenen Feinde mit jener ruhigen Kraft und Würde, die dem christlichen Ritter so wohl steht. Dann zog der tapfere König von Polen, Johann Sobiesky, vereint mit den Kurfürsten von Baiern und Sachsen und dem Herzog von Lothringen, mit schnell gesammelten wackern Schaaren gegen Wien, und die große Schlacht auf dem Kalenberge entschied den Sieg Oestreichs und des christlichen Europas. Mit Freude sieht der Geschichtschreiber auf jenen leuchtenden Punkt hin, und wenn ihn manche Zeichen der damaligen Zeit von träger und trüber Selbstsucht verletzen müssen, so erkennt er desto inniger an, daß doch alles zu retten ist, so lange noch der Eifer für die göttliche Religion in dem Herzen der Fürsten und des Volkes lebt.

Alles theilte die Freude über jenen rein Europäischen und rein Christlichen Sieg; nur Ludwig nicht. Finster und jedes prüfende Auge meidend, schloß er sich ein, mit dem argen, widerlichen Gefühl, seinen Frevel nutzlos begangen zu haben.

§. 19.

Zwar hatte ein ungünstiges Geschick dem Kurfür-

sten verwehrt, auf den Feldern von Wien selbst neue Lorbeern zu erringen, dennoch darf auch auf ihm in dieser Zeit der Blick mit Freude ruhen, indem er sich, wie ohnehin leicht zu erwarten, des großen Namens eines Deutschen und christlichen Fürsten vollkommen würdig zeigte. Kaum hatte er den Einbruch der Türken erfahren, als er, weit von sich werfend jeden Gedanken an eine frühere Beleidigung von Seiten des Kaisers, an nichts anderes dachte, als an dessen Rettung. Er sandte sogleich den Fürsten von Anhalt-Dessau nach Passau, wohin sich Leopold geflüchtet, und bot ihm, ganz in dem alten Ton der früheren freundlicheren Jahre, fürs erste eine Hülfe von achttausend Mann, denen in kurzem noch zwölfe folgen sollten. Er erklärte offen gegen den Französischen Gesandten zu Berlin (Rebenac) daß bei den jetzigen Verhältnissen, wo die Türken den Christen droheten, keine Nebenrücksicht verhindern könne, dem Oberhaupt des christlichen Europa Hülfe zu senden. Der Franzose, den reinen Eifer wohl nur wenig begreifend, schlug ihm den Mittelweg vor, wenigstens so lange zu warten, bis ein entschiedener Friede Deutschlauds mit Frankreich abgeschlossen wäre. Aber Friedrich Wilhelm hielt mit Recht in einem solchen Augenblicke jedes Warten für sündlich, indem ja während dessen Wien in die Gewalt der Ungläubigen fallen konnte, was freilich eben der Plan Frankreichs war.

Schade nur, daß dennoch Frankreich, in Hinsicht auf die Beihülfe des Kurfürsten, seinen Willen durch-

setzte, indem es durch heimliche Canäle dem Kaiser den traurig grundlosen Verdacht zufließen ließ, der ohnehin schon so mächtige Brandenburgische Fürst wolle nur um deswillen ihm Hülfe senden, damit sich seine Truppen jener Schlesischen Fürstenthümer bemächtigen könnten, auf die er schon so lange seine Wünsche gerichtet habe. Dieser Gedanke wirkte auf Leopold, und er lehnte die freundlich gebotene Hülfe des Kurfürsten ab*).

§. 20.

Friedrich Wilhelm hatte sich wahrscheinlich schon jetzt genugsam überzeugt, daß ein rein freundschaftliches Verhältniß mit Ludwig auf die Länge unmöglich sein würde, indem dessen durchaus atheistische Politik mit seiner redlichen schlechterdings unverträglich war; dennoch suchte er den letzten Rest jener früheren Gesinnung Ludwigs für ihn, zur Rettung des Deutschen Reichs zu benutzen. Es ist wahrscheinlich, daß ohne seine Mittlerschaft alsbald ein neuer Krieg mit Frankreich ausgebrochen wäre, denn zu heftig brannte das Feuer des Hasses auf der einen Seite, und zu groß war auf der andern die alte Neigung, als daß nicht die Hoffnung beiden Theilen manches Uebertriebene hätte zuflüstern müssen. Und welch ein Geschäft war diese Mittlerschaft! Die von tausend Rücksichten starrende Politik der Oestreichischen Minister, das Zaudern Spaniens, welches

---

*) Puffendorf erzählt dies alles sehr ausführlich in seinem Werk de rebus gestis F. W. magni, XVIII, 96 ff.

Oestreich mit eingeschlossen haben wollte, die Erbitterung des Prinzen von Oranien gegen Ludwig; alle diese streitenden Elemente mußten erst beschwichtigt werden, und Friedrich Wilhelm beschwichtigte sie so gut er es vermochte, wenn anders ein Mensch solches vermögen kann.

Erfreulich war freilich nicht was zu Stande gebracht wurde: aber die Nothwendigkeit gebot, und wenn der Kurfürst selbst schon oftmals gelernt hatte, sie ruhig anzuerkennen, da wo das Gegenkämpfen in das Leere gehen würde, so lehrte er diesmal auch Andere dieselbe Kunst, bis sie sich endlich dazu verstanden. Gerade ihm stand diese Rolle wohl, der einst gezeigt hatte, ohne gehört zu werden, wie man Frankreich besiegen könne, jetzt zu zeigen, daß der Augenblick versäumt worden sei und eine günstigere Gelegenheit zu gerechter Wiedervergeltung abgewartet werden müsse. Nur der vollendet Tapfere räth am besten und am anständigsten zum Frieden. So jetzt Friedrich Wilhelm, den die Deutschen Dichter der damaligen Zeit den Germanischen Achill nannten.

§. 21.

So kam denn im Jahre 1684 ein Waffenstillstand mit Frankreich auf 20 Jahre zu Stande. Ludwig behielt die Städte und Länder, die er bereits besetzt hatte; doch, dem Namen nach, nicht als Eigenthum, sondern nur, damit nach Verlauf jener Zeit das Weitere darüber entschieden werde. Zugleich mußte er das

feierliche Versprechen geben, die Reunionen nicht weiter fortzusetzen und aus dem bösen Worte „Dependenzen" keine weitere nachtheilige Folgen für das Deutsche Reich zu ziehen.

Es ist nicht zu zweifeln, daß Friedrich Wilhelm sehr deutlich einsah, wie wenig durch einen solchen Vergleich gewonnen war, denn es ließ sich leicht abnehmen, daß Ludwig nach zwanzig Jahren eben so wenig als jetzt geneigt sein werde, die schönen Länder wieder herauszugeben, nach denen er so lange sich gesehnt. Allein eben so wenig durfte er sich verhehlen, daß in einer solchen Zeit nichts Besseres sich erreichen ließ. Die Rheingegenden waren von Truppen ganz entblößt, denn die Kaiserlichen standen noch in Ungarn, welches sie gegen die Türken und gegen die misvergnügten Adlichen im Innern des Landes selbst zu vertheidigen hatten; dagegen lagen die Franzosen wohlgewaffnet, und in dichten Schaaren jenseit des Rheins, und der Marschall Schomberg, der sie befehligte, drohete bei noch längerm Zaudern über den Strom hinüberzugehen, und in das Herz des unbewachten Deutschlands einzudringen.

Man soll und darf die damalige Lage Deutschlands innig bedauern, aber man soll und darf nicht die temporäre Nothwendigkeit, einen solchen Vergleich zu schließen, abläugnen. Manche Deutsche Schriftsteller haben dies allerdings gethan, und daraus für den Kurfürsten manchen Tadel bereitet, daß er auf eine so bedeutende Weise bei jenen Unterhandlungen mitgewirkt

habe. Man hat ihn dabei mit flacher Gutmüthigkeit entschuldigen wollen, daß ein höheres Alter und Kränklichkeit die Liebe zum Frieden auch wohl übertreiben könnten; es ist aber ein Glück, daß ein Fürst wie Friedrich Wilhelm keiner solchen Entschuldigung bedarf, die selbst wieder entschuldigt werden müßte und nicht entschuldigt werden könnte.

§. 22.

Während der vier Jahre, in welchen der Kurfürst mit Ludwig politisch vereint war, hatte er schon oft gefühlt, wie wenig sich seine vollendete Rechtlichkeit mit der folgerechten Arglist vertrage, aber er hatte stets alle äußeren Veranlassungen zum Zwiespalt beseitigt, um aus jener Verbindung für Deutschland den Nutzen zu ziehen, der sich aus derselben ziehen ließ. Scheint dieser Nutzen uns kein wahrhaftiger zu sein, so wollen wir erwägen, daß wir nach mehr als hundert Jahren, freilich mit leichter Mühe, durch den Besitz der Kenntniß von dieser ganzen Vergangenheit, manches anders ansehen können, als die gesammte damalige Welt.

Als aber jener Waffenstillstand geschlossen war, bei dem man sehr voreilig den Kurfürsten für Ludwigs Freund gehalten hatte, war schon die Zeit nahe, wo diese sogenannte Freundschaft in sich selbst zusammenfallen mußte. Der äußeren Veranlassungen dazu waren manche, unter denen wir folgende als die wichtigsten ausheben.

Der Kurfürst hatte jenen Waffenstillstand bewilligt, um den Anmaßungen Ludwigs eine bestimmte Gränze zu setzen, und er zeigte sich in seiner ganzen Kraft, als dieser dieselbe dennoch zu überschreiten drohte. Karl, Kurfürst von der Pfalz, reformirter Religion, hatte mit dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg einen Vertrag gemacht, daß er nach seinem Tode Regent des Landes werden, und die Religion desselben schützen solle. Zu Vollstreckern des Testamentes war unter andern auch der Kurfürst von Brandenburg erwählt, und dieser, seiner heiligen Pflicht wohl eingedenk, schützte deshalb den Pfalzgrafen in seinen wohlhergebrachten Rechten. Doch Ludwig, dem jede Gelegenheit Unruhe zu stiften und sich ohne sonderliche Mühe zu bereichern, willkommen war, ergriff auch diese, und erklärte, daß zuvörderst die Ansprüche von Karls Schwester Elisabeth Charlotte, vermählt mit Ludwigs Bruder, dem Herzog Philipp von Orleans, befriedigt werden müßten, ehe an eine Besitzergreifung zu denken sei. Diese Ansprüche wurden aber dergestalt ausgedehnt, daß, wenn man sie gewährt hätte, fast alle Macht der Kur-Pfalz vernichtet sein würde. Deshalb widersetzte sich Friedrich Wilhelm. Um aber noch größere Unruhe anzustiften, veranlaßte der König den bejahrten Pfalzgrafen, Leopold Ludwig zu Veldenz, die Kurwürde in Anspruch zu nehmen, weil er mit dem Verstorbenen näher verwandt sei, und auch hier glaubte Friedrich Wilhelm sich ihm widersetzen zu müssen, da jenes Testament klar genug für Philipp Wilhelm sprach.

§. 23.

Aber die Spannung zwischen ihm und dem König sollte noch bedeutender werden. Karl II., König von England, war gestorben und hatte seinem Bruder Jakob II., bisherigem Herzoge von York, die Krone hinterlassen. Dieser Fürst hatte zwar beim Antritte seiner Regierung seinem Volke versprochen, daß er, obwohl selbst der katholischen Religion zugethan, die Religion des Landes nicht nur nicht stören, sondern kräftig schützen und aufrecht erhalten wolle, allein nur zu bald hatte sich gezeigt, wie abhold sein Gemüth den Reformirten war, und wie sehr ihn jenes gegebene Wort reue. Die freien und stolzen Engländer sahen bald mit Betrübniß, wie sehr sich ihr König zu Frankreich hinneige, und wie aus dieser Neigung zuletzt sogar eine Art von Unterwürfigkeit entstehe, welche die schlimmsten Folgen haben konnte, indem sie sogar die Ausübung ihrer Religion gefährden zu wollen schien.

§. 24.

Friedrich Wilhelm, von jeher mit edlem Eifer seiner Religion zugethan, nahm sich diese Verhältnisse als Staatsmann und Christ zu Herzen, und heller als viele andere Fürsten in die Zukunft schauend, schloß er mit der Republik Holland und dem Prinzen von Oranien ein Bündniß, durch welches die Gefahr, welche England drohte, abgewehrt werden konnte. Mehr als jemals erkannten jetzt die Holländer den großen Werth der

Verbindung mit einem Fürsten, dessen bloßer Name schon Achtung für die Sache, welche er vertheidigen wollte, einflößte: und um ihre ehemalige Kälte gegen ihn wieder gut zu machen, bezahlten sie ihm zum Ersatz des Schadens, welchen seine Westphälischen Länder während der langen Kriege gelitten, eine Summe von vierhundert und vierzigtausend Thalern. Der Kurfürst war edelmüthig genug gewesen, da er jetzt nur jene große Angelegenheit im Sinne hatte, seiner alten, sonst sehr gerechten Forderung auf die vom vorigen Kriege noch rückständigen Hülfsgelder zu entsagen, und hatte jetzt die Freude, daß seiner Gesinnung eine ähnliche begegnete. Mit gewohnter Weisheit und Güte konnte er nun jene nicht unbedeutende Summe zum Wohl seiner Unterthanen verwenden, und mochte, wie billig, nicht achten, daß Ludwig anfing ihm zu zürnen über eine Verbindung, die ihm allerdings nicht angenehm sein konnte.

§. 25.

Bis jetzt war indessen die Abneigung von beiden Seiten nur im Stillen geblieben; aber die Zeit kam schnell, wo sie öffentlich werden mußte. Bekanntlich hatte der gutmüthige Heinrich IV. durch das Edikt von Nantes allen christlichen Confessionen freie Religionsübung in seinen Staaten zugesichert. Indessen waren die Protestanten, so ganz und gar unverhältnißmäßig geringer an Anzahl, doch eigentlich immer nur geduldet worden, und man hatte Ludwigen glauben ge-

macht, der Zweck jenes Edikts sei nur gewesen, den Abtrünnigen Zeit zur Besinnung und zur Rückkehr in den Schooß der ersten und allgemeinen Kirche zu lassen. Diese Zeit hätten nun auch bereits die Meisten derselben benutzt, und aus freien Stücken ihren alten Irrthum abgelegt; die noch in demselben Beharrenden dürfe man deshalb gar wohl als Verstockte ansehen, welche mit Gewalt zurückzuführen ein verdienstliches Werk sei. Zugleich stellte man ihm vor, welch' ein großes und herrliches Verdienst er sich erwerben werde, wenn ihm gelinge, die lang entbehrte Glaubenseinheit wieder herzustellen, wonach seine Vorfahren vergeblich getrachtet. Ludwig, von wahrhafter Religiosität ganz entfernt, ließ sich gern durch Bossuets und Flechiers Schriften, besonders aber durch seinen Beichtvater, den Jesuiten la Chaise belehren, und da er die Religionsmeinungen der Protestanten gleichsam nur wie ein fremdes Gewand betrachtete, das man nach Gefallen auch wieder ablegen könne, so stellte er sich jene Religionsvereinigung auch keinesweges als schwer vor. Ja, als man ihm zeigte, daß er durch die Getrenntheit von zwei Millionen Unterthanen in Meinung und Glauben, seine Souverainitätsrechte selbst gefährdet sehe, so hatte man ihn bei seiner empfindlichsten Seite ergriffen, und er unterschrieb am 18. Oktober 1685 jenes viel berüchtigte Edikt, durch welches das frühere zu Nantes aufgehoben wurde.

§. 26.

Wir dürfen uns das unerfreuliche Geschäft erlassen,

die Grausamkeit zu schildern, mit welcher dieses widerrufende Edikt ausgeführt wurde; denn das Blatt, auf welches die Geschichte jene Greuel geschrieben, liegt gewissermaßen vor Jedermanns Augen, und keine Zeit kann dasselbe vertilgen. Da Ludwig überhaupt in der Ausführung aller seiner Unternehmungen eine gewisse leidenschaftliche Raschheit liebte, so wurde denn auch das Bekehrungsgeschäft in Hinsicht der Hugenotten auf eine ähnliche Weise getrieben. Man achtete keine Gegenrede, und ließ den Unglücklichen nur die Wahl zwischen Sterben und katholisch werden. Aber es fand sich für viele der Besseren ein Mittelweg, denn obwohl der Befehl ergangen war, daß jeder, welcher auszuwandern suchen werde, zu den Galeeren verurtheilt werden solle, so wagten es dennoch viele tausende, ohne jene Drohung zu achten, ihr besseres Selbst zu retten. Freilich wurde die Gefahr vergrößert, als Louvois die Gränzen Frankreichs mit Wachen umstellen ließ, und kein Mittel verschmähete das Hindurchschlüpfen zu verhindern. Aber die Macht der Tyrannen ist gering gegen den, der von etwas Höherem beseelt wird, und der Mensch, der sein Heiliges vertheidigt, gewinnt eine Kraft von oben her, die sich neue Bahnen bricht, welche der beschränkte Verstand der Verfolger, die nur eng irdische Zwecke haben, nicht zu ahnden vermag. So ist es geschehen, daß mehr als 50,000 französische Familien ihr irdisches Vaterland verließen, um das höhere nicht zu verlieren, das man allerdings einzubüßen fürchten muß, wenn man das, was man einmal als ewige

und heilige Wahrheit anerkannt hat, verleugnet aus Furcht vor der rohen Gewalt der Menschen.

§. 27.

Dies Letztere hatten mehrere fremde Mächte, vor allen aber der Kurfürst von Brandenburg, tief eingesehen. Weise und milde, wie er immer war, hatte er bereits am 29. Oktober ein Edikt ergehen lassen, in welchem er allen Familien, welche um der Religion willen aus Frankreich auswandern würden, Schutz und Sicherheit in seinen Staaten anbot. Die Einladung war so freundlich, daß nicht die Politik, sondern das Herz selbst sie eingegeben zu haben schien. Dazu kam noch der durchaus fleckenlose Ruf, in welchem Friedrich Wilhelm selbst bei den Franzosen stand, die so oft gegen ihn zu Felde gezogen waren, sein anerkannter Heldenwerth, die Sicherheit seines Wortes und seiner Staaten. So ist es zu erklären, daß fast die Hälfte der Ausgewanderten in die Brandenburgischen Lande zogen, wo sie denn auch ihre Zuversicht auf den Edelmuth des Fürsten, und die treue Freundschaft der Unterthanen, in jeder Hinsicht erfüllt sahen.

Es ist oft die Frage aufgeworfen, ob diese Ausgewanderten im Allgemeinen den Brandenburgischen Landen jenen Nutzen brachten, den sich manche von ihnen versprochen. Eine genaue Beantwortung dieser Frage möchte wohl ein eigenes Buch verdienen; Hier mögen nur wenige Andeutungen genügen.

Zuvörderst wollen wir erwägen, daß das reine

Gebot der Pflicht überhaupt nichts mit dem zu schaffen habe, was im gewöhnlichen Leben Nützlichkeit und Nutzen genannt wird. Die Menschlichkeit selbst verlangte nun aber von dem Kurfürsten, gerade so zu handeln, wie er handelte, und so verdient er schon um deswillen dafür unbedingten Ruhm und Preis.

§. 28.

Ferner wolle man nicht glauben, daß der französische Geist, der allerdings dem Deutschen oft feindlich genug gegenüber steht, erst durch diese Fremdlinge bei uns eingedrungen sei. Wir finden schon in früheren Zeiten manche Franzosen in mehr oder minder wichtigen Aemtern in den Brandenburgischen Staaten. Ihre Geschicklichkeit in einigen Handwerken und gewissen Künsten, und die, oft freilich nur scheinbare Feinheit der äußerlichen Sitten hatten sie bei uns eingeführt. Schon 1636 (belehrt uns die Berliner Chronik) waren Franzosen kurfürstliche Hofschneider, 1646 unterrichtete Abraham Bergeron die kurfürstlichen Pagen in der französischen Sprache, und 1657 war eine Französin, Namens Berchet *), in den nächsten Umgebungen der Kurfürstin. De Racoles und Samuel Chapuzeau standen als Geschichtschreiber in Diensten des Kurfürsten, und verfehlten nicht, das was ihnen als rein französischer Geist und Geschmack erschien, auch in Deutschland

*) Sie wird in dem Hof-Etat mit freundlicher Naivetät France-Madame genannt.

geltend machen zu wollen, wo man leider oft genug geborgt hat, was man besser aus eigenen Mitteln hätte erzeugen können. Der französischen Mahler ist bereits oben gedacht, und der Kammerdiener, Hofperückenmacher, Parfümirer und Handschuhverfertiger, die gleichfalls in jener Zeit vorkommen, wollen wir nur im Vorbeigehen erwähnen.

So ist denn klar, daß durch die Einwanderung der französischen Flüchtlinge im Grunde nichts Neues bei uns erschien, sondern daß nur die Anzahl der Repräsentanten jenes Geistes vermehrt wurde. Dieser Geist ist nun, seiner Natur nach, lebhaft andringend, und bemüht, sich selbst die Herrschaft über jeden anderweitigen Geist zu verschaffen. Leider ist ihm dies oft genug bei den bescheidenen Deutschen gelungen, welche erst eine gar lange Schule haben durch machen müssen, ehe sie dahin gekommen sind, wo wir sie jetzt erblicken, und wo von keiner weitern Gefahr mehr die Rede sein kann, da sich die Mündigkeit unsers Volkes genugsam bewährt hat. Was aber in früheren Jahren jener französische Sinn Unheil in Deutschland anrichtete, würde er auch ohne die Aufnahme jener unglücklichen Vertriebenen, durch wenige einzelne Repräsentanten, ja vielleicht durch bloße Schriften erreicht haben.

Der Deutschheit selbst, so scheint es, sollte und durfte kein Kampf erlassen werden, um sich endlich mit desto größerer Sicherheit selbst zu erfassen, und des erfreulichsten Sieges zu genießen, den sie jetzt fast durchgängig errungen hat.

§. 29.

Man hat ehedem hie und da behaupten wollen, es sei damals durch jene eingewanderten Franzosen eine große Summe von Gelehrsamkeit aller Art nebst mannigfaltiger ästhetischer Cultur zu den Brandenburgern gelangt. Dies Urtheil dürfte indessen große Beschränkung leiden. Abgerechnet, daß die bessern Franzosen wohl überhaupt keinen Anspruch machen, die Deutschen an wahrhaftiger tiefer Gelehrsamkeit übertreffen zu wollen, ist bereits selbst von Mirabeau der Ausspruch geschehen, daß meistens nur Theologen und Halbgelehrte nach Brandenburg kamen, von denen die Deutschen eben nicht zu lernen nöthig hatten, da sie im Gegentheil eher von ihrem Ueberflusse abgeben konnten.

Eben so wenig dürfen wir läugnen, daß jene Französische ästhetische Kultur, wie sie sich nicht selten macht, den Deutschen besser ganz verborgen geblieben wäre, denn da sie in sich selbst durchaus unhaltbar ist, werden unsere Landsleute allerdings nur desto mehr wieder zu vergessen haben, ehe sie zu der wahrhaftigen ästhetischen Bildung durchdringen können.

Aber mit Freuden wollen wir anerkennen, daß durch jene Auswanderungen manche höchst edle Familien zu uns gelangten, deren spätere Enkel als treffliche Helden, Dichter und Weltweise unter uns gewirkt haben, und noch wirken. Ferner, daß der Staat durch manche wackere, geschickte und fleißige Bürger bereichert wurde, die den Manufakturen und Fabriken die ersprieß-

lichsten

lichsten Dienste leisteten, so daß späterhin durch die Vereinigung der Französischen Raschheit und Beweglichkeit mit Deutschem Ernst und Ausdauer, im Erfinden und Ausführen oft etwas sehr Seltenes und Ausgezeichnetes geleistet worden ist. Da indessen das Erfinden fast immer auf die Deutschen fällt, so blieb den Franzosen meistens nur das Erleichtern und Bequemermachen, was indessen gleichfalls anerkannt werden möge.

§. 30.

Die Eingewanderten zeigten besonders Talent und Betriebsamkeit für den Gartenbau, der für Brandenburg um so wichtiger wurde, da man früherhin den Genuß des Gemüses und der Gartenfrüchte, zum Nachtheil der Gesundheit, zu wenig gekannt hatte *).

Ist dieser Vortheil unbezweifelt, so hat man dagegen die Anlagen der Seidenmanufakturen, so wie der Strumpf-, Hut- und anderer Manufakturen, als weniger nützlich, ja sogar, indem dadurch ein übertriebener Luxus und der Hang zur Kleiderpracht eingerissen sei, als schädlich in Anspruch genommen. Dabei ist nicht selten mit einiger Bitterkeit bemerkt worden, daß die Brandenburger durch diese neuen Mitbürger zuerst

*) Man vergesse indessen nicht, daß durch den Kurfürsten selbst und dessen erste Gemahlin, so wie durch manche fleißige Holländische Kolonisten schon früherhin ein guter Anfang gemacht worden war, auf den man jetzt nur fortbauen durfte.

den Kaffee, Thee, Chokolate, feine Weine, Liqueurs u. s. w. kennen lernten, für welche Bekanntschaft die ökonomischen Schriftsteller eben nicht geneigt sind, besondern Dank abzutragen.

Allerdings haben diese Tadler manches für sich, und jenes ökonomische Prinzip kann durch die so oft vergessene Wahrheit, daß Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg und so manchen der nächst folgenden, wirklich sehr arm geworden war, wohl entschuldigt werden; dennoch vergesse man nicht, daß der Deutsche in seinem wackern regelmäßigen Fleiße eine treffliche Schutzwehr gegen Dürftigkeit findet, und daß eben der Fleißige allein gerechten Anspruch machen dürfe, das Leben mitunter auch ein wenig von außen her zu schmücken und behaglich zu machen. Wir wollen deshalb jene Refugiés, die unsren Vorfahren einigen Unterricht gaben in jener Kunst, das Leben feiner auszuzieren, nicht zu sehr tadeln; obwohl wir allerdings bedauern, daß die Deutschen hierin nicht ihrem eigenen Genius folgten, der sie wohl sicherer geleitet haben würde. Besonders unangenehm ist es, daß sie jenen selbst in den Dingen folgten, die auf die entschiedenste Weise geschmacklos genannt zu werden verdienen. Z. B. in der Kleidertracht, die, wie sie uns aus der damaligen Zeit anspricht, im Vergleich mit der aus der Ritterzeit, oder auch nur mit der aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, sehr unzweckmäßig und entstellend erscheinen muß.

§. 31.

Wie aber auch das Urtheil über den Nutzen ausfallen möge, welchen Brandenburg seinen neuen Mitbürgern verdankte, so verdient der Kurfürst in jeder Hinsicht die unbedingteste Anerkennung für die Güte und Liebe, mit denen er sie aufnahm. Wir sehen in ihm eine wahrhaft väterliche Theilnahme, und die Sorgfalt, das traurige Loos so mancher wackerer Menschen zu mildern, die das Theuerste, woran jeglichen Unverdorbenen die reinste Liebe knüpft: „das Vaterland" verlassen mußten. Diese Sorgfalt erscheint bei dem trefflichen Fürsten nicht selten auf eine höchst rührende Weise. Wo es galt, ihnen zu helfen und ihre Existenz zu sichern, scheuete er keine Ausgabe, selbst die größte nicht, ja es ist bekannt, daß er einen großen Theil seines Silberzeuges veräußerte, um ihnen desto schneller beistehn zu können. Seine Großmuth gegen sie zeigte sich stets so offen uud klar, daß manche spätere Schriftsteller die Bemerkung nicht zurückgehalten haben, sie sei fast übertrieben gewesen; wobei sie aber vergaßen, daß es eben in der Natur der wahrhaftigen Großmuth liegt, jeden kleinen und engen Maaßstab, den man ihr leider so oft anpassen möchte, zu verschmähen.

Der Kurfürst erzog sich durch ein so thätiges Wohlwollen sehr dankbare und treue Unterthanen, und noch jetzt bewahren meistens die späten Enkel derselben sein Andenken mit Hingebung und Innigkeit.

§. 32.

Während man aber in ganz Deutschland, ja vielleicht in dem ganzen gebildeten Europa den aufopfernden Edelmuth des Kurfürsten pries, fühlte sich Ludwigs Eitelkeit und Stolz durch ihn auf das empfindlichste gekränkt. Mit einem Aufwand von bittern Worten machte er ihm zum Vorwurfe, daß er treulosen Unterthanen, denen das Auswandern streng verboten sei, eine Stätte in seinen Landen biete, so wie man denn auch mit Unwillen gelesen habe, daß er, was in Frankreich gegen die Hugenotten geschehen, in seinem Edikt eine „Verfolgung“ nenne*). Er habe dadurch das Bündniß, welches bisher zwischen ihnen bestanden, aufgehoben u. s. w.

Der Kurfürst begnügte sich, gelassen zu erwiedern, daß kein auswärtiges Verhältniß ihn hindern könne, in seinen Staaten zu verfügen, was er für gut finde. Was aber den Ausdruck „Verfolgung“ betreffe, so wisse er nicht, wie man jene Dragonaden anders nennen solle,

---

*) Des Kurfürsten Edikt, gegeben zu Potsdam, am 29. Oktober erklärt: Postquam aspera persecutio, quae hactenus communem fidem professis in Gallia incubuit, multas familias relicta patria alibi sedem fortunarum quaerere subegerit; se justa commiseratione fidei consortibus debita motum, hoc edicto tutum iis intra suas ditiones receptum benigne offerre, simul quae privilegia iisdem indulgere decreverit, significare, ut pro virili tanta calamitate, qua Deo tam insignem partem purioris ecclesiae castigare placuit, obrutos solari queat, etc. (Puffend. XIX, §. 17.)

jenen Raub der Kinder von der Seite ihrer Eltern, jene Galeerenstrafen, jene Kerker, jene Mordthaten, jene Gräberentweihung u. s. w. Uebrigens habe sein Edikt keinesweges die Absicht, die Bürger Frankreichs von dem Gehorsam zu entbinden, den sie dem Könige schuldig seien, sondern lediglich denen, welche bereits die Gränze des Reichs überschritten, eine Freistätte in seinen Staaten anzubieten.

§. 33.

Aber auch die gehaltvollste Antwort und die klarste Rechtfertigung vermochte nichts über einen Mann, der längst gewohnt war, daß alles um ihn her sich seiner Willkühr unterwarf, und der den Gedanken, als könne er jemals unrecht haben, von jeher weit von sich entfernt hatte.

So löste sich denn ein Bündniß wieder auf, das der Kurfürst nur in der trübsten Zeit zu schließen für nöthig gefunden hatte. Es konnte keine erfreuliche Früchte tragen, und es hat keine getragen. Ihm mußte genügen, das Elend des Krieges mit einem übermüthigen, und leider doch in sich selbst einigen Feinde, von dem damals verarmten und zwiespaltigen Deutschland auf einige Jahre abzuhalten, damit dasselbe während dessen zu dem neuen Kampfe, der gar bald beginnen sollte, frische Kräfte sammeln könnte. Daß jenes Bündniß jetzt zerbrach*), lag in der Natur der Sache, da

*) Der stets gelassene, redliche Puffendorf drückt sich über diese

der Uebermuth keine Gränze hat; wohl aber die Mäßigung und die Geduld.

Dagegen war das freundliche Verhältniß, welches ehedem zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten gewaltet hatte, nur in den letztern Jahren getrübt; aber keinesweges aufgehoben worden. Friedrich Wilhelm hatte die Genugthuung, daß ganz Deutschland erkannte, nicht Er habe jene Störung veranlaßt, und es sei keine Pflicht von ihm versäumt worden, die er dem Reichsoberhaupte schuldig war. Jetzt aber näherte sich ihm Leopold mit der ehemaligen Freundlichkeit, und, obwohl er eigentlich nichts that, um das frühere Unrecht wieder gut zu machen, so genügte doch dem milden Kurfürsten schon jene Annäherung, und gern legte er sich die schwere Pflicht auf, der ehemaligen harten Verletzung nicht weiter zu gedenken. In der That, hätten alle Deutschen Fürsten der damaligen Zeit das reine Gefühl der Ehrerbietung für das Haupt aller christlichen Herrscher, für die Deutsche Kaiserwürde bewahrt, so wie er, der Mächtigste unter jenen Fürsten sie bewahrte; wohl würde unserm geliebten Deutschland manches schmähliche Elend erspart worden sein, dessen Folgen

---

Begebenheit folgendermaßen aus: Interim Elector superbiam amicitiae Gallicae pertaesus, ac nil fidum in pactis cum eo rege perspiciens, quae perrumpere, quotiescunque fines dilatandi libido subiret, nullus pudor, nulla religio erat, vincula cum Caesare arctius stringere instituit.

XIX, 25.

noch die späten Nachkommen tief und schmerzlich empfunden haben.

§. 34.

Wie sehr ihm am Herzen lag, das neue Bündniß selbst, das von des Kurfürsten Seite mit einer Uneigennützigkeit geschlossen wurde, die in der gesammten neuern Geschichte wol nur weniges ihr Aehnliche finden dürfte. Politiker einer gewissen Gattung haben hier sogar Veranlassung gefunden, den Kurfürsten für jene Uneigennützigkeit zu tadeln, ohne zu bedenken, daß, wenn ja getadelt werden soll, doch nur diejenigen in Anspruch zu nehmen sein möchten, die von der andern Seite jene edle Gesinnung zu ihrem Vortheile benutzten.

In diesem Bündnisse, welches der Kurfürst zu Berlin am 8. April 1686 unterzeichnete, verpflichtete er sich gegen den Kaiser auf 20 Jahre, mit ihm gemeinschaftlich den Westphälischen Frieden und den Regensburgischen Waffenstand aufrecht zu erhalten, so wie auch das Reich uud insonderheit den Kurfürsten von der Pfalz wider die ungerechten Zumuthungen Frankreichs zu schützen. Würde der Kurfürst angegriffen, so sollte der Kaiser ihm 12,000 Mann; jener aber im ähnlichen Falle dem Hause Oestreich mit 8000 Mann beistehen. (Welch ein Verhältniß der Truppenstellung, bei so sehr ungleicher Macht!) Diese Hülfsleistung sollte sogleich bei gegenwärtigem Türkenkriege angehen, und der Kaiser versprach, in Friedenszeiten 100,000 Gulden, in Kriegszeiten aber 100,000 Thlr. jährlich dafür zu bezahlen.

(Eine fast nnglaublich geringfügige Summe.) Ferner that der Kurfürst Verzicht auf den ihm rechtmäßig zukommenden Besitz von Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau, und sollte dafür den kleinen Schwiebuser Kreis nebst der Geldforderung des Hauses Lichtenstein an Ostfriesland und das Pfandrecht auf Esens und Wittmund erhalten. Zugleich versprach er, dem Erzherzog Joseph seine Stimme zur Römischen Königswürde zu geben, den Spaniern die Niederlande und dem Herzoge von Lothringen sein Land zu erhalten.

§. 35.

Es ist klar, daß dieser Traktat fast uur für Brandenburg Verpflichtungen und Opfer enthielt, da im Gegentheil alle Vortheile dem Hause Oestreich zufielen. Dennoch unterzeichnete ihn der Kurfürst in der reinen Ansicht, daß, wenn nicht Deutschland den ewigwiederkehrenden Gewaltsamkeiten und Willkührlichkeiten Frankreichs unterliegen solle, Oestreich und Brandenburg vereinigt wirken mußten.

Es ist betrübend, daß von den damaligen kaiserlichen Ministern sich nicht ein Gleiches, oder auch nur ein Aehnliches sagen läßt. Man wollte in Wien das Opfer von vier Fürstenthümern, die Verbindung mit Brandenburg für schlimme Fälle, und die Benutzung eines in Kraft bewährten Heers, ohne auch nur irgend den kleinsten Ersatz dafür in die Wagschaale zu legen. Man wünschte ein Mittel zu finden, um selbst den kleinen für Oestreich so leicht zu opfernden Schwibuser Kreis

gar bald wieder zu bekommen, und ein solches fand sich leider.

Es ist oben jenes unglücklichen Testaments erwähnt worden, durch welches der Kurfürst dem Erbprinzen Friedrich lediglich diejenigen Länder zuerkannte, welche dem Hause Brandenburg vor dem Westphälischen Frieden gehörten, so wie nicht minder, wie sehr den Prinzen eine Veranstaltung schmerzen mußte, durch die er sich in seinen Rechten verkürzt, und die so mühevoll errungene Macht des Hohenzollerschen Hauses zertheilt und in ihrer Wurzel angegriffen sah. An ihn wendete sich jetzt der Oestreichische Gesandte, (Baron Franz Heinrich Freitag von Gödens), und erklärte, der Kaiser werde ohne Zweifel das Testament des Kurfürsten als vollgültig anerkennen und die Zerstückelung seiner hinterlassenen Länder zugestehen, wenn nicht der Kurprinz etwas Bedeutendes thue, um sich Leopolden auf immer zu verpflichten. Dieses erreiche er am sichersten durch einen Revers, kraft dessen er verspreche, sobald er zur Regierung gelangt sei, Schwibus an den Kaiser zurückzugeben, wofür denn dieser ihn als den alleinigen Besitzer sämmtlicher übrigen von Friedrich Wilhelm hinterlassenen Länder anerkennen werde. Der Kurprinz, nichts mehr scheuend, als die Ausführung jenes Testaments, welches gerade damals im Werke war, stellte den verlangten Revers wirklich aus, und die ganze Angelegenheit wurde so heimlich getrieben, daß der Kurfürst, dessen klarem Auge sonst nichts Wichtiges entging, nie etwas davon erfahren hat.

§. 36.

Man hat Friedrich III. sehr häufig den Vorwurf gemacht, daß er wenige Zeit nach seinem Regierungsantritte jenes unglückliche Versprechen wirklich erfüllte und Schwibus abtrat, da er doch auf mannigfaltige Weise habe ausweichen können. Ein solcher Vorwurf fällt durch sich selbst in sein Nichts, und bedarf deshalb keiner Widerlegung. Will man Friedrich tadeln, so tadele man ihn, daß er das Versprechen gab; aber man rühme ihn, daß er erfüllte, was ihm gewiß sehr schwer ward zu erfüllen. — Und selbst jener Tadel dürfte doch wol sehr milde werden, wenn man die ganze Lage, und die mannigfach verwickelten Verhältnisse des Kurprinzen bedenkt, so daß der wahrhaftige und unabwendbare Vorwurf nur auf denen lastet, die jenen Revers errangen. Sie können sich nicht entschuldigen, daß sie nur das Interesse ihres Herrn wahrnahmen, denn ein edler Fürst (und ein solcher war Leopold dem Gemüthe nach allerdings), verschmäht einen heimlichen Vortheil, und verlangt nicht Versprechungen von dem Sohne, um die der Vater nicht wissen darf, und die sich erst erfüllen lassen, wenn des Vaters durchschauendes Auge geschlossen ist. — Wie aber sich jede Schuld auf Erden rächt, so hat auch diese sich gerächt: denn daß zwei edle Nationen, die Oestreicher und Preußen, die sich stets einander ehren mußten, sich dennoch Jahrelang, nicht lieben mochten, sondern sich mit ganzer Kraft befehdeten: das dürfte freilich die erste Quelle

in dem Frieden zu St. Germain finden, aber die zweite und frühere in diesem nicht offen behandelten Traktat. Wohl uns, daß eine neuere und schönere Zeit jene Misverhältnisse so ganz aufgehoben hat, daß eine Erinnerung daran zu nichts dient, als uns nur desto inniger mit der Gegenwart zu befreunden, die so wohlthätig gelöst hat, was die Vergangenheit verwickelte und trennte.

§. 37.

Indessen wurde jetzt, da niemand am Brandenburgischen Hofe von jenem Traktat etwas wußte, Schwibus wirklich dem Kurfürsten übergeben (12. Aug. 1686), und zwar, wie bei der feierlichen Uebergabe ausgesprochen wurde, „auf ewig."

Noch früher als dies geschah, erfüllte der Kurfürst das eingegangene Versprechen, und sandte bereits im April des genannten Jahres dem Kaiser ein treffliches Heer von 6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde, unter dem erfahrenen General von Schöning, zu Hülfe gegen die Türken. Diese Mannschaft zählte die edelsten Namen unter sich, die Obersten Wilhelm von Brandt, Prinz Alexander von Kurland, Graf Dietrich von Dohna u. s. w., und gewiß wurde es dem Kurfürsten sehr schwer, sie von sich zu lassen. Er hatte sich selbst nach Crossen begeben, um sie noch einmal zu übersehn, ehe sie den kaiserlichen Commissarien übergeben wurden. In einer edeln Anrede schilderte er ihnen das Zutrauen, welches er gegen seine braven Brandenburger fühle,

und versprach ihnen mit seiner gewöhnlichen klaren Ruhe den Sieg im voraus, sobald nur, wie er mit Sicherheit hoffe, Einigkeit unter ihnen sei. Mit tieferer Rührung als sonst nahm er Abschied von ihnen, denn wohl fühlte er, daß mehrere der braven Männer nie würden in die Heimath zurückkehren können. Er hatte sich nicht getäuscht, denn bei der Belagerung und dem Hauptsturm auf die Stadt Ofen, verdankte der Kaiser größtentheils den Brandenburgern den Sieg und die Einnahme der Stadt. Doch fanden mehrere der edelsten Männer hier ihr Grab.

Merkwürdig ist die Aengstlichkeit des Oestreichischen Hofes, der, so bald jener Sturm geschehen war (3. Sept.), die Brandenburgischen Hülfsvölker die Winterquartiere in ihrem eigenen Lande nehmen ließ, obwohl es sein eigner Vortheil gewesen wäre, sie bloß nach Schlesien zu senden, um sie im nächsten Frühjahr desto schneller wieder bei der Hand zu haben. Allein man fürchtete noch immer die alten Ansprüche, da die List, welche Freitag angewandt, an den Tag gekommen sein konnte. Die Furcht war ungegründet, und jenes mistrauende Benehmen trug nur dazu bei, den Brandenburgischen Feldherrn zu verstimmen, den keine Geschenke, selbst die größesten nicht, im Innern versöhnen konnten.

§. 38.

Manche Schriftsteller haben die Neigung des Kurfürsten, mannigfaltige Bündnisse zu schließen, übertrie-

ben und auffallend, ja mitunter manche derselben in sich selbst widersprechend finden wollen. Ohne jene Neigung zu bestreiten, die allerdings offen genug da liegt, dürften doch wohl die meisten von ihm geschlossenen Bündnisse ihre Rechtfertigung in der Zeit selbst finden, die sie knüpfte. Daß diese Zeit selbst so oft sich wandelte, und eben deshalb so oft verschiedenartige Maaßregeln forderte, um ihr zu begegnen, das zu ändern lag wenigstens nicht in der Macht eines Menschen. Mögen indessen immerhin einige Bündnisse, die er in einer acht und vierzigjährigen Regierung schloß, unnöthig scheinen; die, welche er jetzt einging, sind vollkommen gerechtfertigt durch die reine und große Idee, welche dabei vorwaltete. Es war nicht bloß die, den Anmaßungen Ludwigs in Beziehung auf Deutschland eine Gränze zu setzen, obwohl auch diese schon höchst ehrenwerth gewesen wäre, sondern es war die, dem Entsetzlichsten zu begegnen, was der Welt in irdischer Beziehung nur widerfahren kann: dem Streben des Königs nach einer Europäischen Universalmonarchie. Daß ein solcher Gedanke, gleichviel ob klar gedacht oder nur verworren gehegt, ob ausgesprochen oder unausgesprochen, wirklich in Ludwigs Seele gelegen habe, darüber ist in der damaligen Zeit in Deutschland, England und Holland kaum mehr ein Zweifel vorhanden gewesen, da sich die Sache selbst so klar darlegte; und es ist deshalb billig verwunderungswürdig, wie die zweite Hälfte des 18ten Jahrhunderts einigen seichten und sophistisch schwatzenden Französischen Schriftstellern zu Gefallen, jene Besorg-

niß unserer nachdenklichen Vorfahren für ein Schattenbild zu erklären wagen konnte.

§. 39.

Nicht also der tiefschauende Friedrich Wilhelm. Außer jenem Bündniß mit dem Kaiser war bereits im Jahr 1686 ein ähnliches mit Schweden zu Stande gekommen, welches Reich, als ein natürlicher Freund Frankreichs, vor allen Dingen unschädlich gemacht werden sollte. Sodann schloß sich der Kurfürst auch an den Augsburger Bund, dessen Theilnehmer, der Fränkische, Schwäbische, Baiersche und Oberrheinische Kreis, in Verbindung mit Oestreich und Schweden eine wechselseitige Gewährleistung ihrer Deutschen Lande bezweckten. Durch den Zutritt Friedrich Wilhelms kam dem Bunde jetzt eine neu bedeutende Macht und Seele.

Noch bedenklicher mußte für Ludwig die Reise sein, welche der Kurfürst nach Cleve unternommen hatte, um sich daselbst mit Wilhelm von Oranien zu besprechen.

Jakob II. hatte immer mehr und mehr die Meinung erregt, daß sein unpolitisches, unschonendes Betragen gegen sein Volk durch Frankreichs Rathschläge erzeugt werde, und daß durch ein Einverständniß dieser beiden mächtigen Reiche, sowohl der staatsbürgerlichen als religiösen Freiheit der Europäischen Länder Gefahr drohe. Die einzige traurige Hoffnung des Englischen Volks beruhte auf seines Königs Kinderlosigkeit: denn eine Besserung desselben schien seit der zwecklosen Grausamkeit, die er gegen den ungefährlichen Herzog von

Monmouth und dessen Anhänger geübt hatte, nicht mehr zu erwarten. Wilhelm III., vermählt mit Jakobs Tochter Maria, ward jetzt schon allgemein als der Erbe eines Thrones angesehen, und bald, so hoffte man, würde der kränkliche König ihn verlassen müssen, um einem würdigern Nachfolger Platz zu machen. Doch bald zeigte sich eine ganz ungeahndete Schwierigkeit. Vergeblich hatte Jakob bisher den Himmel um einen Sohn angefleht: es schien nicht, als würde seine Bitte je erfüllt werden, da ein ungemäßigtes und halb verschwelgtes Leben seine Kräfte verzehrt hatte. Da verbreitete sich plötzlich unter dem geängsteten Volke das Gerücht, die Königin (eine geborne Prinzessin von Modena) fühle sich Mutter, und wirklich ward am 11. Jun. 1687 ein Prinz von Wallis, Jakob Stuart (späterhin unter dem Namen des Prätendenten bekannt), zum höchsten Leidwesen der Unterthanen geboren.

§. 40.

Doch eben dieser Umstand, der dem Könige so hoch erfreulich schien, bereitete ihm das traurigste Loos. Das Volk, von ihm betrogen um die höchsten Güter des Menschen und Bürgers, achtete ihn bereits so gering, daß es einem Gerüchte, der Prinz sei unächt und untergeschoben, nur zu rasch beistimmte. Man vergaß sich zuletzt so weit, daß man fast mit Bestimmtheit erklärte, es sei ein Müllerknabe, den man ihnen als Thronerbe aufdringen wolle.

Während deshalb die katholische Parthei durch die

Geburt dieses Prinzen nur noch übermüthiger wurde, fühlte sich die protestantische, der nun auf gewöhnlichem Wege jede Hoffnung abgeschnitten war, aufgelegt, ihre Rechte mit Gewalt durchzusetzen. Man beschloß, Jakob und mit ihm das ganze Haus Stuart, dessen man unendlich überdrüssig geworden war, sollte fallen, und statt dessen der würdigere Wilhelm von Oranien das freie Eiland beherrschen.

Der Kurfürst, den Wilhelm ganz in seinen Plan eingehen ließ, billigte denselben nicht bloß, sondern versprach auch, ihn mit ganzer Kraft zu unterstützen, aber er erlebte den glücklichen Ausgang dieser wichtigen Angelegenheit nicht. Es beschäftigte ihn dieser große Kampf eines edeln Volks so lebhaft und unausgesetzt, daß er die beiden letzten Nächte vor seinem Tode, dem Officier der Schloßwache die Parole gab: London und Amsterdam.

§. 41.

Ungern nur wenden wir uns von dieser großen Angelegenheit noch einmal zu dem Verhältnisse des Kurfürsten zu den Polen hin, das von Seiten der letzteren nur zu oft durch widrige Anmaßungen und Zumuthungen gestört wurde. Doch das gehört ja eben zu dem Größesten im Charakter Friedrich Wilhelms, daß er, der den erhabensten Thron würde geziert haben, und gewissermaßen nur für die Größe geboren zu sein schien, ednnoch so oft gezwungen wurde, seine Kraft gegen das Widrige und Kleinliche zu wenden, und oft sogar nur

mit

mit edler Geduld dem unabänderlich verhaßten zu begegnen. Nach dem Frieden zu St. Germain schien allerdings der König Johann Sobiesky in ein freundschaftlicheres Verhältniß zu dem Kurfürsten treten zu wollen, allein die Vermählung des Markgrafen Ludwig (des zweiten Sohnes des Kurfürsten) mit einer Prinzessin von Radzivil störte das gute Vernehmen. Als Friedrich Wilhelm in jene Vermählung seines Sohnes willigte, hatte er jedes Recht auf seiner Seite, denn der Vater der Prinzessin, Fürst Bogislav Radzivil, war, so wie seine Gemahlin, protestantisch, Preußen innig ergeben, und Statthalter dieses Herzogthums. Sterbend hatte er seine Tochter dem Kurfürsten anvertraut, ihn gebeten, sie in der protestantischen Religion zu erziehen, und, wenn es sein könne, sie einst dem Prinzen Ludwig zur Gemahlin zu geben. Der Kurfürst hatte versprochen, und war, wie immer, seinem gegebenen Worte vollendet treu geblieben. Die Prinzessin ward in Königsberg sorgfältig erzogen, und, um die Versuche ihrer katholischen Anverwandten in Polen und Litthauen, sie der reformirten Religion abwendig zu machen, zu vernichten, bereits im vierzehnten Jahre an jenen Brandenburgischen Prinzen vermählt (7. Januar 1681).

§. 42.

Leider aber fand sich Johann Sobiesky, oder vielmehr sein Eigennutz durch diese Verbindung sehr beleidigt. Die Prinzessin war sehr reich, und als die Erbin der einträglichsten Polnischen Güter hatte er sie, für de-

ren Erziehung er nichts gethan, als ein Mittel betrachtet, selbst reich zu werden, so wie denn auch wirklich bereits ein Woiwode von Cracow ihm eine halbe Million Gulden geboten hatte, wenn er die Prinzessin seinem Sohne zur Gemahlin geben wolle. Deshalb, in seiner habsüchtigen Hoffnung betrogen, zürnte er jetzt dem Kurfürsten, und behauptete, sie dürfe keinen Ausländer heirathen; ein leeres Geschwätz, da das Haus Brandenburg schon längst und in alle Wege das Indigenat in Polen erworben hatte. Dennoch war Friedrich Wilhelm edel und nachgiebig genug, um, aus Achtung für Johanns anderweitige lobwürdige Eigenschaften, und nicht ertragend, daß um des Geldes willen ein freundliches Staatsverhältniß gestört werde, dem Könige 40,000 Thaler zu bieten, wenn er die Rechtmäßigkeit der Ehe anerkennen und die junge Markgräfin bei ihren Rechten und Gütern schützen wolle. Es ist betrübt zu erzählen, daß Johann Sobiesky, den man sonst so gern ganz rein ehren möchte, diese Summe wirklich annahm; doch scheint es, daß er seit der Zeit nicht ohne Schamhaftigkeit an den Kurfürsten dachte. Dieser, jeder Heldenfreundschaft gern begegnend, ließ sich bald mit ihm in eine noch nähere Verbindung ein, und im Jahre 1683 sendete er ihm 1200 und im folgenden 2000 Hülfsvölker zum Kriege wider die Türken. Es scheint, als habe Friedrich Wilhelm dem Könige, seitdem sich dieser bei dem Entsatz von Wien so groß und herrlich gezeigt hatte, alle seine Schwächen verziehen, und es ist ein rührender und köstlicher Zug in seinem Leben, daß er

ihm fortan mit einer wahrhaften Milde und verhüllenden Liebe begegnete. Aber auch Johann war nun nicht mehr unempfindlich gegen des Kurfürsten Edelsinn, und wir finden seitdem sein Betragen gegen ihn gemessen und fürstlich anständig. — Was der Prinz Jakob Sobiesky that, um die Prinzessin, die durch Ludwigs Tod nur zu bald zur Wittwe wurde, zu erlangen, ist in keinem Falle auf des Vaters Rechnung zu setzen, nnd ihn dürfte auch wohl etwas Besseres als bloßer Eigennutz bei der Bewerbung um ihre Hand geleitet haben. (Daß er dabei kein Glück hatte, gehört nicht in die Geschichte des Kurfürsten.)

§. 43.

Noch einmal sollte der Kurfürst der edlen Stadt Hamburg ihre Selbstständigkeit erhalten, der jetzt, da innere Unruhen durch Jastram und Snitger erzeugt worden waren, bedeutende Gefahr drohte, indem der König Christian V. von Dännemark jene Zwistigkeiten zu benutzen gedachte, um die wichtige Reichsstadt an sich zu reißen. Während der Kaiser sich nur oberflächlich in die ganze Sache mischte, deren Beilegung er dem Herzog Georg Wilhelm von Zelle auftrug, war der Kurfürst der Einzige, der sich mit Entschiedenheit der Stadt annahm. Offen und klar, wie immer, erklärte er dem Könige von Dännemark, der schon alles bereitet hatte, um Hamburg einzunehmen, „daß er Hamburg eben so wenig als selbst Berlin ohne Schutz lassen könne." Eine so kräftige Rede mußte allerdings wir-

ken, denn sie war so gut wie That, da der Kurfürst bereits bei Lenzen eine bedeutende Macht versammelt hatte, um auszuführen, was er als nothwendig erkannt hatte. Man zeigte sich nachgiebig gegen ihn, Hamburg versöhnte den Deutschen Kaiser und den König von Dännemark, und die Selbstständigkeit der Stadt war gerettet durch den reinen Willen eines Deutschen Fürsten.

Wenn wir ihn endlich noch in der schwierigen Lage eines Mittlers zwischen Dännemark und Holstein-Gottorp gesehen haben, in der er sich mit gewohnter Uebersicht und ausgleichender Freundlichkeit benahm, so verweilen wir gern bei dem Momeute, wo er auch einmal seinem eigenen Herzen ein Genüge thun konnte, indem er, der edle Sprößling des erhabenen Hauses Hohenzollern, diesen Titel wieder in seine höheren einflocht, wohl erwägend wie köstlich es sei, sich des alten Ursprungs stets zu erinnern. Er machte dem Kaiser und dem Reiche bekannt, daß er hinfort auch den Titel eines Grafen von Hohenzollern wieder annehmen wolle, und erhielt, wie billig, von beiden die beifälligste Beistimmung. Es kann dieser Schritt dem oberflächlichen Blick vielleicht wenig bedeutend scheinen; dem genaueren und tieferen sicher nicht.

§. 44.

Wir haben den Kurfürsten bis hieher begleitet, beobachtend, wie er mit Kraft und Klarheit in den großen Europäischen Staatsangeledenheiten waltete, folgen wir ihm jetzt, auch für diese letzte Periode, in die Verwal-

tung seines Landes und in sein inneres Leben, in so weit dieses zu erschauen ist.

Im Jahre 1671 übte er eine Handlung der Wohlthätigkeit gegen die Juden, die aus den kaiserlichen Staaten vertrieben, auf eine jammervolle Weise in Deutschland herumirrten, da ein fast allgemeines Mistrauen der Fürsten ihnen eine bleibende Stätte versagte. Er folgte dem reinen Triebe des Erbarmens, und ließ sich durch den mannigfaltigen Undank und den Schaden, den er und seine Unterthanen durch manche dieser Aufgenommenen erfuhren, nicht irre machen.

Ferner verdient es der rühmlichsten Erwähnung, daß er selbst mitten im Getümmel des gefahrvollsten Krieges, die Sorge für das weitere Aufblühen der Künste und Wissenschaften in seinen Landen nicht vergaß. So kaufte er von dem bekannten Gerhard Uylenbrock aus Amsterdam eine beträchtliche Sammlung von Gemälden, von denen manche einem emporstrebenden Talente zum Muster dienen konnten. Er nahm den Eisenschneider Leigebe, dessen Geschicklichkeit noch jetzt von Kennern geschätzt wird, in seine Dienste, vermehrte seine eigne Bibliothek durch seltene Persische und Chinesische Handschriften, und gab manchem darbenden Deutschen Gelehrten ansehnliche Geschenke.

Selbst solche Dinge, die ganz aus seiner Sphäre zu liegen schienen, kümmerten den Mann, der seine Sphäre gerade so weit zog, als der menschliche Geist zu reichen vermag. Ein gewisser Martin Linke wollte ein Heilmittel für alle Schmerzen des Leibes erfunden

haben, und Friedrich Wilhelm, der niemanden ungehört richtete, ließ genau bei ihm anfragen, wie es damit stehe, und einen andern Künstler, Johann Daniel Kraft, der ein Geheimniß entdeckt zu haben vorgab, auf eine besondere Weise Stahl zu verfertigen, würdigte er einer Einladung in seine Staaten.

§. 45.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß er, der sich sogar um das Chinesische und Persische bemühte, die erst in neueren Zeiten erfundene betrübte Anforderung eines materiellen Nutzens an die Wissenschaften keinesweges machte. Erwägen wir dies, so wird uns selbst seine Neigung zur Alchymie, der er sich besonders in seinen letzten Lebensjahren überließ, wahrhaft ehrwürdig erscheinen. Im siebzehnten Jahrhunderte dachte man überhaupt ganz anders über das, was die Chemie zu leisten habe, und machte allerdings Anforderungen an sie, die sie vielleicht nie erfüllen wird und kann. Wenn wir aber von diesen Forderungen nachgelassen haben, was eben nicht schwer scheint, und wenn auch dabei das Recht ganz auf der Seite des 18ten und 19ten Jahrhunderts sein sollte, so wollen wir doch nicht zu sehr erstaunen, daß wir im siebzehnten manche der geistreichsten Fürsten und Gelehrten mit Alchymie beschäftigt finden. Auch Friedrich Wilhelm ist unter ihnen.

Er hatte selbst ein Laboratorium, kaufte fast alle bedeutende chemische Werke, und vertraute besonders ei-

nem gewissen Johann Kunkel, seinem Kammerdiener, von dem wir aber eben deshalb annehmen dürfen, daß er wirklich Kenntnisse in dieser Wissenschaft besaß. Er, sonst so sparsam, zahlte allein an diesen Kunkel in wenigen Jahren die bedeutende Summe von 27,084 Thalern zu diesem Zwecke. Es ist merkwürdig, daß dieser Gehülfe selbst dem Kurfürsten zuweilen Vorstellungen machte, doch versicherte er selbst jedesmal zur Antwort bekommen zu haben: „Darum dürft Ihr Euch nicht bekümmern, ich frage niemand darum, was ich haben will, muß geschehen; ich bin nicht so wie u. s. w.; ich habe allezeit so viel in meiner Chatulle, daß ich der keinen darf um fragen. Ich spiele jetzt nicht sonderlich mehr, habe aber ehedem öfter wol 1000 Thlr. auf einmal verspielt, auch wohl zur Lust so viel in die Luft fliegen lassen, so kann ich auch zu meinem Vergnügen, an allerhand Wissenschaften auch was wenden, und darf mir niemand einreden, was ich thun und lassen will *).

§. 46.

Es ist oben erzählt worden, daß seine zweite Gemahlin Dorothea nicht jene Liebe der Unterthanen zu

---

*) Alles dieses kam 1689 zur Sprache, da man, unter Fr. III., den K. über die von dem verstorbenen Fürsten empfangenen Gelder in Untersuchung nahm: ein Prozeß, bei dem nichts Reales gewonnen wurde. (S. Versuch einer historischen Schilderung ꝛc. ꝛc. der Residenzstadt Berlin, II. 194.)

erwerben mußte, welche der ersten begegnet war: ein Umstand, der dem starken Herzen ihres Gemahls vielleicht schwerer ward zu ertragen, als dem ihrigen. Denn er liebte sie wahrhaft und sie verdiente seine Liebe, in so weit sich Liebe verdienen läßt. Was Fehler in ihr war, schien in seiner Nähe zu verschwinden, und zeigte sich nur da, wo er nicht mit waltete. Er allein war ihr höchster Stolz, und vielleicht schon um deshalb mochte sie, im Gefühl ihn zu besitzen, die Neigung aller anderen nicht hinlänglich geachtet haben. Sein Geschick war ganz das ihrige, seine Gefahren theilte sie wie seinen Ruhm, und wir finden sie fast lieber mit ihm im Lager, jede Unbequemlichkeit leicht verschmerzend, als mit ihm im Genusse häuslicher Freuden, denen ihr vielleicht zu strenger und schroffer Geist weniger zusagte.

Im Jahr 1673 machte sie, nicht achtend den ausbrechenden Krieg, die ersten Anlagen zu einer vortrefflichen Erweiterung Berlins, welche damals noch die Vorstadt beim Thiergarten hieß, späterhin aber mit Recht nach ihrem Namen genannt wurde. Die folgenden Jahre gingen hin im Gewühl des Kampfes, bei dem sie ihren Gemahl nie verließ, so wie sie denn auch in dem schwerern Augenblicke, als ihm die Nothwendigkeit gebot, den Frieden von St. Germain zu unterschreiben, treulich zu seiner Seite stand. In wie weit sie späterhin auf die Abfassung von ihres Gemahls Testament wirkte, und wie sie dadurch die Abneigung der Prinzen erster Ehe, so wie die der Hauptstadt, gegen sich vermehrte, ist bereits oben erwähnt worden.

Diese Abneigung ging auch auf ihre Schwester, die Prinzessin von Holstein-Sonderburg über, die sich in den spätern Jahren des Kurfürsten, in Berlin befand. Ja, als der Prinz Ludwig (Gemahl der Fürstin Radzivil), der Liebling des Publikums, 1687 an einer plötzlichen Krankheit starb, bald nach dem Genuß einer Orange, die ihm die Prinzessin gereicht, vergingen sich Einige so weit, von einer Vergiftung zu sprechen, und jene beiden Fürstinnen mit Agrippinen und Lokusten zu vergleichen *). Die beste Widerlegung dieser Gerüchte, die, wenn sie überhaupt existirten, höchstens das Geschwätz einiger verächtlicher Müßiggänger waren, besteht in dem Umstande, daß der Kurfürst fortfuhr, seine Gemahlin und Schwägerin zu lieben. Eine bessere kann es überhaupt wol nicht geben.

Mit dem Tode ihres Gemahls schien auch das Leben der Kurfürstin in der Wurzel gebrochen. Doch mußte sie noch sehen, wie alle ihre Plane für eine ferne Zukunft durch den neuen Herrscher (mit Recht) vereitelt wurden, wie fast alles, was sie ehedem umgeben hatte, von ihr wich, und erst dann, als sie diese schmerzlichen Erfahrungen gemacht, nahte ihr der Tod, der nur von sehr wenigen betrauert wurde (1689).

---

*) Nach der Versicherung des Vf. der historischen Schilderung von Berlin (II. S. 243), der sich wieder auf Pölnitz stützt (T. I. 130), dem aber bekanntlich mehrere Uebertreibungen Schuld gegeben werden.

Schon deshalb, weil es so leicht ist, sie ungerecht und überstreng zu beurtheilen, soll man bedachtsam-schonend verfahren, wenn von ihrem Andenken die Rede ist. Sie liebte den Kurfürsten mit treuer Seele, und wurde von ihm in gleichem Maaße wiedergeliebt: das soll und kann manche ihrer Schwächen verhüllen, manche versöhnen.

§. 47.

Wenn wir jenes Verhältniß der Kurfürstin zu ihren Unterthanen erwägen, so wie den frühen Tod des hoffnungsvollen Karl Emil, die Streitigkeiten wegen des Testamentes, dessen Inhalt weder seiner Familie noch dem Publikum ganz fremd bleiben konnte, das Misverhältniß zu dem Kurprinzen u. s. w., so müssen wir mit Betrübniß anerkennen, daß der Kurfürst in dieser Periode nicht jenes Maaß von Glück in seinem eigenen Hause genoß, dessen er so ganz würdig gewesen. Indessen finden sich Spuren, daß wenigstens seit 1684 durch die schöne und geistreiche Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover, mit der sich der Kurprinz vermählt hatte *), auch das häusliche Leben des Vaters einen neuen Reiz gewann, da er, jede Trefflichkeit durch-

*) Die erste Gemahlin desselben war die Prinzessin Elisabeth Henriette von Hessen-Cassel, geb. 1661, gest. 27. Jun. 1683. Sie soll ihren Gemahl so sehr geliebt haben, daß sie ihn sterbend bat, sich nie wieder zu vermählen, woher denn auch die trübe Sage stammt, als sei bei seiner zwei-

schauend, schon jetzt die ganze Würde ihrer Zukunft zu ahnden schien.

Wenn ihm aber hier nicht völliges Glück zu Theil ward, so suchte er Trost und fand ihn in dem Glücke seiner Unterthanen, das er bereitete. Es ist rührend und schön, wie er besonders nach dem Frieden zu St. Germain, als er die Aussicht auf einige Friedensjahre gewann, alles aufbot, um seinem Lande Erwerbsquellen zu öffnen, an die früherhin niemand gedacht hatte. Er, der schon 1650 die erste wohlgeordnete Post von Brandenburg aus nach Preußen, Sachsen und Westphalen eröffnet und in späteren Jahren noch sehr erweitert und verbessert hatte, dachte jetzt sogar auf den Handel nach fremden Welttheilen hin, ja er strebte sogar nach Besitzungen in demselben.

Er hatte schon im Jahre 1678 mit einem holländischen Kaufmann Raulé wegen Errichtung einer Flotte Unterhandlungen gepflogen, und endlich einen Contract auf 6 Jahre mit ihm gemacht, dem zu Folge er in den kurfürstlichen Häfen an der Ostsee jederzeit 6 Fregatten von 20 bis 40 Kanonen, nebst einigen kleineren Schiffen, in segelfertigem Stand erhalten sollte, wofür ihm monatlich 5000 Thaler ausgezahlt wurden. Bald dar-

ten Vermählung ihr Ring plötzlich zerbrochen. (Siehe Küsters altes und neues Berlin III. S. 548.) Canitz hat ihr die Leichenrede gehalten, die sich allerdings auszeichnet, obwol sie nicht frei ist von einem gewissen kalten Feuer und künstlicher Einfachheit.

auf nahm er den Raulé selbst in seine Dienste, und übertrug ihm den Handel nach der Küste von Guinea.

§. 48.

Das Schiff kam glücklich dort an, und man schloß mit 3 Häuptern der Neger auf dem sogenannten Kap der drei Spitzen, einen Vergleich, in welchem sie erklärten, daß sie den Kurfürsten für ihren Herrn anerkennen, und nur mit Brandenburgischen Schiffen handeln wollten. Troz der Feindseligkeit, welche nun von den Holländern gegen einzelne Brandenburgische Schiffe ausgeübt wurden, kam doch die Afrikanische Gesellschaft zu Stande, deren Freiheitsbrief am 18. November unterzeichnet ward. Der Kurfürst, jedem großen und kühnen Unternehmen hold, und ohne Eigennutz bloß an die zukünftigen Vortheile seiner Staaten denkend, gab gern sehr bedeutende Summen zu dieser Anstalt her, und es wurden zu Hamburg zwei neue Fregatten zu diesem Zwecke ausgerüstet. Sein Enthusiasmus entzündete den seiner Unterthanen, und ein sehr würdiger Edelmann, Otto Friedrich von der Gröben, übernahm das Commando jener Schiffe. Glücklich segelte er mit hundert wackern Brandenburgischen Soldaten nach jenem Lande, baute daselbst die Feste Groß-Friedrichsberg, und hatte die Freude, zu sehen, daß manche Neger sich freiwillig unter Brandenburgischen Schutz begaben. Aber die Eifersucht der Holländer dauerte fort, und da sie die bei weitem Mächtigeren zur See waren, so bedurfte der Kurfürst und Gröben

einer besonderen Kraft und Ausdauer, um nicht die ganze Sache schnell wieder aufzugeben. Im Jahre 1687 hatte der Fürst vier feste Sitze in Afrika. Dennoch zeigte sich, wie er es auch erwartet hatte, kein schneller Vortheil, und als er endlich, um das Andenken an die gestiftete Gesellschaft zu bewahren, aus dem Goldsande von Guinea Dukaten schlagen ließ, gestand er freimüthig, daß ihm jeder dieser Dukaten zwei andere koste.

Sein Nachfolger, Friedrich III., setzte das Werk seines Vaters fort, und scheute gleichfalls keine Kosten, um es zu haben. Doch auch jetzt wollte sich der gewünschte Vortheil nicht zeigen, bis endlich Friedrich Wilhelm I., der ganzen Unternehmung überdrüssig, seine sämmtlichen Besitzungen in Afrika an die Holländisch-Westindische Handlungskompagnie für die unglaublich geringe Summe von 7200 Dukaten verkaufte, denen noch als angenehme Zugabe zwölf Mohrensklaven beigefügt wurden (im Jahre 1720).

Es bedarf wohl kaum des Zusatzes, daß dieses Misgeschick nicht gegen die Idee des Kurfürsten entscheiden kann. Dem Menschen kommt nur zu, das Würdige zu wollen; der glückliche wie der betrübende Ausgang steht in einer höheren Macht.

§. 49.

Wenn aber diese weitaussehenden Plane nicht ganz den gewünschten Fortgang hatten, so gelang um desto

mehr alles, was er für den inneren Wohlstand seines Landes, im Lande selbst, unternahm. Trotz aller bedeutenden Abgaben, die er durch die gebietende Zeit gezwungen war, seinen Unterthanen aufzulegen, gelangten diese dennoch nach und nach zu einer gewissen Wohlhabenheit, die sie selbst in ruhiger Zeit unter den früheren Kurfürsten in der letzteren Hälfte des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrhunderts nicht genossen hatten. Es entstand eine erfreuliche Sicherheit im Gewerbe, Handel und Besitz: denn es war ein großes Haupt da, um das sich alle gern versammelten, da dasselbe von ganz Europa anerkannt, den mildesten Schutz gewährte. Aber während die Unterthanen wohlhabend wurden, gedieh auch das Privat-Vermögen des Kurfürsten, und es ward möglich, daß er sich mit dem Glanze umgab, der ihm zukam, einem Glanze, dessen Werth er erkannte, und den er eben deshalb liebte.

Es ist oft betrübend in der früheren Geschichte der Mark Brandenburg zu sehen, wie selbst in äußerlich glücklichen Zeiten, die Kurfürsten sich in Verlegenheit befanden, den nothwendigen Aufwand zu bestreiten. In einer solchen Lage finden wir sogar zuweilen den Fürsten Joachim Friedrich, von dem doch die Geschichte rühmt, daß er „Ordnung und Gottesfurcht in gleichem Maaße" geliebt habe, und seine ehrwürdige Gemahlin, die Kurfürstin Katharina, trat einst selbst für ihn bei den Landständen ins Mittel, die sie in einem wahrhaft rührenden Schreiben (vom 31. Aug. 1603) um eine Anleihe

von 20,000 Thaler für den Landesherrn bat *). Aehnlichen Geldmangel litt mitunter auch Johann Sigismund, dem seine Räthe (im Jahr 1612) unumwunden berichteten, alle ihre Mühe, im Lande selbst für ihn Summen aufzutreiben, sei vergeblich gewesen, und er möge deshalb nicht ferner anflehen, die unbequemen Bedingungen einzugehen, unter denen schon früherhin ein einziger reicher Vasall (Zacharias von Röbel auf Buch) sich zu einem Darlehn von 11,400 Thalern entschlossen habe. Daß auch Georg Wilhelm nicht frei war von ähnlichen Verlegenheiten, ist leicht zu erachten, und wir haben gesehen, in welcher fast peinlichen Vermögensbeschränktheit sich Friedrich Wilhelm zu Anfang seiner Regierung befand.

Eine bloß männliche Klugheit würde hier vielleicht nicht ausgereicht haben, um die verworrenen Geldverhältnisse wieder in Ordnung zu bringen: denn anderweitige und größere Sorgen riefen seinen Geist nicht selten von dieser Beschäftigung ab. Um so erfreulicher ist es, daß seine beiden Gemahlinnen, von Natur zur Sparsamkeit geneigt, ihm hier zur Seite standen, und mit weiblicher Umsichtigkeit erwerben und vermehren

*) Der Brief ist an den Kanzler Hans von Benekendorf auf Wardin, und hat den herzlichen Schluß: „Dz woll ich wieder in allen gnaden umb euch und die Landschaft in Keinem vergessen stellen, und den trewen Gott von Hertzen anruffen, und betten, dz der treue Gott eß in hundert fall deck wollt erstattenn, das se eß nicht meßen was sie be unß und unsern hertzlieben he.n ton."

halfen. Was von ihnen, vielleicht oft nur im anscheinend Kleinen geschafft wurde, wußte Er im Großen zu nutzen, und nur auf diese Weise konnten manche seiner größten Gedanken zur Erscheinung kommen, in einer Welt, wo die großen Zwecke nur zu oft durch den Mangel an irdischen Mitteln gehemmt werden.

§. 50.

Indessen strebte Friedrich Wilhelm keinesweges nach einem übermäßig gefüllten Schatze, welches klar genug wird, wenn wir erwägen, daß er nach einer 48jährigen Regierung dennoch nur etwa 800,000 Thaler baares Geld seinem Nachfolger hinterließ: eine Summe, die ja auch wohl ein reicher Privatmann besitzen darf. Wie hätte auch ein Mann wie er seinen Geist und seine Zeit wenden können auf das Sammeln von Metall, welches nur durch verständigen Gebrauch, oder, wie wir fast sagen möchten, durch das Nicht-Sammeln seine Bedeutung gewinnt.

Der Kurfürst hatte sich stets nach bessern Stützen für seinen Staat umgesehen, und er fand diese in einem möglichst zahlreichen, zur Deutschen Tapferkeit erzogenen und durch dieselbe ruhmvollen Heere, so wie nicht minder in sittlichen, strengfleißigen und fröhlich-stolzen Bürgern.

Friedrich Wilhelm empfing von seinem Vater ein der Zahl nach sehr geringes Heer, das wegen seines zertheilten Gehorsams, indem es gewissermaßen dem Kaiser, dem Kurfürsten, und dem Grafen Schwarzenberg

zu gleicher Zeit dienen sollte, noch mehr aber durch theilweise Wildheit und Unordnung, dem Lande großen Schaden zufügte. Es ist ferner erzählt worden, wie sich der Fürst in Hinsicht dieses vom Vater ererbten Militärs benahm. Er schuf bald ein neues, denn so dürfen wir es in jeder Hinsicht nennen, da er demselben seinen Geist der besonnenen Kraft und sittlichen Tapferkeit einhauchte. Wegen der ungünstigen Umstände während so mancher Jahre seiner Regierung, konnte eine geraume Zeit jenes Heer nur gering an Anzahl sein; aber es war stark durch inneren Werth, und es ist wahrhaft rührend und schön, wie sehr sich der Fürst durch Wort und That bemühte, seine Soldaten zu bilden und zu verpflegen. Wir finden 1655 eine Interims-Verpflegungs-Ordonnanz, in welcher mit Ernst und Strenge die reine Sittenlehre für Offiziere und Soldaten vorgetragen, und zugleich mit besonderer Liebe der Lohn und Sold derselben angeordnet wird. Wir finden dann im nächsten Jahre das Kurbrandenburgische Kriegesrecht (Artikelsbrief), eine Regierungsschrift, die noch unter Friedrich dem Großen als Richtschnur diente. Dann 1668 eine neue Interims-Ordonnanz zur Verpflegnng der Armee (oftmals wiederholt und verbessert), 1670 eine Marschordonnanz, 1672 den Artikelsbrief für die Artillerie, und die Musterordnung für die Kriegscommissarien, vieler anderer heilsamen Verordnungen zu geschweigen, welche dem eigentlichen Forscher nach der Geschichte des Brandenburgischen Kriegswesens nicht verborgen bleiben werden. In allen die-

sen Verordnungen spricht der wahrhaftige Christenheld, der da wohl weiß, daß ohne Gottesfurcht kein ächter tapferer Widerstand gegen rohe Menschengewalt möglich ist, es spricht der umsichtig ruhige Landesfürst und der erfahrene bewährte Feldherr.

§. 51.

Friedrich Wilhelm hinterließ seinem Nachfolger eine Kriegsmacht, die in jeder Hinsicht als eine Königliche erscheinen muß, denn sie bestand aus 38,000 Mann, und zwar 35 Bataillons Fußvolk, 32 Escadrons Cüirassiere, 8 Escadrons Dragoner, 18 Compagnien in den Garnisonen, und 300 Artilleristen. Als Führer dieses Heeres finden wir bei Friedrich Wilhelms Ableben den alten Generalfeldmarschall Baron von Dörfling (damals ein Greis von 82 Jahren), den Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau, von Schomberg Vater und Sohn, Johann Adam von Schöning, Alexander von Sparn, Johann Albrecht von Barfuß, Heinrich von Flemming, Friedrich Graf von Dönhof, Graf von Briquemaux, Prinz Ferdinand von Kurland, Prinz Ludwig Friedrich von Holstein-Beck, Marquis von Varenne, Ernst von Weiler, Jmbert von Rosey, Joachim von Dewitz, Joachim Friedrich von Wreech, dü Hamel, und andere, deren Andenken auch jetzt noch nicht erloschen ist.

Die für damalige Zeiten sehr große Anzahl der Truppen, darf uns nicht befremden, wenn wir, auch abgesehen von des Kurfürsten kriegerischem Geiste, er-

wägen, daß er am Ende seiner Regierung ein Land von 2042 □Ml. besaß, deren Bewohner man auf 1,500,000 rechnet *).

---

*) Ich gebe hier die Summe, wie sie gewöhnlich angegeben wird; doch scheint sie bei weitem zu hoch, wenn man sich erinnert, daß im Jahre 1684 in allen Städten der gesammten Marken nur 3781 Kinder getauft, 2975 Menschen begraben, und 827 Ehen geschlossen worden sind, woraus klar wird, daß bloß Berlin jetzt mehr Menschen enthält, als damals sämmtliche Märkische Städte. Mit größerer Gewißheit können wir das Steigen Brandenburgs unter den Hohenzollerischen Fürsten, in Hinsicht der erworbenen Länder angeben. Kurf. Friedrich I. legte im Jahr 1415 den Grund mit 355 □Meilen, Johann Georg hinterließ im Jahr 1598 $642\frac{5}{17}$ □M., Johann Sigismund (1619) $1447\frac{11}{12}$ □M., Friedrich Wilhelm der Große (1688) $2042\frac{29}{48}$ □M., König Friedrich I. (1713) $2078\frac{5}{48}$ □M., König Friedrich Wilhelm I. (1740) $2197\frac{17}{48}$ □M., Friedrich der Große (1786) $3549\frac{29}{48}$ □M., K. Friedrich Wilhelm II. (1797) $5526\frac{5}{48}$ □M. —

Die Volksmenge wird also angegeben: Im Jahr 1688—1,500000, 1714—1,620000, 1740—2,200000, 1786—5,800000, 1797—8,700000, 1806—im Sommer, 10,500000. Kriegesmacht: Im Jahr 1627 4000, 1688 — hier giebt es sehr verschiedene Angaben, 24,000, 30,000, 38,000. Die letztere Summe scheint der Wahrheit am nächsten zu kommen, 1740—75000, 1786—200,000, 1797 — 220,000, 1806 — 240,000.

Ueber die Volksmenge in den Brandenburgischen Staaten haben wir erst seit 1684 einige Gewißheit, da der Kurfürst befahl, die Getauften, Getrauten und Gestorbenen zu zählen. Doch auch hier fand er Schwierigkeiten, und ein berühmter Hofprediger gab schriftlich folgendes merkwürdige Bedenken ein: „Bis hieher, so viel mir be-

§. 52.

Doch nicht bloß jenes vortreffliche Heer erfüllte sein Gemüth; sondern ihm lag auch nicht minder am Herzen die Sittlichkeit seiner Unterthanen im Allgemeinen. Man täusche sich nicht durch eine gewisse idyllische Ansicht der Brandenburgischen Vorzeit, welcher ein gutmüthiger Sinn zuweilen auf Kosten der wahrhaftigen Geschichte Raum giebt; aber man verbanne noch weit sorgfältiger jene verhaßte Meinung von einer ganz entschiedenen Rohheit und jeglicher Bildung widerstrebender Hartnäckigkeit der Vorfahren, wie wir denn dergleichen Klagen gar oft in den Deutschen Current = Historikern gewisser Jahrzehnte vernehmen müssen. Nicht selten werden auch wohl jene Klagen mit einigem Behagen vernommen, da es der Eitelkeit zusagt, sich ohne Weiteres höher zu dünken, als eine ganze Vergangenheit, und da mit gemachter Vornehmheit herüberzulächeln, wo es an der Zeit wäre, zu denken und zu prüfen.

§. 53.

Es kann hier nicht davon die Rede sein, diese große

kannt ist, hat man diese Rechnung, so bei den Päpstlichen und Lutherischen bräuchlich ist, in reformirten Kirchen nicht in Uebung gehabt, und kömmt gar zu nahe K. Davids Exempel, da er das Volk zählen ließ, welches Gott misfiel und nicht könnte ausgesöhnet werden, als durch eine Pest, gleich wie denen bekannt, die die Schrift gelesen." — De Kurfürst setzte indessen seinen Willen durch.

historische Aufgabe erschöpfen auch nur zu wollen. Der Charakter der Brandenburger ist nicht eben leicht zu fassen, und nur durch sorgfältige Betrachtung ihrer Geschichte und der sie umgebenden Natur, so wie des Bodens, auf dem sie einherschreiten, und den sie bebauen, wird er uns nach und nach klarer werden. Ihr Körper war kraftvoll und ausdauernd, und die Nothwendigkeit des Bedürfnisses, das nur mit Mühe dem wenig ergiebigen Boden abgerungen werden mußte, hatte ihn Anstrengungen ertragen gelehrt, vor denen manche südliche Völker scheu zurückgeschreckt wären. Ihr Sinn war rein kriegerisch, und er erscheint am erfreulichsten, wenn es auf die Vertheidigung des vaterländischen Bodens ankam. An eine gewisse ehrbare Armuth gewöhnt, konnte sie der verweichlichende Trieb nach Ueberfluß nicht beschleichen, desto mehr der edlere nach Ehre und Ruhm. In ihrem Gemüth finden wir im Allgemeinen eine Entschiedenheit, die zuweilen wie Eigensinn und Starrheit aussehen kann, doch immer, selbst auf diesen Abwegen, uns mehr erfreuen wird, als Weichheit und Zerflossenheit. Man wird sich deshalb nicht zu sehr wundern dürfen, daß auch dem Hasse ihr Sinn geöffnet war, daß ihre Abneigung nicht zahm und stumm blieb, sondern sich mitunter auch Luft machte, in Zweikämpfen, oder, je nachdem die Sphäre war, in der jenes Misgefühl sich zeigte, im Ringen, Balgen, oder heftigen Reden auf der Kanzel, und bitterbösen polemischen Schriften. Aber ihre Liebe und ihre Freundschaft, ja

selbst ihre bloße wissenschaftliche Billigung war auch um desto reiner, fester und dauernder.

Indessen ist keinesweges zu leugnen, daß durch Georg Wilhelms unglückliche Regierung, oder vielmehr durch deren verderbliche Zeit manches Rauhe und Harte in dem Charakter der Brandenburger immer schroffer hervorgetreten war, und daß der Gedanke, nichts mehr verlieren zu können, ihrem Gefühl mitunter etwas bitter schneidendes gab, das nur durch glücklichere Zeiten, die erst ein weiser und milder Fürst hervorrufen mußte, gemildert werden konnte.

§. 54.

Wir haben gesehen, mit welchem offnen Gemüth und mit welcher reinen Klugheit Friedrich Wilhelm seine Brandenburger zu behandeln wußte. Er vermochte das, denn er verstand sie, wie nur ein Fürst seine Unterthanen verstehen kann. Er gab der Kraft einen edleren Spielraum in gerechten Kriegen, und leitete die Privat-Leidenschaften zu einem schöneren Eifer für das Ganze des Vaterlandes hinüber. Er führte die Unbeschäftigten und in der Unbeschäftigtheit sich selbst Verzehrenden zur regelmäßigen Arbeit und gemessenem Erwerb. Er hielt ihrem strengen Sinn die strenge Wissenschaft vor, an der sich ihre Kraft auf eine rühmliche Weise üben konnte; aber damit die Strenge nicht Härte werde, suchte er sie zu lindern durch die Beschäftigung mit den freundlichen Künsten. Vor allem aber leitete er sie zur Religion, die seines eigenen Lebens ewiger Leitstern war.

Sehr wichtig ist in dieser Hinsicht die Verordnung des Berlinischen Magistrats vom Jahr 1675, nur daß sie, wenn wir manche in derselben angeführte grobe Laster nennen hören, uns leicht irre machen kann in dem reinen Gemälde, welches wir aufgestellt. Dies wird aber wegfallen, wenn wir bedenken, daß hier größtentheils nur gewarnt wird, und vielleicht schon ein einzelner Fall jener schlimmeren Vergehungen hinreichend war, eine Verordnung für das ganze Land zu veranlassen.

Es heißt in diesem Decret, „man thue hiemit sämmtlichen Einwohnern öffentlich zu wissen, daß alle Land- und Stadtverderbliche Plagen, Strafen und Unglück, lediglich durch die wider die erste als andere Tafel, wider die heiligen 10 Gebote Gottes laufende grobe Sünden und Laster von Gottes gerechtem Zorn herkomme, u. s. w. Die Kriegsgefahr drohe nicht bloß den zeitlichen Gütern, sondern bei beharrender Verstokkung könne auch die Seligkeit selbst geraubt werden. Deshalb ermahnt der Magistrat, wie ein wahrhafter Vater, ernst und streng, einen jeden für sich und seine Kinder und Gesinde, daß er Gott über alle Dinge fürchte, liebe und vertraue, darnach sich alles Gotteslästerns, Fluchens, Schwörens, Meineides, Zauberns, Bötens (?) Hand- und Crystallensehens, Käseschreibens (?) Siebelaufens (?) enthalten solle. Niemand solle den Namen Jesus liederlich misbrauchen, vielweniger dessen Wunden und heilige Sacramente lästerlich führen.“

Die Sonn- und Feiertage sollten heilig gehalten,

und mit Anhörung göttlichen Wortes, Singen und Beten in christlicher Andacht und wahrer Demuth zugebracht werden. Jede Arbeit und öffentliche Vergnügungen an diesen Tagen wurden streng verboten, ja sogar das Spatzierenfahren als ein unzulässiges Werk anerkannt, (eine übergroße Strenge, die aber nur der hochmüthige Leichtsinn belächeln dürfte.)

§. 55.

Unerbittlich bestrafte der fromme Kurfürst jede entschiedene Vergehung gegen Religion und Sittlichkeit, und sehr zweckmäßig wandte er solche Strafgelder lediglich zur Verbesserung der Gotteshäuser an. In dem Zeitraum von 1660 bis 1670 wurde der Marienthurm, der Thurm der St. Peterskirche, die Kanzel zu St. Nicolai bloß durch solche Strafgelder erbaut, denn wohl wissend, was es heiße ein öffentliches Aergerniß geben, verzieh der sonst so milde Fürst dergleichen nie. Von dieser Seite betrachtet ist es wahrhaft interessant, daß einst ein reicher Berlinischer Nadler wegen öffentlich ausgestoßener Gotteslästerungen 200 Thaler bezahlen mußte, welche zur Pflasterung des neuen Marktes verwandt wurden, damit die frommen Kirchgänger einen bequemern Weg haben sollten.

Es ist betrübend, in den Verordnungen zuweilen auf solche Laster, wie Bigamie, Polygamie, Gotteslästerungen, Unzucht und Sodomiterei zu stoßen, allein der Historiker darf diesen Umstand leider nicht übergehen. Wie streng der Kurfürst dergleichen ahndete, zeigt sein

Dekret vom 26. Mai 1680, in welchem er jegliche „Buhlerwinkel" auszurotten befiehlt; ja eine seiner letzten und strengsten Verordnungen (vielleicht seine allerletzte) vom Jahr 1688, betrifft die „Ehebrecher, Blutschänder, und die so mehrere Weiber haben." Er verordnet mit edler Strenge, daß die Ehebrecher am Leben bestraft werden sollen, falls das Verbrechen in Verhältniß zu einem andern Eheweibe geschehen. Man erwäge, daß diese Verordnung vielleicht wenige Tage vor seinem Ende nieder geschrieben wurde, und daß der Kurfürst, der es klar sah, wie bald er vor Gott treten werde, wohl ganz besonders Recht zu haben glauben mußte, als er verfuhr wie er hier verfuhr. Schon um deswillen sollte besonders hier das weichlichere Mitleiden schweigen, das so gern als überhart tadeln möchte, was nur sehr streng war.

Eben die Härte jener Verordnungen machte Strafe nur selten nöthig, nnd der Kurfürst durfte sich selbst gestehen, daß durch ihn der gesammte Charakter der Brandenburger diejenige Richtung gewonnen, die sie erhalten mußte, wenn sie einst in Europa als eine herrschende und gesetzgebende erscheinen wollte. Durch ihn gewann jener Charakter seine bestimmte Farbe, Genauigkeit und Sicherheit, die ihn vor aller Vermischung mit etwas Fremdartigem für immer schützte.

§. 56.

Mit diesem Gefühle in der Brust konnte ihn der herannahende Tod keinesweges erschrecken, denn er ahndete, daß das was er geschaffen, Kraft und Dauerbar-

keit genug habe, um sich selbst zu erhalten, wenn ihn Gott jetzt abrufen sollte. Wir finden nicht, daß ihn in früheren Zeiten irgend eine bedeutende Krankheit jemals gehemmt habe, und so wie sein Geist reich und wirksam genug war, bei der Ausführung wohl überlegter Plane, so war auch sein Körper stark und geübt, um jegliche Beschwerlichkeiten der Friedens- und Kriegesarbeiten zu erdulden. Nur während der Pommerschen Kriege, vor allen aber durch den fast beispiellos raschen Winterfeldzug in Preußen, fing seine Gesundheit an zu leiden, und besonders verursachten ihm Gicht und Podagra oft die unsäglichsten Schmerzen, denen er aber stets mit männlicher Geduld begegnete. Seine Unterthanen zeigten die allgemeinste und innigste Theilnahme, und es ist rührend zu bemerken, wie manche derselben mit schöner, traulicher Einfalt sich an ihn wandten, um ihm guten Rath und Heilmittel für sein Uebel anzuweisen. Aber die Schmerzen wichen höchstens nur für kurze Zeit und kehrten dann oft mit erneuter Heftigkeit zurück; doch ließ er sich nie dadurch in seinen Arbeiten unterbrechen, ja wir dürfen sagen, er suchte eben jene Schmerzen durch Arbeiten zu bekämpfen. Welch eine Fülle von Gesundheit und Kraft in ihm zu zerstören war, erhellt am besten aus dem Umstande, daß die Krankheit fast zehn Jahre mit allen ihren Schmerzen auf ihn eindringen mußte, ehe sie ihn auf das Krankenlager werfen konnte.

§. 57.

Im April 1688 fing er selbst an, jede Hoffnung zur Genesung aufzugeben, und am 27. jenes Mo-

nats ließ er zu Potsdam, in Gegenwart seiner Gemahlin und des Kurprinzen, das ganze Kollegium des geheimen Staatsrathes zusammenkommen, an dessen Spitze sich der aus Frankreich vertriebene tapfere und geistreiche Herzog von Schomberg befand. Er erklärte ihnen, daß er sie bei seinem nahenden Ende noch einmal habe sehen wollen, um Abschied zu nehmen, und bat sie, bei dieser Nachricht dieselbe Fassung zu haben, mit der er sie ausspreche. Er dankte ihnen für die redlichen und treuen Dienste, die sie ihm, zum Theil schon so lange, geleistet, und legte ihnen ans Herz, seinem Sohne mit gleicher Liebe und Treue anzuhangen. Er äußerte mit besonderer Innigkeit sein Bedauern, daß die unglücklichen Zeitumstände ihn verhindert hätten, manche Lasten der Unterthanen zu erleichtern. Dann wandte er sich an den Kurprinzen, mit dem er sich schon einige Zeit vorher vollkommen ausgesöhnt hatte, segnete ihn väterlich, gab ihm manche treffliche Ermahnung, wie er die Regierung seines Landes zu leiten habe, und überreichte ihm zugleich für diesen Zweck eine schriftliche Anweisung, die er selbst für ihn mit Sorgfalt aufgesetzt hatte. Ganz besonders empfahl er ihm für die Gegenwart zwei Dinge: Mit zu wirken, daß Wilhelm III. auf den Thron von England gelange, und für die Französischen Vertriebenen, die er so freundlich in seinen Staaten aufgenommen, auch fernerhin Sorge zu tragen.

§. 58.

Nur mit der höchsten Anstrengung hatten die Umstehenden bisher gegen die Thränen der tiefsten Rührung

gekämpft; als ihn aber jetzt ein bitterer Körperschmerz in der Rede unterbrach, da vermochte niemand mehr seine Trauer zu verbergen und alles weinte und schluchzte laut. Doch mit gewohnter Fassung und sanfter Freundlichkeit deutete der Fürst ihnen an, daß er die zu tiefe Rührung scheuen müsse, da er sie noch einmal auch zu weltlichen Geschäften berufen habe. Wirklich hielt er nach einiger Erholung noch einmal mit ihnen den geheimen Staatsrath, bei dem er wie sonst mit Ruhe und Besonnenheit entschied, und entließ sie dann auf immer.

Jetzt waren alle weltlichen Geschäfte beseitigt, und er lebte nur noch für die Gesellschaft seiner Kinder, die rings um ihn her an seinem Bette knieten, und für die seiner beiden geachteten Hofprediger Johann Bergius (des Jüngeren) und Christian Cochius, mit denen er sich mit frommer hingegebener Seele von himmlischen Dingen unterhielt. Allen seinen Kindern gab er, jedem besonders, seinen väterlichen Segen mit den rührendsten Ermahnungen nnd ganz besonders empfahl er der Wittwe des Prinzen Ludwig, dem Willen ihres verewigten Vaters gemäß, bei der evangelisch-reformirten Religion zu beharren und nicht zur katholischen Religion überzugehen, wie man sie auch dazu anreizen werde. Sie versprach ihm Ausdauer, und nun war sein Gemüth vollkommen beruhigt.

Je näher er dem Tode kam, je öfter wiederholte er den Spruch: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“ und mit diesem trostreichsten aller trostreichen Worte, gab er still, gelassen und freundlich seinen großen und reinen Geist dem Himmel zurück, von dem er stammte.

Die Geistlichen, die um ihn standen, waren so tief gerührt durch diesen reinen Abschied von der Welt, daß sie wie mit Einem Munde aussprachen: „Unsre Seele sterbe den Tod dieses Gerechten," tief gefühlte Worte, die noch nach Jahrhunderten in der Seele jedes Bessern nachklingen werden.

Es war am 29. April 1688, am Sonntage Misericordias Domini, Vormittags um 9 Uhr, wo die biederen Brandenburger ihren geliebten Landesvater verloren. Er starb in einem Alter von 68 Jahren, 3 Monaten und 23 Tagen, nach einer beinahe acht und vierzigjährigen Regierung. Seine Leiche ward einbalsamirt, und am 1. Mai nach Berlin gebracht; doch ward sie erst am 12. September in der kurfürstlichen Gruft beigesetzt, damit keine Uebereilung die Feierlichkeit und Pracht stören könne, mit welcher der dankbare Sohn dieses trübe Geschäft ausführen wollte.

§. 59.

Es ist billig, hier nach der gewöhnlichen Ordnung der Historiker, noch einen Blick zu werfen auf die Familie welche der Kurfürst gehabt, und zum Theil hinterließ. Aus der ersten Ehe ward ihm Wilhelm Heinrich, geboren am 11. Mai 1648, gestorben am 20. Oktober 1649. (Es ist einer von den vielen freundlichen Zügen im Charakter des Kurfürsten, daß er an die Märkischen Landstände, welche zu Taufpathen gebeten wurden, ausdrücklich schrieb, sie sollten ihm durchaus kein Pathengeschenk bringen, ein Umstand, der 1648 gewiß bedeutend war.)

Ferner: Karl Emil, geb. am 6. Februar 1655, gest. am 27. November 1674 zu Straßburg. Ein geistreicher ritterlicher Jüngling, unvergeßlich betrauert.

Friedrich III., geb. zu Königsberg am 12. Jul. 1657. Es ist merkwürdig, daß ihm, der so wenig Aussichten zur Regierung hatte, der wackere Preußische Dichter Simon Dach dieses Loos, so wie Bödiker so gar die Königskrone prophezeihete.

Heinrich und Amalie, Zwillinge, geb. am 9. Nov. 1664, lebten nur wenige Wochen.

Ludwig, geb. am 28. Jun. 1666, Gemahl der Prinzessin Louise Charlotte Radzivil, gest. am 28. März 1687 kinderlos. Die Wittwe hairathete wider Willen Friedrichs III. den Prinzen Karl Philipp von Pfalz-Neuburg. Es ist indessen wahrscheinlich, daß sie, obwohl mit einem katholischen Prinzen vermählt, und größtentheils in dem katholischen Inspruck lebend, dennoch bei der evangelischen Religion blieb, wie sie dem sterbenden Kurfürsten versprochen.

Aus der zweiten Ehe. Philipp Wilhelm, geb. am 19. Mai 1669, gest. am 19. December 1711.

Maria Amalia, geb. am 16. November 1670. Zuerst vermählt mit Karl, Erbprinzen von Meklenburg-Güstrow. Sie ward nach 7 Monaten Wittwe und vermählte sich zum zweitenmale mit Moritz Wilhelm, Herzoge von Sachsen-Zeiz. Sie starb am 10. Nov. 1739.

Albrecht Friedrich, geb. am 14. Januar 1672, Heermeister zu Sonnenburg, vermählt mit der durch ihre Tugenden berühmten Prinzessin Maria Dorothea von Kurland. Er starb am 21. Jun. 1731.

Karl Philipp, geb. am 20. December 1672, gest. am 13. Jul. 1695. Er ist berühmt als Held und durch seine Liebe zu einer schönen Savoyischen Dame, Katharina Maria de Balbiano, verwittweten Gräfin von Salmour. Nach einigen Nachrichten ist er wirklich mit ihr vermählt gewesen, doch erkannte sie Friedrich der Dritte nicht an. Das geheimnißvolle Dunkel, welches über dieser romantischen Liebe ruht, macht sie um desto anziehender.

Elisabeth Sophie, geb. den 26. März 1674. Dreimal vermählt, starb als Wittwe am 22. Nov. 1748.

Dorothea, geb. am 27. Mai 1675, gest. 1676 am 1. September.

Christian Ludwig, geb. am 14. Mai 1677. Unvermählt gestorben am 3. September 1734.

§. 60.

Friedrich Wilhelm hinterließ folgende Länder: Die Kurmark Brandenburg, das Herzogthum Preußen, das erst durch ihn wahrhafte Wichtigkeit für das Haus Brandenburg gewonnen, da er ihm die Souverainität errungen, Hinterpommern, Lauenburg, Bütow und Draheim, Crossen und Schwiebus, das Herzogthum Magdeburg, die Hälfte der Grafschaft Mannsfeld, das Fürstenthum Halberstadt nebst Reinstein und Hohenstein, das Fürstenthum Minden, das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg. Wie viele dieser Länder waren erst durch ihn erworben worden; und nicht etwa durch eine einzige Feldschlacht, sondern durch langen mühseligen Kampf, durch weise Besonnen-

heit und unermüdliche Beharrlichkeit. Die Königskrone, die sich sein Nachfolger aufsetzte, hatte Er erworben: ein Gedanke, der sich schon damals aufdrängte, da jene noch fern schien.

So war denn die Trauer über den Verlust eines so hochverehrten Hauptes im ganzen Lande allgemein, denn man erkannte oder ahndete wenigstens, was alles man ihm verdankte. Ehre bei allen Deutschen, ja selbst bei allen Europäischen Völkern, nationelles Leben, entschiedene Richtung, stets weiter zu streben auf der vorgezeichneten Bahn: das alles war man ihm schuldig, ja, wir möchten noch hinzusetzen: die Bestimmtheit des Brandenburgischen Geistes und das unwandelbare Gemüth, das sich in den großen Tagen der Gegenwart von neuem so groß und herrlich, so tapfer und milde bewährt hat.

Er war seinem Volke Trost in trüben Zeiten, er gab ihm freudigen Muth in den Tagen der Gefahr, und fromme Bescheidenheit, wenn das Glück und der Sieg es umleuchtete. Was er war, ist er noch; denn wie könnte je untergehen was wahrhaftiges Leben hatte in sich?

Er ist uns ein reines Vorbild, zu dem wir uns gern, und stets mit neuer Liebe zurückwenden, und wenn die Zeit, in ihrer stillwirkenden Macht, jeden falschen Schimmer auslöscht, und jede Scheingröße in ihrer erborgten Gestalt offen zeigt, so bleibt sein Bild unangetastet: denn klar und redlich hat er nie sich mit dem Schein befaßt, nur stets bemüht, wahrhaftig zu sein, was heilige Pflicht gebot und er zu sein sich berufen fühlte.

Beilagen und Anmerkungen.

Beilage A.

Ueber den Zustand der Mark Brandenburg während der Regierung Georg Wilhelms finden sich die genauesten und betrübtesten Nachrichten. Obwohl er alles gethan hatte, um dem Kaiser zu gefallen, so hausten dennoch dessen Truppen auf eine durchaus feindliche Weise im Lande. Man rechnet die sämmtliche Beute, welche der einzige Wallenstein aus dem Brandenburgischen zog, auf zwanzig Millionen Goldgulden. Die siegenden Schweden verfuhren fast auf dieselbe strenge Weise, und als 1633 die Kaiserlichen, die sich nun in seltsamem Irrthum von dem Kurfürsten verletzt glaubten, unter Philipp von Mansfeld von neuem in die Mark drangen, schien das Land durchaus verloren, und es kam dahin, daß der Probst Lilien zu Berlin, am 21. November, seine Zuhörer auf das letzte Ende gefaßt machen zu müssen glaubte. Er predigte über die Worte aus dem Jeremias: „Es ist eine Zeit de Angst in Jacob, noch soll ihnen daraus geholfen werden." Er erklärte ihnen, daß bei Menschen keine Hülfe mehr zu finden sei, und daß ihre gequälten Herzen sich allein zu Gott noch richten müßten, weshalb er mit den Worten endete: „Herr komme herab, ehe denn unsere Stadt und Land stirbet." „Worauf nach geendigter Betstunde (so erzählt eine fromme Brandenburgische Chronik) einige von den Rathsdeputirten

mit den Kaiserlichen zu Hönow zu traktiren, und mit einer bewilligten Brandschatzung sie abzuweisen bemüht waren, welche aber in der That ihr Gebet erhöret gefunden, indem der Feind sich mit großer Flucht davon gemacht, und Gott sie dergestalt mit Blindheit geschlagen, daß sie die Bäume für eine Menge Schwedischer Reiter angesehen, und sich vor ihnen fürchtend, alles verlassen und davon gegangen, welches alles einig und allein zur Ehre Gottes und dieser Wunderthat, welche sich bei diesem Gebet damals zugetragen, angeführet."

Der Geschichtschreiber, obwohl dem religiösen Vertrauen des wackeren Annalisten gänzlich beistimmend, setzt nur hinzu, daß der Graf von Mansfeld aus Furcht vor dem Sächsischen Feldmarschall von Arnim seinen Rückzug nach Frankfurt beschleunigte.

Aber man fühlte sich nur auf kurze Zeit gerettet; denn da jetzt wieder die Schweden sich von dem Kurfürsten beleidigt glaubten, so fielen sie in die Mark ein (15. Okt. 1636). Zuerst erzwang der Schwedische Oberst Jenß von Hadersleff bedeutende Summen, und versprach dafür, von nun an wenigstens die Mittelmark zu schützen; doch da er abzog, erschien der Feldmarschall Hermann Wrangel fast mit dem ganzen Heere vor Berlin, und forderte denn auch für das ganze Heer, was sich nur irgend fordern ließ. Als er sich entfernt hatte, erschien der Graf Schwarzenberg (wie gewöhnlich in den ruhigeren Zeiträumen), tadelte sehr die schutzlosen Bürger und strafte sie mit rücksichtloser Härte. Der Mangel ging in völlige Hungersnoth über, dergestalt, daß selbst das Haus des Grafen in Spandow, nicht mehr mit den nöthigen Lebensmitteln versehen werden konnte. Dann folgte die Pest; und da es an Mitteln dagegen fehlte, und man überhaupt wohl mit Recht die Sterbenden nicht mehr sonderlich beklagte, so griff die Krankheit immer weiter um sich. Viele Häuser standen ganz leer, viele wurden nur von unglücklichen dürfti-

gen Wittwen bewohnt; ja es fehlte zuletzt an Menschen, um nur die wenigen Thore zu bewachen.

Am Schlusse des Jahres 1638 erschien der Graf Gallas vor Berlin, und verlangte, daselbst die Winterquartiere zu nehmen, welches ihm denn auch keinesweges gewehrt werden konnte. Im August 1639 kamen dagegen die Schweden unter Liliehöck und Debitz: und da die armen Städte nicht mehr so viel baares Geld hatten, als man forderte, so nahm man auch Geldeswerth, welches die Feinde, doch nicht auf die vortheilhafteste Weise, mit einrechneten.

Dazu kam nun noch die große Ausgabe für die Erhaltung der kurfürstlichen Truppen, die, wegen ihrer geringen Anzahl das Land nicht nur nicht vertheidigen konnten, sondern auch leider durch das Beispiel der verworrenen Zeit, zum Theil mit verwilderten, und nicht ohne Willkühr und Härte die Bürger plagten und preßten. Dieser letztere Umstand wird besonders durch einen ausführlichen Brief klar, den der Berliner Rath am 21. Julius 1640, da das Elend bis zur völligen Hülflosigkeit gestiegen war, an den Kurprinzen richtete, indem Georg Wilhelm bereits durch Krankheit verhindert wurde, die Regierungsgeschäfte zu verwalten. Dieses Schreiben enthält so viel Schreckliches, und erzählt dasselbe so ruhig, daß man auch nicht die mindeste Uebertreibung vermuthen darf. — Die beiden Städte Berlin und Kölln, so endete das Schreiben, seien durch Brand, Raub und Bedrückungen in die alleräußerste Armuth gerathen. Viele hätten geeilt, durch Wasser, Strang und Messer ihrem elenden Leben ein Ende zu machen, und der Rest sei im Begriff, mit Weib und Kind ihre Wohnungen zu verlassen und ins bitterste Elend zu gehen, u. s. w. Selbst Schwarzenberg hatte im März desselben Jahres eine ähnliche Schilderung des Jammers im Lande und in der Residenz, an den Kurfürsten ergehen lassen, und wie wehe mußte es diesem thun, keine andere Antwort geben zu können, als die trau-

tige, „man müſſe ſich zu helfen ſuchen, bis die Umſtände ſich änderten.“

Und in eine ſolche Zeit trat Friedrich Wilhelm. Kann, wenn wir ſie genau kennen, und dann erwägen, was er in ihr leiſtete, unſere Bewunderung je groß genug ſein?

Doch jene Schilderung der Zeit iſt noch nicht zu Ende, wenn wir das äußere Unglück betrachtet haben; es war auch innerer Zwieſpalt vorhanden. Schon im Jahre 1626 wagten zwei Edelleute, David von L** und Jakob von W**, in einem Schreiben an den Kurfürſten, in Beziehung auf den Rupiner Kreis, deſſen Magiſtrat ſich an ſie gewendet, zu erklären, „ſie hofften, er werde dieſen Kreis nicht länger als Schaafe ohne Hirten in der Irre laſſen.“

Dieſer ſtarke Ausdruck ging dem Kurfürſten dergeſtalt zu Herzen, daß er gleich 3 Tage nach Empfang des Schreibens (9. Mai 1626) in einem ſehr ausführlichen Briefe den beiden Rittern antwortete. In ſeinem Briefe iſt eine Miſchung von fürſtlichem Stolz und Zorn, und von dem wackern Streben ihre Vorwürfe ausführlich zu widerlegen. Zugleich zeigt ſich in dem ſehr häufigen Wiederholen jenes traurigen Wortes, „ſie wären wie Schaafe ohne Hirten,“ eine Wehmuth, die nur zu ſehr zeigt, wie tief es auf ihn gewirkt. Der Raum verbietet, das ſehr ausführliche Schreiben ganz mitzutheilen, hier mögen deshalb wenige Zeilen genügen.

„Denn was das vor eine große Auflage iſt, wenn ein Unterthan ſeinen Landesfürſten beſchuldiget (gleich wie von Euch, aber ohne Grund geſchehen), er laſſe ſeine Unterthanen unter des Feindes Gefahr gehen, gleich wie Schaafe ohne Hirten, würdet Ihr alsdann verſtanden haben, wann Ihr mit mehrerer Bedachtſamkeit das Schreiben, ſo Ihr an uns gethan, durch Eure Dorfprieſter oder Küſter hättet auffetzen laſſen, dann wir ſagen hierzu, daß uns viele zu viele daran ge-

schehen, und daß es nimmer auf uns zu bringen. Denn haben wir nicht stets von jeder Zeit, daß uns Gott zur kurfürstlichen Hoheit und Regiment erhoben, Euch und allen Ständen des Landes sehr oft und viel vortragen lassen, wie hoch und nöthig es wäre, daß man im Lande eine andere und bessere Verfassung hätte? Wer ist's aber gewesen, der es gehemmt, aufgehalten und gesperrt, u. s. w.

(Die nun folgende Rechtfertigung, die der Fürst von seinen Handlungen zu geben sucht, kann hier nicht erwartet werden; doch wird der Forscher in der Brandenburgischen Geschichte diesen Brief stets als ein höchst wichtiges Aktenstück betrachten müssen.)

Fast mit einigem Vergnügen sehen wir indeß, wie selbst in jener traurigen Zeit, der leicht fröhliche Sinn den Berlinern über manches Trübe hinüberhalf, die wenigstens die Feierstunden zu genießen wußten. Wir finden besonders eine Liebhaberei für die Schauspiele, die anfangs von dem Hofe selbst unterstützt wurde, indem man eine Schauspielergesellschaft unterhielt, deren Direktor gar ein Junker war, mit dem ausgezeichneten Namen: Hans von Stockfisch *). Als aber die Zeiten sich verschlimmerten, scheint sie aus einander gegangen zu sein, und die Berliner mußten die Lust an Comödien auf ihre eigne Hand zu befriedigen suchen. Aber der Kurfürst erfuhr es, und befahl in einem Reskript vom 24. Febr. 1623 sehr ernstlich, daß „bei den traurigen und geschwinden Zeiten, Comödien und Gaukelspiele aufhören, auch hinfort keine Musik auf den Straßen mehr erlaubt sein solle. Am wenigsten dürfe

*) M. s. Plümike's Theatergeschichte von Berlin, S. 33. Es ist recht sehr zu bedauern, daß wir bis jetzt nur so spärliche Nachrichren von diesem H. v. S. und seiner Gesellschaft, die Schwarzenberg sehr begünstigte, haben auftreiben können. Vielleicht wird indessen einem spätern Forscher noch manche Ausbeute zu Theil, die allerdings für die Culturgeschichte wichtig wäre.

fremden Gauklern nachgegeben werden, mit Trommeln und Trompeten auf den Gassen herumzulaufen, welches viel Murrens und Kurrens unter den Handwerksburschen verursache (!)"

Selbst diese strenge Verordnung scheint nicht völlige Wirkung hervorgebracht zu haben, denn schon im Jahre 1629 stoßen wir wieder auf Comödien, die der Kurfürst nun einmal durchaus nicht mehr dulden wollte, und deshalb durch zwei schriftliche Warnungen (16. Sept.) bekämpfte. Beide sind so köstliche Denkmale der alten Zeit, daß wir sie gern ganz hier mittheilten; doch der Raum verbietet uns, mehr als einige Stellen anzuführen. In dem Rescript an den Magistrat heißt es gleich zu Anfang, als sei von etwas beispiellos Schrecklichem die Rede: „Es ist nunmehr inner und außer der Stadt erschollen, und laut worden, daß ihr am 10. dieses, Comödien hinnen spielen lassen (— —) Ihr, als welchen der Jammer, die Noth, und das Elend des Landes nur überflüssig bekannt, hättet auch leichtlich schließen können, daß es gar nicht von der Zeit, sondern ein lauterer ungereimter Handel wäre, jetzo Comödien spielen zu lassen. Habt das vorige Zulassen mit nichts zu beschönigen, denn ihr werdet nichts dergleichen in keiner Historie finden, auch nicht in den Geschichten der Heiden; dessen aber sind die alten geistlichen Scribenten voll, daß wahre Christen bei solchen Zeiten aller Comödien vergessen; und damit es nicht auf eine Tragödie hinausliefe, Fast- und Bettage angestellt, Gott um Linderung der Strafen fleißig, auch mit Thränen und mit Zähren angerufen; alle Ueppigkeit, Comödienspiel und was des heillosen Werkes mehr ist, aber hat weit von ihnen sein müssen (— —) *) Wer ist denn unter Euch also lüsternen Herzens gewesen, dessen Augen sich gesehnet, oder dessen Ohren gejuckt, dergleichen hölzerne Comödie, und dazu so gar zur Unzeit anzusehn und anzuhören?

---

*) Dies Zeichen bedeutet die hier statt gefundenen Auslassungen.

Soll dann dieses der rechte Weg sein, den viel edlen, güldenen, und uns nun in die eilf Jahre versperret gehaltenen Frieden hinwieder zu erlangen? Fürwahr, wo Ihr oder Eure Schulgesellen das glaubet, betrüget Ihr Euch und sie gewaltig. (— —) Wie viel wallen jetzo frommer Christen herum, die zuvornhin genug hatten, und haben des lieben trockenen Brodtes nicht satt: wissen auch ihres Elendes und Jammers kein Ziel noch Maaße. Wer aber an dieselben gedenket, bei dem wird die Lust, den Affereien, so bei den Comödien fürlaufen, zuzusehn, gar leichtlich vergessen, es wäre denn Sache, daß er mit der That bezeigen wollte, daß bei ihm alle christliche Liebe durchaus umkommen und vertrieben worden; aber wehe dem Menschen, um welchen es also stehet!

Wollen uns dann die viele Wunderzeichen, die allein in diesem Jahre so haufenweise im Lande gesehen worden, darunter das gewißlich was sonderliches ist, daß man dasjenige Prodigium, so am 30. August, wie ein Drache gestaltet gewesen, in die 24 Meilen gesehn hat (welches wohl von keinem Wunderzeichen gehört sein wird), nicht nur so weit erweichen lassen, daß wir unser Gemüth und Herzen von solchen heillosen Dingen, die da Gnade bei Gott zu erlangen gar nicht dienen, abwenden könnten? Sehr ist zu fürchten, es werde darüber noch seltsam zugehn, u. s. w.

Nicht ganz so ausführlich; doch nicht minder charakteristisch ist das Rescript an die Schullehrer, welche die Sünde auf sich geladen. Nachdem Georg Wilhelm ihnen die Sache recht zu Gemüthe geführt, heißt es: „Und ihr, die ihr Litterati sein wollt, lasset Euch solchen Schaden Josephs ganz nichts angehn? wendet vielmehr die Gedanken auf fröhliche, aber der Zeit nach ganz unbequeme und ungeschickte Dinge, damit niemandem etwas gedienet, davon auch kein Verständiger (dieweil es mit Eurem Komödienspielen ein lauteres hölzernes Wesen ist) etwas, wann's auch gleich zu rechter Zeit geschieht, halten kann.“ (— —)

„Aus bis hieher erzähltem allen aber werdet Ihr sattsam zu befinden haben, wie ganz unrecht es gewesen, ja wie es wohl, wenn es nach der Schärfe zugehen sollte, eine Strafe verdient hätte, daß Ihr unbesonnen bei also elenden, betrübtesten Zeiten, darüber sich auch die unvernünftigen Creaturen gleichsam ängstigen, auf eine unzeitige Lust, denen schwangern Weibern gleich, euch ankommen lassen, Comödien zu spielen" u. s. w.

Seit dieser Zeit verschwinden freilich bis zum Westphälischen Frieden die Schulcomödien; nicht aber die Comödien überhaupt, wenigstens erscheinen sie wieder in dem Bericht, welchen der Kanzler von dem Borne dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, gleich beim Anfange seiner Regierung, (1641) von dem Zustande der Mark Brandenburg abstattete *). Man traut fast dem eignen Auge nicht, wenn man in jener Relation die Vergnügungslust der Einwohner mit den grellsten Farben geschildert sieht, und nicht bloß Banqueten, Turnieren, Ringrennen, Masqueraden, Ballets, goldstückenen Wämsern und Hemden, sondern auch den gefülltesten Weinschenken, Lusttrommeln, Pfeifen und Geigen, trunknen Nachtschwärmern u. s. w. begegnet. Oft seien sogar, erzählt der Kanzler, nach geendeter Predigt, in der Kirche Comödianten, Fechtmeister, Springer, Linienflieher (?), Tanzmeister, Bären- und Affenführer aufgetreten, die, dem Volke zum Kurzweil, ihre Possen sehen lassen, welchen die weisen Herren und die Geistlichkeit mit sonderbarer Ergötzlichkeit beigewohnet hätten."

*) S. Consultatio politico-theologica, Uber den gegenwertigen betrübten und kümmerlichen Zustandt der Chur und Marck Brandenburgk, durch Hans Georgen von dem Borne ꝛc. Frankfurt an der Oder 1641. in 4. 10 Bogen. Diese Schrift ist so selten geworden, daß ich sie nicht habe auftreiben können: ein Paar merkwürdige Stellen aus derselben finden sich in der historischen Schilderung vou Berlin, I. 231 ff.

Was den letztern Umstand betrifft, so ist er schlechthin unbegreiflich, wenn wir nicht annehmen, daß etwa die wild umherschweifenden Nachzügler feindlicher Truppen sich ein paar Mal jenen frevelhaften Scherz mit den heiligen Stätten gemacht haben, wobei man aber wol nicht den Zuschauern ins Herz schauen konnte, ob es sich ergötzte oder trauerte. — Auch der trefflichste Mann kann im edlen Zorne wol einmal einige übertriebene Worte hinwerfen, ohne im Mindesten das Uebertriebene zu ahnden: und so wäre denn auch der Kanzler mit seinem Bericht vollkommen gerechtfertigt.

Uebrigens bleibt, auch wenn wir einige Uebertreibung von Seiten des Briefstellers annehmen dürften, noch Seltsames und Wunderbares genug übrig. Aber wir werden die Brandenburger der damaligen Zeit keinesweges unerklärlich finden, wenn wir erwägen, daß ein Unglück, zu lange dauernd, zuletzt ermüdet, und daß der Geist, der eher alles erträgt, als jene Ermüdung, sich zuletzt gewaltsam Luft zu machen sucht, weshalb denn auch ein großer und bitterer Schmerz sehr nahe verwandt ist mit lauter flatternder Lustigkeit.

Wir haben einen Roman aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges, der in der That dem Historiker nicht unbekannt sein sollte, da er uns so recht mitten hineinführt in die unseliglustige Zeit. Ich meine den: Abenteuerlichen Simplicissimus (Mümpelgard 1666), ein Werk, das schon oftmals, und nicht ohne Frucht, empfohlen worden ist.

Beilage B.

Es scheint mir gar sehr der Mühe werth, von dieser Handschrift des Freiherrn von Blumenthal, deren Mittheilung ich der Güte eines würdigen Freundes des Vaterlandes und der vaterländischen Geschichte verdanke, hier einige nähere Nachrichten zu geben. Das Werk ist in Folio, sehr sauber geschrieben, und führt den Titel: Diarium der von Berlin aus durch Brabant und Frankreich nach Spanien gethanen Reise und selbiger Orten gehabten Expedition. In der Instruction an den Freiherrn, welche vom 19. Februar 1660 datirt ist, erhält er folgende Anweisungen: „Er soll zu Paris im Durchreisen bei dem von Brand sich angeben und von demselben vernehmen in was Terminis die Sachen am Hofe daselbst so wohl wegen des Secours vor die Schweden, als auch wegen Oranien stehen, wonach er denn seine Negotiation zu richten haben wird.

Er sollte dem Könige zu dem getroffenen Frieden mit Spanien und zu der bevorstehenden Verbindung mit der Infantin Maria Theresia Glück wünschen, vor allen aber den Cardinal Mazarin, der bekanntlich damals Frankreich beherrschte, für die Sache des Kurfürsten zu gewinnen suchen. Er sollte ihm vortragen, der Kurfürst hoffe, daß nur die Berichte der Schweden ihn bewogen haben, denselben wie bisher so stattliche Hülfe zu leisten, denn, nur unterstützt von Frankreich, wagten sie es, ihm und seinen Alliirten den oft gewünschten Frieden zu versagen. Er möge deshalb den Schweden ferner kein Geld noch Volk zusenden, und den französischen Gesandten schärfern Befehl zukommen lassen, das Interesse Bran-

denburgs besser als bisher in Acht zu nehmen. Hierauf werde der Cardinal wahrscheinlich dreierlei Klage führen. 1) Der Kurfürst sei wider Einrathen des Königs in diesen Krieg gegangen, da doch der König sich erboten, ihm wider die Schweden zu garantiren. 2) Daß er sich mit dem Hause Oestreich verbunden und also von Frankreich getrennt habe, 3) daß er auch endlich in Pommern eingedrungen sei, und dadurch das Friedensinstrument verletzt habe.

Auf den ersten Punkt solle er antworten, er habe jegliches Mittel versucht, mit den Schweden in Frieden zu verharren; doch wegen des damaligen glücklichen Zustandes derselben ihn nimmer erlangen können. Die Garantie sei ihm nur einmal (durch Mr. Blondel) vorgeschlagen, da er aber etwas Schriftliches begehrt, sei es ganz und gar abgeschlagen worden. Was den zweiten Punkt betreffe, so sei die Verbindung mit dem Hause Oestreich nicht offensiv sondern defensiv, und da ja jetzt ohnehin der Frieden mit Spanien geschlossen sei, so werde solche Verbindung jetzt keinen Anstoß mehr geben. Wie denn auch der Cardinal versichert sein könne, daß dieselbe ohne Präjudiz der Krone Frankreich eingerichtet worden sei. In Hinsicht des dritten Punkts: Er wünsche nichts sehnlicher, als Frieden, worin auch die ganze Wohlfahrt seines Staates bestehe, darum habe er auch ungern die Pommersche Expedition unternommen. Weil aber die Schweden von dort aus die Krone Polen und Dännemark so oft beunruhigt und diese endlich auf solche Unternehmung so hart bestanden, so sei es nicht in seinem Vermögen gewesen solche zu hindern. Sobald aber nur die Schweden sich zu einigem billigen Frieden verständen, so sei diesem Werke leicht wieder zu helfen.

Der Freiherr sollte sich nicht lange am französischen Hofe aufhalten, sondern sogleich nach erhaltener Antwort vom Cardinal (denn Ludwig selbst war damals noch ohne eigenen Willen) nach Spanien eilen, um dort noch bedeutender für den Kurfürsten zu wirken. Auch hier sollte er zu den geschlossenen

Frieden Glück wünschen und für den Kurfürsten als Bundesgenossen des Kaisers um Subsidien bitten, wobei er bemerklich machen sollte, daß ihm von Frankreich sehr große Geldsummen geboten seien, wenn er der Verbindung mit Oestreich entsagen wolle, welches er aber nimmer gethan. Selbst in dem Falle, daß der Friede bald zu Stande komme, solle er dennoch auf diese Geldhülfe bestehen, indem der Fürst genöthigt sei, wegen seiner Nachbaren hinfort eine ziemliche Anzahl Völker zu unterhalten, welche Kosten seine sehr erschöpften Lande nicht erschwingen könnten.

Er bitte ferner, daß ihm verstattet sein möge, in den Niederlanden zu werben.

Sollte vor Ankunft des Freiherrn am Spanischen Hofe die Festung Jülich noch nicht an den Herzog von Neuburg übergeben worden sein, so solle er dieses durch alle mögliche Mittel zu hindern suchen, und dabei das Versprechen, welches die Spanischen Minister, vornemlich der Graf Pignoranda noch neulich zu Frankfurt gegeben, daß diese Stadt an Brandenburg zu überliefern sei, in Erinnerung bringen. Wäre aber jene Ueberlieferung an Neuburg schon geschehen, so solle er sich darüber beklagen, und bitten, daß man am Oestreichschen Hofe sich desto eifriger für ihn verwende, da sein Recht auf jene Lande unstreitig und sonnenklar sei.

Auch die Titulatur, welche damals als etwas Höchstwichtiges anerkannt wurde, sollte hier zur Sprache kommen, da man bisher mit Spanien noch keine Uebereinkunft deshalb getroffen hatte. Es war seit langer Zeit Sitte gewesen, den Königen das Prädikat regia Dignitas zu geben, welches man aber nunmehr gesteigert und in regia Majestas verwandelt hatte; dafür schrieben jetzt die Könige an einen Kurfürsten: Serenissimus, und im Context Serenitas electoralis oder aufs wenigste Celsitudo electoralis, und zugleich eine „Courtoisie." Da man nun noch nicht wußte, wie es der Spanische Hof zu halten gedenke, so waren dem Freiherrn zwei Abschriften der

Briefe mitgegeben worden, wovon eine die dignitas, die andere aber die majestas enthielt, je nachdem man den Titel des Kurfürsten einrichten würde. Zur Beglaubigung, daß andere Könige sich bereits zu der Serenitas electoralis verstanden, waren ihm einige Briefe, die diesen Titel enthielten, zum Vorzeigen anvertraut worden.

Ein Nebengrund der Gesandschaft war auch noch die Rechtfertigung des Kurfürsten wegen seines Verhältnisses zu dem Marquis Spinola, der ihn durch falsche Briefe hintergangen hatte. Dieser sollte sämmtliche Papiere wieder herausgeben. Da aber diese Angelegenheit nicht bedeutend in das Leben Friedrich Wilhelms eingreift, der überhaupt wol keiner Rechtfertiguug bedurfte, so möge dieser Umstand nur kurz berührt werden.

„Von allem, so heißt es am Schlusse dieser Instruction, was auf dieser Reise vorgehet, solle er (der Freiherr) nicht allein bei allen Posten Uns umständliche Relation abstatten, zu welchem Ende er dann in allen Hauptstädten, da er durchreiset, gute Addresse und Anstellung zu machen hat, sondern er soll auch ein exactes Diarium halten und uns solches bei seiner Wiederkunft alsofort überantworten. Und Wir wünschen ihm eine glückselige Reise, und bleiben ihm mit Gnaden wohl beigethan." Signatum Cöln an der Spree, den 19. Februar 1660.

Herr von B. folgte mit besonderem Eifer und rühmlicher Genauigkeit dem Auftrage seines Fürsten, und reiste über Cleve und Brüssel, wo er die Nebenaufträge besorgte, die wir hier übergehen, nach Paris, wo er sich aber gleichfalls nicht lange aufhalten konnte, da sich der königliche Hof nach Bayonne begeben, um sich mit dem Spanischen zu vereinigen. In Pau besuchte er den Marschall de Grammont, Gouverneur der Bearnischen Provinz. Dieser fing anfangs unterschiedliche verdrießliche Discourse über das bisherige verdrießliche Verhältniß zu Frankreich an, die aber von dem Freiherrn mit Kraft zurückgewiesen wurden. Bald darauf kam der Marschall d'Albert,

welcher durch Lösung zweier Kanonen empfangen und nebst Grammonts Schwiegersohn, dem Prinzen de Monaco (sonst Duc de Valentinois) und dem Freiherrn, bei dem Gouverneur speiste. Gewohnt an den seit dem Westphälischen Frieden begonnenen Uebermuth der Franzosen, findet es der Brandenburgische Abgesandte bemerkenswerth, daß Grammont jene Prinzen, als sie bei Tische die Gesundheit des Kurfürsten mit bedecktem Haupte trinken wollten, schnell ermahnte, den Hut abzuziehen. — Der Freiherr besah die berühmte Fasaneninsel und giebt eine sehr genaue Beschreibung von derselben. Sie liegt in dem Flusse Bidassao, der Frankreich und Spanien scheidet, unfern vom Pyrenäischen Gebirge, ist ungefähr 200 Schritte lang und 30 breit, und sowohl wegen des darin geschlossenen Spanisch-Französischen Friedens und der Heirath, als auch wegen des Umstandes merkwürdig, daß Karl V. Franz I. zu einem Duell dort hinberufen. Das Haus, in welchem jetzt die Zusammenkunft der beiden Könige sein sollte, war nur von Holz und hatte von Französischer und Spanischer Seite eine Brücke, an jeglicher Seite 5 Thüren, und der Saal war in der Mitte getheilt und halb französisch, halb spanisch.

Am 21. April langte endlich der Cardinal Mazarin nebst dem König und der Königin unter ungeheurem Pompe in Bayonne an. Der König, violbraun gekleidet, besuchte an diesem und dem folgenden Tage zu Fuße den Cardinal, der in der That unendlich mehr König war als er. Am 23. erhielt Herr v. B. bei Mazarin Audienz; er fand ihn nicht bloß unpäßlich, sondern bettlägerig, doch nicht unaufgelegt zu Geschäften. Er überreichte den Brief des Kurfürsten, und hielt dann eine treffliche Rede an ihn, in der er ihm die ganze Lage der preußisch-schwedischen Angelegenheiten auseinandersetzte, worauf denn der Cardinal alles Punkt für Punkt folgendergestalt beantwortete:

— „S. Kurfürstl. Durchl. erfreue sich mit der ganzen Christenheit nicht unbillig, daß die beiden mächtigen Könige

durch

durch göttliches Eingeben endlich zu dem Gedanken geschritten wären, ihren Unterthanen und Landen Frieden und Ruhe zu schaffen, bedankte sich daneben, daß Kurfürstl. Durchl. ihm, als der Profession mache, Ihr Diener zu sein, die Ehre und das Glück, die beiden Könige mit einander zu vergleichen, nicht allein gönnten, sondern Dero Affektion durch ein so höfliches Schreibeu hätten versichern wollen. Was die bisherige Assistenz, so man Schweden geleistet, anlange, so sei sein König hiezu, als ein Alliirter selbiger Krone verbunden gewesen, um sie aus der äußersten Noth uud totalem Ruin, in welche sie durch die Kurfürstlichen Waffen hätte können gesetzt werden, zu retten. Es sei zwar an dem, daß man alle Zeit den Kurfürsten an diesem Orte hätte gesucht verdächtig zu machen, und den König zu überreden, Kurfürstl. Durchl. suche nichts weniger als Frieden; ja Sie hielten continue inständig am Kaiserlichen Hofe um Fortsetzung des Krieges in Pommern an; bei Holland aber, Ihr zur Possession gedachten Landes, aus welcher Kurfürstl. Durchl. mit Unbilligkeit gesetzt wären, zu verhelfen. Er bezeuge aber mit Gott, daß er diesen und dergleichen Dingen niemals Glauben beigemessen; verspüre auch das Gegenspiel aus diesem, daß Kurfürstl. Durchl. vor weniger Zeit nochmals Dero Begierde zum Frieden diesem Hofe zu erkennen gegeben, ja auch allerdings zur Restitution derer in Pommern den Schweden abgenommenen Plätze sich erkläret hätte. Weil er nun durch dergleichen Contestationes Sr. Kurfürstl. Durchl. guter Intention sich sattsam versichert hielte, so schwöre er hiermit auf seine Ehre und Reputation, daß er sein Haupt nicht eher sanfte legen wolle, als bis er S. Kurfürstl. Durchl. aus diesem Kriege mit Avantage, Ehre und Reputation geholfen. So solle auch hiemit alles Unglück, so Deutschland zu befahren gehabt, abgewendet werden, denn er wolle nunmehr auf Mittel bedacht sein, das Römische Reich vor fernerer Unruhe zu präserviren; bitte aber, S. Kurfürstl. Durchl. möge desgleichen thun, und auf Stif-

tung des Friedens und der Einigkeit gedenken, verspreche auch dem Kurfürsten auf seine Parole, daß inmittelst den Schweden weder mit Volk noch Geld solle assistirt werden: und dafern die Schweden sich im geringsten merken ließen, daß sie den Frieden zu trainiren suchten, würde man hier auf Mittel bedacht sein, sie dazu zu obligiren. So habe auch allbereit der König seinem zu Oliva, auch andern hin und wieder residirenden Gesandten Ordre gegeben, des Kurfürsten Interesse so viel möglich in allem zu befördern, dessen Effekt S. Kurfürstl. Durchl. in kurzem verspüren würden.

In Hinsicht der Oranischen Sache erklärte der Cardinal, daß sein Herr der König, in Erwägung der Gewogenheit, so dieses fürstliche Haus jederzeit der Krone Frankreich zugetragen, sehr undankbar sein würde, wenn er in der Intention, Oranien mit seinem Volk besetzt hätte, es zu behalten; zumal da der König den Prinzen von Herzen liebe. Sondern es solle vielmehr inskünftige selbiges Fürstenthum mit allen Zöllen, Gerichten und andern Pertinentien restituirt werden, und dieses, so wahr Gott und sein Wort wäre.

Am Schlusse der Rede setzte er noch hinzu, es möge S. Kurfürstl. Durchl. vielleicht misfallen haben, daß Frankreich jezuweilen gedräuet hätte, allein alles dieses habe man thun müssen, nur um Schweden von dem Untergange, welcher ihm von den Kurfürstlichen und Kaiserlichen Waffen wäre gedräuet worden, zu erretten: allein dieses alles werde man inskünftige können überhoben sein, weil der Kurfürst nunmehr seine völlige Intention, den Frieden zu befördern, eröffnet habe.

Die Audienz hatte anderthalb Stunden gedauert, und endete mit einer Einladung zum Mittagsmahl, nach welchem der Freiherr sogleich den Staatssecretair de Brienne bat, ihm nun auch zum Könige Zutritt zu verschaffen. Den konnte man damals immer nur erst dann erhalten, wenn man bereits den Cardinal gesprochen. Der Letztere ging in seiner Höflichkeit so weit, dem Kurfürstl. Abgesandten sein Haus, Wagen und

Pferde zu seinem Gebrauch anzubieten, welches dieser aber ablehnte.

Schon am folgenden Tage war die Audienz bei dem Könige. Dieser saß à la ruelle du lit auf einem niedrigen Stuhle, war ganz in violett gekleidet und hatte sich, des größern Eindrucks wegen mit einigen Herzögen und zweihundert Hofcavaliers umgeben. Herr v. B. überreichte das Schreiben des Kurfürsten, und nachdem der König ihm angedeutet hatte, näher hinzu zu treten, und ihm in's Ohr zu reden, so hielt jener an ihn eine ziemlich lange und wohl gesetzte Rede, deren Inhalt aus dem Obengesagten leicht abzusehen ist. Allein die Bemühung hatte keine sonderliche Frucht, denn Ludwig war damals noch zu sehr ohne eigene Kraft, um etwas Selbstständiges zu antworten. Nachdem er das Haupt in etwas entblößet, erwiderte er: „Der Baron werde sonder Zweifel über alle diese Sachen bereits den Herrn Cardinal entretenirt haben, und so wolle er sich dann einzig und allein auf dessen ihm darauf gegebene Antwort bezogen haben.“ Dann fragte er, wie lange er schon von Berlin abwesend sei, wie sich damals der Kurfürst und die Kurfürstin befunden habe, und ließ ihn endlich in seinem Staatswagen nach Hause fahren.

Nachdem diese Angelegenheit beendigt worden war, begab sich der Freiherr nach Fuentarabia, wo er am 29. Audienz bei dem ersten Minister Don Louis de Haro erhielt. Dieser empfing ihn mitten im Gemach mit ganz entblößtem Haupte, ließ ihm einen Stuhl setzen und sich bedecken. Dann kam nach schöner alter Weise der Dollmetscher, der sich zwischen Don Louis und ihm auf die Knie setzte, so daß in der That diese Audienz Aehnlichkeit mit der der Russen in Japan gehabt zu haben scheint. Der Brief des Kurfürsten an den Grafen war in lateinischer Sprache abgefaßt, ob aber auch die Rede, die jetzt der Freiherr an ihn hielt, ist nicht ausdrücklich bemerkt worden. In dieser Rede schildert der Kur-

fürstliche Gesandte die großen Dienste, welche sein Herr dem Hause Oestreich und mithin der Krone Spanien geleistet, wie aber dadurch die Kräfte des Landes erschöpft worden, und er deshalb sowohl um Subsidien als um die Erlaubniß ersuchen müsse, in den Niederlanden zu werben. Zugleich bezeigte er sein Befremden, daß die Festung Jülich dem Herzoge von Neuburg eingeräumt worden sei, der doch sein Interesse so ganz von dem des Hauses Oestreich getrennt habe. Der Graf antwortete hierauf nur in allgemeinen Versicherungen, daß er selbst die Gewogenheit, und sein König die Freundschaft des Kurfürsten wohl zu schätzen wisse, weshalb auch Spanien denselben nie verlassen werde.

Und obwohl der bevorstehende Krieg mit Portugal und England große Kosten erfordere, so wolle man den Kurfürsten demungeachtet dergestalt unterstützen, daß er zufrieden sein könne. Wegen Jülich erklärte er sich nicht sonderlich befriedigend. Es habe dem Herzoge von Neuburg eingeräumt werden müssen, weil man den Prinzen von Condé nicht hätte verlassen wollen, da sich aber jener Herzog nunmehr ganz an Frankreich gehängt habe, so könne man um so leichter inskünftige eine Aenderung treffen. — Einige Tage darauf ersuchte Don Louis den Herrn v. B. alles was er seinem Könige zu sagen habe, schriftlich aufzusetzen, indem mündliche Conferenzen nicht gebräuchlich seien; doch wünsche er, dieses Memorial, ehe es übergeben würde, zu sehen, um etwa einige Abänderungen zu treffen, wenn sie nöthig sein sollten. Es geschah; doch wurde nichts daran verändert.

Endlich erhielt er in St. Sebastian die gewünschte Audienz durch den Minister Don Fernando Contrera. Diesem eröffnete er zuvörderst, daß, da jetzt alle christliche Könige an die Kurfürsten den Titel Serenitas Electoralis im Context und eine Courtoisie schrieben, wofür diese die Majestas zurückgäben, so hoffe er, Spanien werde ein Gleiches thun. Als er nun zur Bekräftigung jener Behauptung einige Schreiben von an-

dern Königen vorzeigen wollte, so erwiederte Fernando Contrera: „andre Könige könnten thun was sie wollten, allein Spanien werde beim alten und gewöhnlichen Style verbleiben," worauf der Freiherr entgegnete, es werde also auch seinem gnädigsten Herrn nicht verdacht werden, wenn er beim gewöhnlichen Styl verbliebe, und dem Könige keinen andern Titel als regia dignitas geben dürfe.

Auf des Barons langen trefflichen Vortrag in lateinischer Sprache erwiederte der König nichts weiter, als „er bedanke sich bei dem Kurfürsten für die Abschickung des Gesandten und den Glückwunsch, er wolle im Uebrigen die übergebenen Punkte in Deliberation ziehen, und den Freiherrn in Kurzem mit einer gewierigen Antwort versehen.

Allein dies „in Kurzem" wurde ziemlich lang. Der Staatssecretair de Contrera schien eben kein Mann von schnellem Entschlusse, und der Herzog von Terra Nuova in gespanntem Verhältniß mit Don Luys zu sein. Endlich nach langem Harren kam die Antwort an den Baron: Man erkenne die Hülfsleistung des Kurfürsten und man wolle ihm deshalb jährlich mit hunderttausend Thalern beistehen. Man verstatte die Werbung in Flandern und Brabant (2000 Mann Fußvolk), man wolle sich wegen Jülich für den Kurfürsten bemühen u. s. w.

Am 22. Mai hatte der Freiherr eine zweite Audienz bei dem Könige, welcher sich dahin äußerte, er hoffe bei jetzigen Conjunkturen für den Kurfürsten genug gethan zu haben. Dieser möge nur stets das Interesse des Hauses Oestreich sich empfohlen sein lassen, und versichert bleiben, daß Spanien ihn niemals verlassen werde.

Uebrigens ward dem Freiherrn das höchst merkwürdige Geständniß abgelegt, daß man jetzt am Spanischen Hofe keinen habe, der die Briefe des Kurfürsten in lateinischer Sprache beantworten könne, und da man sie deshalb erst nach Madrid senden müsse, so bitte man den Verzug nicht übel zu nehmen. Die Minister selbst beantworteten die Briefe des Kurfürsten

in Spanischer Sprache. Es ist nichts Merkwürdiges darin und selbst die zärtliche Unterschrift „Ew. Kurfürstl. Durchl. küsset die Hände Dero affectionirter Diener“ möchte kaum des Anführens werth sein.

Wichtiger sind die Antwortschreiben Ludwigs und Mazarins, zwar gleichfalls nicht eben ihres Inhalts wegen, sondern überhaupt um der Männer willen, die sie verfaßten, und des Verhältnisses zwischen Frankreich und Brandenburg, welches darin angedeutet wird. Es scheint deshalb nicht unzweckmäßig sie hier mitzutheilen, da sie nie gedruckt worden.

Ludwig schrieb also:

Mon Frère. Comme j'ay tousjours eu en singuliere recommendation vos interests et ceux de Vostre Maison Electorale, et qu'à l'exemple du feu Roy mon tres honoré Seigneur et Pere et de mon ayeul Henry le Grand de glorieuse memoire, que les ont tousjours embrassez et puissament soustenuz, Je crois n'avoir rien abmis pour Vous donner en toutes rencontres des effects de ma bienveillance Royale. Je puis dire mesme de n'en avoir jamais abandonné le dessein, quelques engagements contraires à ceux de vos Predecesseurs, que la conjuncture des temps et des affaires Vous ayt obligé de prendre. Et comme j'ay creu qu'ils n'avoient point apporté d'alteration aux sentiments d'amitié, que je me suis promits de Vous, Je n'ay peu recevoir qu'avec beaucoup de satisfaction les asseurances, que Vous m'en avez renouvellées par vostre lettre du XXI. du mois de fevrier dernier, et par l'Envoy du Sr. Christophle Caspar Baron de Blumenthal, V. Cons. et Chambellan, sur l'occasion de mon Mariage avec la Serenissime Infante d'Espagne, ma cousine et de la paix conclue entre nos deux Couronnes. J'ay aussi esté bien aise, d'entandre ce qu'il a eu à me communiquer de vos affaires et de vos intentions. Je luy ay fait confidement parler des miennes a Vre esgard par mon Cousin le Cardinal Mazariny, dont par le rapport, que je veux croire qu'il Vous fera sincere et fidelle,

Vous reconnoistrez qu'il ne tiendra qu'à Vous, que Vous ne jouissiez bientost d'un repos très-asseuré, (qui est ce que Vous avez tousjours protesté estre le seul object de vos actions) et que je ne continue à Vous donner avec joye des preuves reelles de l'estime que je faits de vostre merite et de ma constante amitié. Priant Dieu cepandant qu'il Vous ayt, Mon Frere, en sa Ste et digne garde.

Escrit à St. Jean de Luz, le 26me de May 1660.

Vre bon frere

Louis.

Der Cardinal ließ sich folgendergestalt vernehmen:

Monsieur,

Le Sr. Baron de Blumenthal, consr. d'estat de V. A. El., m'a rendu la lettre, dont Elle a voulu me favoriser. V. A. El. a grande raison de juger, que durant le temps, que mes conseils auront quelque lieu aupres du Roy par la bonté de sa Majesté, les anciennes maximes de cette couronne à l'esgard de ses alliés ne seront point changées. J'en ay donné assez de preuves evidentes par de confederations si utiles pour le bien public et pour le repos de l'Allemagne, que sa Majesté a faites ou renouvellées avec touts les Prince et Estats de l'Empire, qui se sont trouvés en estat et en volonté d'entrer dans une plus estroite alliance avec sa dite Majesté, outre la generale stipulée à Monster entre touts les Contractans. Je veux esperer aussy, que V. A, E. ne changeant point les anciennes maximes de sa Serenissime et Electorale Maison, apresque la paix, qui est sur le point d'estre conclue en Prusse, l'aura dégagé des unions nouvelles, que la conjuncture des temps et des affaires l'avoit obligé de prendre, toutes choses reprendront leur ancien et premier train de part et d'autre entre le Roy et V. A. E. et je luy advoue, que je seray ravy en mon particulier, de voir qu'alors rien ne m'empesche de donner à V. A. E. toutes les marques d'une singuliere estime de sa personne, et d'une très sincere affection autant qu'il

sera en mon pouvoir, et quand mesme on seroit assez malheureux pour que la colere du ciel sur la Chrestienté ne fust pas encore entierement appaisée, et que les soins que le Roy prend en touts endroits pour procurer à l'Empire et au Nort le mesme repos que sa Majesté a donné a ses sujects, je veux croire que les considerations, qui ont jetté V. A. E. (peut-estre malgré elle) dans les engagemens, que j'ay dits, ayant cessé par la mort du Prince, de qui elle avoit pu craindre quelque ressentiment des choses passées, V. A. E. ayant recognu d'ailleurs par la conduite de tous les Ministres du Roy avec quel desinteressement et quelle passion et sincérité le Roy desire le repot, la seureté et l'advantage de Touts les Princes et Estats de l'Empire et nommement de V. A. E., elle se mettra en estat de concourir avec sa Majesté et ses alliez à de si bons desseins, et me donnera lieu, de luy temoigner par les effects, combien veritablement je suis

Monsieur

De

V. A. E.

Tres humble et tres affectioné

Serviteur

Le Card. Mazariny.

Je prie V. A. E. d'excuser, si mon seing est si mal fait, car une fluxion, que j'ay sur la main droite, m'a empesché de le mieux faire.

A St. Jean de Luz, le 23. May 1660.

Beilage C.

Zur Schilderung der sittlichen Strenge der ersten Gemahlin des Kurfürsten, gehört folgende merkwürdige Anekdote, welche sich findet in dem seltenen Buche: „Apophthegmata oder CCLXXIV. Scharfsinnige Verstands-Reden von M. H. H. C." Dresden 1705. 8. S. 229. XIII.

Von der Ungnad des Ober-Ministers und Günstlings am Chur-Brandenburgischen Hofe, des Herrn von *** unter Jhro Kurfl. Durchl. Friedrich Wilhelm.

Dieser Minister war so hoch gestiegen, daß er Jhro Kurfürstl. Durchl. durfte auf die Achsel klopfen, und von diesem großen Helden-Fürsten für einen Vater gehalten ward. Wenn hocherwähnte Kurfürstl. Durchl. ein Kleid von vierhundert Reichsthalern angezogen, so mußte dieser Minister den folgenden Tag eins haben für fünfhundert. Aber wann das Glück durch die Laster gegründet wird, so wird es bald baufällig. Dieses geschahe auch diesem Minister, welcher seine meisten Güther und Herrschafften durch das Sauffen prosperiret hatte: dann der vorhergehende Churfürst ware ein sonderlicher Liebhaber des Trunks, und dieser Herre von ** konnte 18 Maaß Wein in einer Mahlzeit credenzen; Ja, ein gantz Maaß Wein in einem Zug und gleichsam ohne Athem-Schöpfung verschlingen. Als nun der Churfürst Friedrich Wilhelm, hochlöblichen Gedächtniß, mäßiger lebte, welches diesem Minister mißfiele, sagte er einmal bei der Tafel: „Gnädigster Herr! ich weiß nicht wie Sie leben! Bey ihrem Herren Vater ginge es viel lustiger her; da hat man tapffer herum getrunken, und da ware dann und wann ein Schloß oder Dorff mit Trinken zu

gewinnen, und ich weiß mich noch wohl der Zeit zu erinnern, in welcher ich achtzehn Maaß Wein bei einer Mahlzeit habe getrunken." Die Churfürstin, eine gebohrne Prinzessin von Oranien und ein Spiegel aller Tugenden, nahme die Rede wohl in Obacht und sagte: „Man hat schön gewirthschafftet, so viel Schlösser und Güther für das leidige und liederliche Saufen zu verschenken." Diesem Fehler kam noch bey, daß dieser Minister den Churfürsten wollte persuadiren, nicht Dero Hochfürstlichen Ehe-Gemahlin allein beizuwohnen, sondern auf die Galanterie sich zu verlegen, um nicht so viel rechtmäßige Prinzen und Erben zu haben, welche seiner Aussage nach, nicht alle mit Fürstenthümern könnten versehen werden, sondern zum Theil arme Prinzen werden müsten. Allhie ward das Sprichwort bald wahr: Malum Consilium, consultatori pessimum. Ein böser Rath trifft am ersten auf seinen Urheber. Dann die Churfürstin ruhete nicht, bis dieser Minister von dem höchsten Ehren-Amt des Hoffs in einem Augenblick, und mit der größten Beschimpfung, in der Kirche, in Gegenwart einer großen Menge, gestürzt, und zum Bauren-Stand versenkt ward. Nachdem ist er auf dem Land ganz Sinn- und Trostloß gestorben. Niemand hat ihn beklagt; dieweil er getrachtet hatte, seinen Landes-Fürsten in ein gottloß, ärgerlich und liederlich Leben zu bringen."

Es ist der Betrachtung werth, daß eben dieser Minister (der am 1. Febr. 1652 starb) auch an Schwarzenberg einen Nebenbuhler hatte, der, sonst so übermächtig, ihn doch nicht stürzen konnte. Beide, ähnlich wirkend, nur auf unähnlichem Wege, vermochten nicht, einander bedeutend zu schaden. Ihr Sturz war dem Entgegenwirken männlicher und weiblicher Tugend aufbehalten.

Beilage D.

Samuel Pomarius, eigentlich Baumgarten, ein Schlesier, geboren am 26. April 1624, war durch des berüchtigten Probstes Fromme Fürsprache nach Berlin gerufen, zog sich aber gar bald dessen Haß zu, so daß er ihn auch in Briefen und Berichten an den Kurfürsten einen „teuflischen Verdammer und zanksüchtigen Anathematisten" nennt. Da es an den Tag kam, daß P. 1658 zu Wittenberg pro Gradu disputirt, und die Schrift des Hofpredigers Bergius „vom Willen Gottes" zu widerlegen gesucht hatte, so fiel er auch hiedurch dergestalt in die Ungnade des Kurfürsten, daß derselbe ihn aus allen seinen Landen entfernt wünschte, und ihm einen bald darauf erhaltenen Ruf nach Salzwedel, anzunehmen verbot. Er wendete sich deshalb in einem ungemein weitläufigen Schreiben an den Fürsten, um dessen Gunst wieder zu erhalten. Hier erzählt er seine ganze Lebensgeschichte, und versäumt nichts, um sich wie er leibt und lebt, darzustellen, er versichert, daß er sowohl in der Kirche, als zu Hause fleißig bete, „der große Friedensgott wolle die Herzen aller christlichen Potentaten zum christlichen Frieden, Einigkeit und Vergnüglichkeit lenken, alle Feinde Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht eherst mit Ihr zufrieden machen, ferner dem Christenblutvergießen steuern und wehren, unsern Gränzen noch weiter Frieden schaffen und erhalten, auch bei obhanden schwebender großen Kriegesgefahr um Kurfürstliche Durchlaucht und die ganze Armee eine feurige Mauer- und Wagenburg sein, u. s. w., citirt mehrere alte Schriftsteller in lateinischer Sprache, und endigt mit der naiven Bitte, „nicht bloß die wider ihn gefaßte Ungnade hinsin-

ken zu lassen, sondern ihn auch durch ein gewisses äußerliches Gnadenzeichen von Kurfürstlicher Hulde zu versichern."

Die Antwort des Kurfürsten ist wegen ihres Tones so merkwürdig, daß wir wenigstens ihren Anfang hier mittheilen wollen. Die bei aller Strenge doch gutmüthige Ironie, durch welche er sich gleichsam für die Mühe, ein so weitläufiges Schreiben zu lesen, erholen will, findet sich nicht selten in seinen Rescripten, die er oft von Wort zu Wort selbst diktirte.

„Würdiger, Wohlgelahrter, Lieber, Besonderer. Wir haben euren Bericht vom 10. Januarii dieses Jahres (darinnen ihr euch über einige Angeber beklaget, euren Wandel erzehlet, die eurige gedruckte und gehaltene Predigten und Disputationes entschuldiget; daß ihr nachher unserer Alten Stadt Salzwedel vom Rath daselbsten, zum Superintendenten vociret worden, notificiret, auch bittet, euch ferner zu schützen, und damit ihr desto freudiger sein möchtet und bliebet, durch ein äußerliches Gnadenzeichen euch Unser Hulde zu versichern) Uns der Länge nach vorlesen lassen.

Und wissen darnechst nicht, wozu sonderlich diene, daß wir eben erfahren müssen, daß ihr ein Schlesier seyd, die Schule zu Breslau frequentiret, vom Rathe daselbst ein siebenjähriges Stipendium gehabt, auf unserer Universität in annis 1643 und 1644 studiret, Uns zu Nachts eine Musik bringen lassen, zu Wittenberg unter 20 Candidaten primum locum gehabt, auch endlich Adjunctus Philos. worden. In anno 1653 zugleich drey Vocationes bekommen, in des Herzogen George Rudolfs zu Ligniz-Brieg Capelle zu unterschiedenen mahlen gepredigt, und bei Sr. Lbd. zur Tafel gezogen. Unser Inspektor und Burgermeister allhier euch gerathen pro gradu zu disputiren, und daß ihr wohl gewohnt, etwas typis publicis heraus zu geben, und was des unnöthigen Dings mehr ist, welches mehr zu einem vanitätischen Ruhm als zu euerer Entschuldigung gereichen kann. Wir wollen auch lieber diese

Narration glauben; als weitläufige Inquisition darüber anstellen lassen, ob solche gegründet oder nicht" u. s. w.

Er geht dann sehr ernstlich das ganze Schreiben des Pomarius durch, sucht ihm zu beweisen, daß er einen wahrhaften animum injuriandi gehabt habe, sucht ihm begreiflich zu machen, warum er vom Amte entfernt worden sei, und endigt damit, daß die erhaltene Vocation nach Salzwedel ungültig sei, indem er ihn schlechterdings nicht in seinen Landen als Prediger wissen wolle.

Pomarius hatte sich dennoch nach Salzwedel begeben, und abermals ein Schreiben an den Kurfürsten erlassen, worin er ihn um Aenderung jenes ersten Rescripts bat, wobei er sich am Schlusse der Worte bediente: Dabit Deus his quoque finem. Es ward ihm aber gleich darauf bekannt gemacht, daß sein weiteres Suppliciren thöricht sei, und es bei dem früheren Rescript sein Bewenden habe. Glücklich genug fügte es sich für den Pomarius, daß man ihn nach Magdeburg rief, wo er, der unendliche Verehrer Luthers, im Augustinerkloster in der Zelle und Bettsponde jenes geweiheten Mannes sein Lager bekam, welches ihm, wie billig, recht nachdenklich und höchst erfreulich vorkam.

„Da sollte ich nun, schreibt er nicht ohne Rührung, in der Stadt Magdeburg in Lutheri Bette sanft ausruhen und schlafen, da ich bisher wegen der reinen Lehre Lutheri überall war verunruhiget und angefochten worden," u. s. w. Aber er fand auch hier keine Ruhe, denn ihm, der nicht ohne Heftigkeit war, stand hier ein noch weit heftigerer und zanksüchtiger Prediger (Chenitius) gegenüber, und verbitterte ihm auf alle mögliche Weise das Leben. Da er es zuletzt nicht mehr ertragen, und ihn selbst die Obrigkeit nicht völlig gegen die Anfechtung jenes Mannes schützen konnte, so nahm er einen Ruf nach Ungarn an, wo aber der Drangsale noch weit größere auf ihn warteten. Er fiel hier nämlich in die Hände der Jesuiten, die ihn, um ihn desto gewisser zu verderben, des Einverständ-

nisses mit den Misvergnügten, ja sogar mit Tekely selbst beschuldigten. Obwohl er nun sich dagegen siegreich vertheidigte, so würde dennoch wohl sein Schicksal eine höchste traurige Wendung genommen haben, wenn nicht der Kurfürst von Sachsen, der sich überhaupt der aus Ungarn vertriebenen Evangelischen lebhaft annahm, ihn nach Wittenberg berufen hätte. Hier lebte er als lutherischer Märtyrer in hohen Ehren, doch blieb er nur ein Jahr, und nahm dann den Ruf zur Superintendentur in Lübeck an, wo er 1683 gestorben ist.

Wie sehr sich die Formen des Lutherthums damals verengt und verhärtet hatten, beweist sein häufiger Ausdruck: „der alleinseligmachende Luthersche Glaube," in welchem fast seine ganze Sekte nichts Anstößiges fand.

Beilage E.

Paul Gerhard, geb. zu Grafenhainichen in Meißen 1606, wurde 1651 Probst zu Mittenwalde, 1657 Diaconus zu Berlin, erhielt 1666 seine Entlassung, wurde aber vom Herzoge Christian zu Merseburg mit Achtung aufgenommen, und 1669 von demselben zum Archidiaconus in Lübben bestellt, wo er am 27. Mai 1676 gestorben ist.

Wenige Deutsche Dichter haben so erfreulich auf Mit- und Nachwelt gewirkt, als er durch seine geistlichen Lieder. Sie wurden nicht bloß in der Kirche, sondern auch von allen frommen Familien bei der häuslichen Andacht gesungen, ja selbst um das Bette der Sterbenden verbreiteten sie ihre wohlthätigen Wirkungen. Mehrere von andern Religionspartheien wurden zur lutherischen Kirche hingezogen, bloß um Gerhards rührende Lieder mit zu singen. Fast alle damals lebende Theologen waren ihm mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Freundschaft zugethan, und ich habe nirgends auch nur ein Wort des Tadels finden können, das bei den damaligen theologischen Streitigkeiten so leicht hätte über ihn gesprochen werden können. Unter mehreren Zeugnissen, welche der wakkere und fleißige Küster in seinem alten und neuen Berlin anführt, und die es klar zeigen, wie sehr Gerhard seine Zeit beherrschte, mögen folgende auch hier angeführt werden. Der Gothaische Theolog D. Johann Heinrich Feustking spricht also über ihn:

„Ich sage es frey, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern, es fällt und fließt ihm alles aufs lieblichste und artlichste, voller Geistes, Nachdrucks, Glau-

bens und Lehre; da ist nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie sie sonsten insgemein etwas himmlisches und geistliches mit sich führen, also sind sie auch absonderiich im Gerhard recht auserwehlet, leicht und auserlesen schön, die Redens-Arten sind schrifftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach unsers unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meister-Sänger Tone, lieblich und herzlich: in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficiret und tröstet u. s. w. Ich muß selber gestehen, daß dieses Mannes Lieder-Andacht mir schon manchen redlichen Dienst in meinem Amte gethan u. s. w. Ich glaube auch sicherlich, hätte er unsers großen Lutheri glückseelige Zeiten erreichet, daß er sein Beystand und Mit-Arbeiter in dem seeligen Reformations-Werk gewesen wäre, es würde die Evangelische Lehre noch weiter ausgebreitet worden seyn u. s. w.

Johann Christoph Olearius, Georg Heinrich Götze, Johann Caspar Wezel, Daniel Seifart und Crenius stimmen völlig in jenes Lob ein. Der letztere, welcher gleichfalls erzählt, daß mehrere von andern Religionspartheien, bloß durch die Gerhardschen Lieder gerührt, zur Lutherischen Gemeine übergetreten seien, setzt dann noch folgende einfache Worte hinzu: Ego sane iis me motum ita fateor, ut quotidianum meum pietatis exercitium ex illis instituere soleam, animumque ad devotionem praeparare. Neque ego solus sic sentio, sed omnes linguae Germanicae gnari hoc mecum fassi sunt et fatebuntur. Est enim singularis quaepiam hujus in theologi carminibus commovendi vis, quae ob verba scripturae sacrae vel spiritus sancti tenacissime ac summo studio retenta magnaque venae ac naturae facilitate et ingenti cura rhytmo inligata, apud caeteros non temere reperitur.

Ob er das herrliche Lied: „Befiehl du deine Wege" (das in mehreren neuen Gesangbüchern auf eine unverantwortliche Weise verwässert worden) in jener unglücklichen Zeit der Ab-

reise

reise von Berlin zum Troste seiner Gattin gedichtet habe, ist in neueren Zeiten bezweifelt worden. Wahrscheinlicher ist, daß das kraftvolle Lied: „Ist Gott für mich so trete" u. s. w. wo die Zeilen:

„Kein Zorn des großen Fürsten
Soll mir ein' Hindrung sein"

an sein damaliges Verhältniß zu Friedrich Wilhelm erinnern, in jener Zeit verfaßt worden sei.

Wie wenig Gerhard den Tadel der Streitsucht verdiene, den ihm einige vorlaute neuere Scribenten haben beilegen wollen, sieht man klar aus dem Zeugniß, welches ihm das Berlinische Ministerium gab, als es ihn 1651 dem Magistrat zu Mittenwalde zum Probst vorschlug. Es heißt darin, „man halte ihrer christlichen Gemeine eine solche Person für, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geistes und unverfälschter Lehre, dabei auch eines ehrlichen friedliebenden Gemüths und christlich untadelhaften Lebens ist," u. s. w (S. das angeführte Werk S. 1014.)

Gerhard war ein sehr fruchtbarer Dichter, denn das nicht ganz vollständige Verzeichniß seiner geistlichen Lieder, welches Küster anführt, giebt schon 120, welches uns seine schöne Fertigkeit und erfreuliche Gewohnheit zeigt, mit Gott und von göttlichen Dingen zu reden. Eine genaue Kritik seiner Poesien kann hier nicht erwartet werden, doch wird sich hoffentlich an einem andern Orte Gelegenheit finden, ausführlich über ihn zu reden.

Noch ist die Sage anzuführen, daß der Kurfürst Gerhards Verlust sehr bedauert und ihn hinterher oft vermißt habe. Bei dem tiefen Blicke desselben in jede Würdigkeit und Unwürdigkeit ist dies allerdings sehr wahrscheinlich. Indessen hatte er einmal seiner innigen Ueberzeugung gemäß gehandelt, so wie Gerhard der seinigen: und so kann hier von Reue durchaus nicht die Rede sein.

Beilage F.

Eine außerordentliche Berühmtheit, doch von eigener Art, erreichte um diese Zeit der Licentiat und Probst Andreas Fromm, geb. unweit Wusterhausen an der Dosse 1621. Er stand zu Berlin in großem Ansehen und hatte sich besonders auch dadurch bei dem Kurfürsten beliebt zu machen gewußt, daß er als lutherischer Probst und Consistorialrath, dessen Reverse nicht nur öffentlich gebilligt, sondern auch gerathen hatte, jedem Widerspenstigen das Amt zu nehmen. Allein plötzlich änderte er sich, und ging von jener Hinneigung zu den Reformirten zum entschiedenen Hasse gegen dieselben über. Als einst ein armer Prediger jenen Revers zu unterschreiben sich weigerte, und nun dessen Absetzung gewiß schien, fuhr Fromme mit großem Eifer im Consistorium auf, er könne „nicht länger schweigen, jener Prediger schütze angores conscientiae vor," welche zu verursachen des Kurfürsten Wille ja nicht sei. Darüber kam er mit dem mächtigen Hofprediger Stosch in einen Streit, der bald so heftig wurde, daß dieser ihn in der öffentlichen Versammlung einen Schelm nannte, welches Wort aber zurückgegeben wurde. Dann setzte Fromm noch hinzu: Vim patitur ecclesia Lutherana ad instantiam Reformatorum in Marchia, und wurde dafür, wie er sich ausdrückt, „mit einigen Worten, (doch nicht von Herrn Stoschio) sogar indigne traktiret, daß es ihm die Thränen herausgezwungen und sein Herz nachher mehr als sein Mund geredet hat."

Ueber jenen Ausdruck wurde ihm der Prozeß gemacht, und zwar auf eine so bedenkliche Weise, daß er alle Kraft zur

Vertheidigung züsammen nehmen zu müssen glaubte. In einer unendlich langen Supplik an den Kurfürsten, die fast so viel lateinische als deutsche Worte enthält, erzählt er zuvörderst, was so eben über jenen Streit mitgetheilt worden, gesteht, daß er freilich sonst an eine mögliche Eintracht mit den Reformirten geglaubt, jetzt aber sich mit keiner Toleranz mehr befassen könne, daß es gegen das Gewissen sei, die Kurfürstlichen Reverse zu unterschreiben, und Sünde, ein „stummer Hund“ in seinem Ministerium zu sein. Damit auch der Kurfürst dies erkenne, muthet er ihm zu, einige dreißig bis vierzig Stellen aus alten und neueren heiligen und Profan-Scribenten nachzulesen, bittet ihn, die Reverse zu erlassen, und ist fast nur in Parenthesen bemüht, zu erklären, daß er keinesweges gemeint, des Kurfürsten hohe Autorität selbst zu lädiren. Die Supplik ist datirt Cöln vom 8ten Mai 1666. Ehe sie an den Kurfürsten gelangte, kam sie in Stoschs Hände, der einige Anmerkungen hinzufügte, die Frommen alles fürchten ließen. Da er nun dem Ausgange nicht recht traute, indem der Verdacht der Inconsequenz, ja sogar der Zweizüngelei auf ihm ruhte, so verließ er heimlich Berlin, und eilte nach Wittenberg, wo er den lutherischen Religionseid ablegte und öffentlich erklärte, daß er alles, was er zu Gunsten der Reformirten je gethan, gründlich bereue. Zum Dank dafür versahen ihn die Wittenbergischen Theologen mit einer rühmenden Empfehlung an den Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg II., und er ward bald darauf zur Superintendentur in Eisenberg vorgeschlagen. Doch es war gar bald um seinen Eifer für das Lutherthum gethan. Er gab vor, nach Regensburg reisen zu wollen, nahm aber seinen Weg nach Prag, und ging dort zur katholischen Religion über. Man sparte nichts an der Pracht der Feierlichkeit, mit der dieser Uebertritt geschah, und da Fromm auch erklärt hatte, daß er hinfort, um ganz heilig zu leben, die eheliche Gemeinschaft mit seiner Frau aufgeben wolle, so sah das Volk fast einen Mär-

tyrer in ihm, den man nicht genug preisen könne. Dagegen haßten Lutheraner und Reformirte ihn desto mehr, und verfolgten ihn mit Deutschen und Lateinischen Schmähversen, z. B.

Fromme in sedecimo lupus, in quarto impius, inque
Octavo insipiens, at κακος in folio est,
Ecce Probus reprobata probat, reprobatque probata,
Inde Deus reprobum vult reprobare Probum.

Auch dauerte Fromms Glückseligkeit nicht lange, denn die Jesuiten trauten ihm nicht ganz, und er bekam so vieles von ihnen zu leiden, daß er nicht übel Lust hatte, auch die katholische Religion wieder zu verlassen. Indessen haben selbst seine Feinde Gelehrsamkeit und Fleiß an ihm gerühmt, und man kann wenigstens nicht sagen, daß das Streben nach äußerlichen Gütern an seiner öfteren Glaubensänderung Schuld gewesen sei. Er starb im Jahr 1685 mit dem Gefühle, für immer eine traurige Berühmtheit erlangt zu haben, vielleicht auch mit dem noch trüberen eines ganz verfehlten Lebens.

Beilage G.

Küster erzählt in seinem „alten und neuen Berlin," daß dieser Andreas Müller die meisten Sprachen ohne Lehrmeister gelernet und ein solches Vergnügen darin gefunden, daß er dagegen alles andere gering geachtet habe. Wenn er arbeitete, war er so ganz bei der Sache, daß ihn durchaus nichts Aeußeres zu stören vermochte. Er befand sich gerade in London, als König Karl II. und dessen Bruder Jakob aus dem Exil zurückkamen, und in der Hauptstadt ihren Einzug hielten. Aber er war so frei von aller Neugier, daß er nicht einmal ans Fenster ging, um den prachtvollen Zug zu sehen, sondern ruhig seine Arbeit fortsetzte.

Er rühmte sich, das Chinesische und Japanische dergestalt zu verstehen, daß er selbst junge Frauenzimmer in diesen Sprachen unterrichten wolle. Im Jahr 1684 kündigt er einen „Schlüssel zur Chinesischen Sprache" an. Er verlangte dafür 2000 Thaler, nebst den Druckkosten. Da er aber von mehreren Höfen eine ausweichende Antwort erhielt, und zuletzt auch seine Forderungen immer überspannter wurden, so war er klein genug, eine selbstsüchtig hochmüthige Rache zu nehmen. Er ließ sich nämlich in der letzten Stunde seines Lebens seine sämmtlichen Handschriften bringen, warf eine nach der andern in's Feuer, und gab dann mit fortgesetztem Zürnen seinen Geist auf. Es ist kein Zweifel, daß diese Prozedur nicht würde haben statt finden können, wenn er in den Diensten des Kurfürsten geblieben wäre, der oft genug bewiesen hat, daß er selbst größere Summen nicht scheuete, wenn es auf die Beförderung der Wissenschaften ankam.

Ob indessen der Verlust jener Handschriften so gar hoch anzuschlagen sei, möchte wol bezweifelt werden können, indem außer dem grundgelehrten Morhof und anderen berühmten Männern, auch der fast allseitig gebildete Leibnitz in Müllers Kenntniß einiges Mistrauen gesetzt hat. Er sagt nämlich in der Vorrede seines Werkes „Novissima Sinica:" Eo usque processit singulare viri ingenium, ut minas, quas sparserat, exsecutus schedas suas paulo ante obitum exussisse dicatur, ambiguo judicio, utrius nobis notitiam subtrahere voluerit scientiae suae an inscientiae.

Diese Worte sind um so bedeutender, da Leibnitz bekanntlich so gern und milde lobt, und der esprit desapprouvateur, wie er selbst bekennt, so fern von ihm war, daß man ihm wohl ein wenig mehr von demselben wünschen könnte.

Beilage H.

Wir knüpfen bei Gelegenheit der Schonung, mit welcher Fr. W. den eigensinnigen M. behandelte, folgende Bemerkung an, obwohl sie für die Beurtheilung seines ganzen Charakters gilt.

Die meisten Schriftsteller, welche bisher das Leben des großen Kurfürsten behandelten, führen unter dem, was sie seine Fehler nennen, ganz besonders Heftigkeit und Zorn an, ja sie wählen oft das unangenehme Wort: Jähzorn, um desto größern Eindruck durch ihren Tadel zu machen.

Indem ich die letztere Beschuldigung des Jähzorns als gänzlich unstatthaft und unter aller Widerlegung liegend be-

trachte, bin ich keinesweges gesonnen, den durch und durch gekräftigten und alles was er wollte, mit ganzer Seele wollenden Friedrich Wilhelm, vom Zorne selbst freizusprechen, der in edeln Naturen nicht leicht anders erscheinen kann, als eben edel. Daß Er, der Größeste seiner Zeitgenossen, gewaltiger die Flügel regte, als irgend einer derselben, und Lieb und Haß sich mächtiger (vielleicht auch schneller, da er die Gegenstände selbst so rasch durchschauete) in ihm entzündeten, als in gewöhnlichen Naturen, das sollte kaum nöthig scheinen, bemerkt zu werden: und doch möchte es wol nöthig sein.

In der That drängen sich uns ganz besondere und nicht eben behagliche Gedanken auf, wenn wir jenen Tadel, der auch wol noch mit anderweitigem gemischt wird, genau betrachten. Was heißt jener Vorwurf des Zornes, aus der Verworrenheit in die Klarheit aufgelöst, anders, als: Friedrich Wilhelm, von dem wir so oft gesehen haben, daß er eine wahrhaftige Nothwendigkeit gar bald erkannte, und sich ihr mit stillem Geiste unterwarf, er, den wir in jeder Hinsicht als eines der köstlichsten Muster reinchristlicher Geduld betrachten; und in dem wir ein Talent des ruhigen Wartens erblicken, wie es sonst vielleicht kein Held der Vergangenheit aufzuweisen vermag, er, dessen Verein von Muth und Geduld, Tapferkeit und Sanftmuth wir wahrhaft bewundern, er war nebstbei auch zornig. Das heißt: Er erkannte da die Nothwendigkeit nimmer an, wo nur ein Schein derselben war, er übte da nie Geduld, wo der Muth ihm den Weg zeigte, das Ungerechte, das sich ihm entgegensetzte, zu besiegen, er ertrug mit sanfter Ergebung was der Himmel sandte, aber er wußte mit Kraft abzuwehren, was der Menschen Unbilligkeit ihm in den Weg legen wollte.

Bedarf er deshalb einer Entschuldigung, oder ist nicht vielmehr gerade hiedurch ein vollständiger Charakter ausgesprochen?

Uebrigens soll nicht geläugnet werden, daß auch der Kur-

fürst irren konnte und zuweilen wirklich geirrt habe, welches sowol im Zorn als ohne Zorn dem Menschen begegnen kann. Wir fügen diese nicht eben neue Bemerkung nur bei zur Beruhigung derjenigen, die schon lange betroffen sein dürften, daß in dieser Schrift so wenig von des Fürsten Fehlern zu lesen ist, die, in Reih und Glied gestellt, sie so gern anschauen möchten.

Beilage J.

Der Mensch, der sich gegen den Kurfürsten erbot, den Türenne durch Gift aus dem Wege zu räumen, hieß Villeneuve, und wurde von demselben mit aller Verachtung bestraft, die er verdiente. Puffendorf erzählt die ganze Sache mit wenigen und einfachen Worten folgendermaßen: Circa idem tempus (1673) quidam, qui se vicecomitem de Villa nova appellabat, Electori per litteras promittebat, se Turennium clam ferro aut veneno sublaturum. De qua re Elector id genus facinorum detestatus hunc monebat, ut sibi ab isto homine caveret. Cui Turennius gratias agebat, ac maximi a se istam admonitionem fieri testabatur, velut quae non nisi ex animo inusitatae (?) generositatis proficisci potuerit, etc. Wir dürfen wohl annehmen, daß unser F. W. gelächelt haben werde, als er die Gesinnung, aus der sein Verfahren floß, für ungewöhnliche Großmuth erklären hörte, da sie ihm so natürlich war als das Athemholen.

Einige Geschichtsschreiber theilen auch den Brief mit, wel-

chen der Kurfürst bei jener Gelegenheit an Türenne geschrieben haben soll, und er lautet, ihnen zufolge, also:

„Nehmen Sie sich in Acht. Es giebt Leute in Ihrem Lager, welche Ihnen nach dem Leben trachten. Uebrigens freue ich mich sehr, daß ich bei diesen Umständen Gelegenheit habe, Ihnen zeigen zu können, daß meine Hochachtung gege Ihre Verdienste nicht vermindert worden ist, obgleich Ihre Franzosen meinen Provinzen so viel Ungemach zugefügt haben."

Allerdings kann sein Schreiben etwa also gelautet haben; doch möchten wir diese Form nicht verbürgen, da außer andern Vermuthungen gegen die Aechtheit, auch bei Puffendorf sich jener Brief nicht findet.

Beilage K.

Bekanntlich fiel in dieser Schlacht der wackere Stallmeister v. Froben, und zwar, nach der Erzählung Friedrichs des Großen, (in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg) auf eine Weise, die ihn den erhabensten sich selbst mit klarem Bewußtsein opfernden Helden des Alterthums gleich setzt. Ja, man könnte sageu, duß er durch die reine Bescheidenheit seiner That manche jener gefeierten Männer nach übertreffe.

Der Kurfürst ritt nämlich bei Fehrbellin ein weißes Pferd, die Schweden bemerkten es und richteten ihr Geschütz besonders auf ihn. Froben, der neben seinen Herrn ritt, machte ihn auf die große Gefahr aufmerksam, der er sich aussetze: aber Friedrich Wilhelm achtete dessen nicht. Ein schwedischer

Ueberläufer bestätigte, daß die Feinde den Fürsten erkannt hätten und lediglich nach ihm zielten. Auch dieses machte ihn nicht irre, sondern er schien diesen Umstand gleichsam wie etwas sich von selbst verstehendes zu betrachten. Endlich ersann Froben eine edle List, indem er ihm bemerklich machte, daß der Schimmel sich bäume und stolpere, und auf diese Weise bei zunehmender Heftigkeit der Schlacht seine Unternehmungen hindern könne. Nun erst, da von etwas anderem die Rede war, als von persönlicher Gefahr, und der Stallmeister ganz in dem Charakter des ihm anvertrauten Amts zu rathen schien, gab der Kurfürst nach, und tauschte mit Froben die Pferde, der dann, von einer feindlichen Kugel getroffen, sein Leben freudig hingab für den geliebten Herrn.

Diese Erzählung ist in neueren Zeiten als in den meisten Umständen erdichtet, betrachtet worden, weil weder Puffendorf, noch der Bericht eines Augenzeugen, noch die auf Froben gehaltene Leichenpredigt jener Umstände erwähnt. Nur diese letztere kann leider allerdings zu Zweifeln veranlassen; doch auch nur zu Zweifeln, denn keinesweges dürfen wir uns durch das Schweigen jener Schriften genöthigt glauben, die ganze Erzählung geradezu zu läugnen. Unerklärlich ist es doch auch immer, woher diese Geschichte stamme, und woher sie Friedrich der Zweite hatte, der doch wohl als eine wahrhaft große Autorität da stehen muß. In jedem Fall bleibt indessen der schöne Heldentod des würdigen Mannes gewiß.

Die Stelle bei Puffendorf ist freilich nur sehr kurz, so wie er leider oft da zu kurz ist, wo er ausführlich, und unendlich weitläufig, da wo er hätte kurz sein können. Sie lautet: Ipse Elector aliquot alas e sinistro cornu ad strenue pugnandum animatas in hostem ducebat, non sine maximo periculo confertim fulminantibus Suecorum machinis, e quibus emissus globus Emanuelem Frobenium, stabuli praefectum, retro istum equitantem prosternebat. (XIII, 36.)

In Küsters Werk findet sich der Name Froben nur ein-

mal, und zwar in folgenden dürftigen Zeilen: „E. F., welcher in der Schlacht bei Linum anno 1675 geblieben, wird als Kammerjunker und Stallmeister aufgeführt." (A. u. N. Berlin, Th. III. 295.)

Wie sehr der Kurfürst den wackern Kriegsmann geehrt, zeigt der Umstand, daß er die Leiche desselben in dem Kurfürstlichen Erbbegräbnisse zu Berlin beisetzen ließ.

Beilage L.

Georg Derfflinger, von geringer und dunkler Herkunft, hat einen der gefeiertsten Namen in der Brandenburgischen Geschichte erworben. Da seine Eltern nicht zu erforschen waren, so hat dieser Umstand der Phantasie einiger Historiker desto freiern Spielraum gegeben, die ihn deshalb mit einem Vater versorgten, der das Schneiderhandwerk getrieben, zu dessen Bestätigung mehrere Anekdoten erfunden und hinterher nachgeschrieben wurden, denen nichts weiter fehlt, als die beurkundete Wahrheit. Wir werden uns deshalb begnügen müssen, anzugeben, daß seine Eltern zu der geringern Klasse des Bürgerstandes gehörten, indem weitere Data fehlen. Denn schon im Jahre 1695 schrieb der Prediger zu Hermsdorf, einem Gute des Feldmarschalls, „man habe sich wegen seiner Herkunft keine Mühe zu geben, weil deshalb nichts Gewisses zu erfahren sei; und es habe schon vor etlichen Jahren ein Gelehrter deshalb vielen Fleiß verwandt, der aber völlig fruchtlos gewesen sei." So wollen wir denn nur

anerkennen, daß Derfflinger seine Tugenden alle aus sich selbst geschöpft habe.

Er ward geboren im März 1606 in dem Bezirk ob der Ens, in Oestreich. Von seiner Jugend ist nichts bekannt; doch ist sie wahrscheinlich sehr traurig gewesen, da seine Eltern Protestanten waren, die bekanntlich damals sehr gedrückt wurden. Sein ganzes Gemüth war auf den Kriegsdienst gerichtet, und es schien sich alles in ihm zu vereinigen, um den trefflichen Soldaten zu vollenden. Vermuthlich diente er zuerst unter dem Grafen von Thurn, dann ging er in Schwedische Dienste, und schon im Jahr 1635 sehen wir ihn als Obristlieutenant, und 1638 als Obristen, wo er besonders gegen die Sachsen wichtige Dienste leistete. Hier wird sein Name neben Gustav von Wrangel genannt, bis dieser 1641 starb. Auch seine Talente als Geschäftsmann wurden jetzt benutzt, besonders in einer Gesandtschaft nach Siebenbürgen. Er hatte bald darauf an Torstensons Siege über Piccolomini so wichtigen Antheil, daß ihn jener zu der Königin Christina absandte, um ihr Bericht davon abzustatten. Man belohnte ihn durch den Rang eines Generalmajors.

Wann er in Brandenburgische Dienste getreten, ist nicht genau zu bestimmen. Doch finden wir ihn bereits 1646 mit einem Brandenburgischen Fräulein von Schaplow vermählt, und 1654 als Generalmajor von der kurfürstlichen Cavallerie. In der Schlacht bei Warschau zeigte er sich so heldenmüthig und besonnen, daß er zum Generallieutenant empor stieg, und das innigste Vertrauen des Kurfürsten erwarb. Der Friede zu Oliva gab ihm vielleicht die erste Ruhe seines Lebens. Er verheirathete sich zum zweitenmal mit einer Fräulein von Beeren, und ward jetzt mit jedem Jahre reicher, da mehrere Güter ihm zufielen und der Kurfürst ihn mit wahrhaft königlicher Freigebigkeit belohnte. Die dringenden Bitten desselben beim kaiserlichen Hofe zu Wien, verschafften Derfflingern im Jahr 1674 die Reichsfreiherrn-Würde; doch nicht sowohl

Kriege gegen Ludwig, der bekanntlich den Brandenburgischen Waffen nur selten Gelegenheit gab, sich auszuzeichnen, als vielmehr bei Rathenow und Fehrbellin konnte er diesen neuen Beweis von der Liebe seines Herrn zu verdienen suchen. In dem Kriegsrath, der der letzteren Schlacht voranging, gehörte er zu den wenigen, die des Kurfürsten Ansicht, daß man jetzt schlagen müsse, aus vollem Herzen theilten, während andere den Angriff für zu gewagt erklärten. Hier glänzt sein Name nebst Hessen-Homburg, Görtzke, Lüdke, Pölnitz u. s. w. im schönsten Licht. Ohne Zweifel bewirkte jener schnelle Angriff den großen Verlust der befremdeten und überraschten Schweden, während die Brandenburger ihren herrlichen Sieg nur etwa mit 150 Mann erkauften. Derfflinger begleitete jetzt den Kurfürsten auf seiner weiteren Siegeslaufbahn, bis ihn endlich 1678 sein hohes Alter und seine wankende Gesundheit erinnerten, den Abschied zu fordern. Ungern versagen wir uns, das Schreiben, welches er in dieser Beziehung an den Fürsten erließ, hier mitzutheilen; doch Friedrich Wilhelms Antwort ist ein zu merkwürdiges und anziehendes Aktenstück, als daß sie hier übergangen werden könnte. Er vermochte nicht, sich von seinem edlen Waffengefährten zu trennen, und um ihn sich zu erhalten, und jenem eine wahrscheinlich baldige Reue zu ersparen, bediente er sich seiner ganzen Menschenkunde, um ihm mit Gewißheit zu begegnen. Die Antwort lautet nämlich folgendermaßen:

„Wir haben Uns euer gehorsambstes Memoriale der Gebühr unterthänigst vortragen lassen, und daraus ersehen, was gestalth ihr eures zunehmenden althers halber umb gnädigste dimission gehorsambst ansuchet. Nuhn hatten Wir Uns zwar dessen zu dieser Zeith da man sich zum frühen Feldzugk rüstet, und die campagne herannahet, umb so viele weniger versehen, weilen wir sonst jederzeith eine wilfährigkeit und unverdrossenen eyfer in befoderungen unserer Dienste verspühret, auch selbst von Euch gehöret, wie Ihr diejenigen nebst Uns

blâmiret, welche zu einer solchen unbequemen Zeith umb ihren Abschied angehalten. Daß ihr bey eurem zuwachsenden Alther nach der Ruhe verlanget, ist zwar nicht zu tadeln, wenn es nach geendigtem Kriege und wiedergebrachten Frieden geschehe: Wir geben Euch aber selber vernünftig zu ermessen, wann ihr jetzo, da noch alles in crisi stehet, und der Krieg eyfriger alß vormahlen zur erlangunge eines heylsamen friedens fortgesetzt werden muß, quittiren solthet, ob ihr nicht eure so wohl erworbene Ehre beflecken, und Euch bei aller Welth eine blâme zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alther verliehen, es ist wahr, aber Er hat Euch auch dabey eine gesunde Leibes-constitution geben, Kraft welcher ihr besser alß mancher junger Mann, denen Krieges-fatiguen gewachsen seyd: Wir hergegen seynd nebst einem auch ziemlich hohen Alther vielen beschwerlichen Krankheiten unterworffen, und hatten tausend mahl mehr Uhrsache Uns nach der Ruhe zu sehnen, jedennoch weilen unser Vorhaben, zu einer beständigen Beruhigunge so vieler tausend Seelen angesehen ist, seynd Wir entschlossen, auch den rest unserer Kräfte darahn zu setzen, und unsere eigene persohn nicht eher der schweren Krieges-Last zu entziehen, biß solcher vorgesetzter Zwegk erlanget seyn wird. Bey solcher bewandnus nuhn, und da wir Euch kennen, ihr auch bereits bey Uns viele sauer und süsses gekosthet habet, so ist es ja besser, daß ihr auch bei uns bis ans Ende aushartet, und nachdem ihr den Sahmen werffen helffen, auch der Früchte geniesset; welches mit Göttlicher Hülfe nach geendigter bevorstehender Campagne geschehen kann. Wir wollen, wie wir bißhero gethan, schon dahin sehen, daß Euch keine befugethe uhrsache zu klagen gegeben werden solle, wann ihr auch dergleichen zu haben vermeinethet, habet ihr uns selber solches anzuzeigen, so wollen wir demselben schon remediren: ihr wisset wie wir allezeith in eurem besthen gewesen, und so gahr diejenigen, welche Euch nicht, wie sichs gebühret, begegnet, entweder disgracyret, und auß Unseren Dien-

sten entlassen, oder nicht en campagne gebrauchet haben; Wir seynd auch versichert, ihr werdet Euch über Uns im geringsten nicht beschwehren können: dann wir ja allezeith geflissen gewesen, die große und nützliche Dienste, so ihr Uns geleisthet, zu erkennen: Bey Unser militz haben wir Euch zu dem höchsten ehrenambte, darüber keines, erhoben, auch unsere Danckbahrkeit in anderen stücken spühren lassen, und solthe dennoch etwas darahn fehlen, so seynd wir noch begierig und geneiget, Euch und den Eurigen alle ersinnliche gnade wiederfahren zu lassen. Wir zweiffeln nicht, ihr werdet solches alles der gebühr erwegen, und in unseren Krieges-Diensten nach wie vor, biß Uns Gott nach verleihunge ruhigerer Zeithen, auch vor unsere Persohn die ruhe gönnen wird, unverdrossen und mit behöriger application continuiren, in welchem Vertrauen wir Euch u. s. w.

Geben Cöln, den $\frac{11}{21}$. Marty 1678.

An den Feld-Marschalk, Freih. von Derfflinger.

Dörflinger fühlte sich durch einzelne Ausdrücke in diesem Schreiben, denen vielleicht das Bewußtsein, daß er diesmal einiges Unrecht habe, nur noch schärfere Stacheln lieh, dergestalt verletzt, daß er darüber in einem Briefe an Ilgen die rührendste Klage führt, und ihn bittet, den Kurfürsten zur Gewährung zu stimmen. Allein vergeblich, und der Fürst sorgte durch sein entschiedenes Nein ohne Zweifel besser für die Ruhe des würdigen Mannes, als es durch die Einwilligung geschehen wäre. Dörflinger zog von neuem mit ins Feld, und in dem Verhältnisse zu Friedrich Wilhelm blieb Alles wie es gewesen, ja dieser, mit milder Freundlichkeit, suchte ihm stets neue Beweise von Zuneigung zu geben.

Endlich gewährte der Friede zu St. Germain den Helden Ruhe. Derflinger blieb in seinem höchsten Befehlshaberamt über das gesammte Kurfürstliche Heer bis zum Jahr 1687, wo ihn der Fürst auf die ehrenvollste Weise davon dispensirte,

und den Marschall von Schomberg damit beehrte. Es war Derflingern nicht recht, und er spricht diese Empfindung in dem Antwortschreiben an den Kurfürsten deutlich aus, doch, wie sich von selbst versteht, mit der alten Ehrfurcht und Liebe. Aber wie richtig hatte ihn Friedrich Wilhelm aufgefaßt, indem er 1678 den Abschied versagte, ihm, der acht Jahre darauf, im 81sten seines Lebens, noch Heere kommandiren wollte.

Er starb 1695, als ein 89jähriger Helden-Greis, dessen Andenken stets theuer und ehrwürdig sein wird. Da er auch dem biedern Volke, als solchem, durch sein schlichtes, ruhig-kräftiges Wesen, stets ganz besonders zugesagt hatte, so bemächtigte sich auch dieses noch in spätern Zeiten seines Andenkens mit vorzüglicher Liebe. Um es demselben noch näher zu bringen, hat man eine große Menge von Anekdoten von ihm erzählt, von denen manche recht angenehm lauten, manche aber auch ein ganz verkehrtes Bild von ihm geben. Die Brandenburgische Geschichte ist überhaupt so wenig reich an Anekdoten, daß man, aus übertriebener Liebe zu dergleichen Ergötzlichkeiten, sich nicht gescheuet hat, sie zum Theil aus eignen Mitteln hinzuzufügen. Besonders hat Pölnitz in dieser Hinsicht ein Uebriges thun zu müssen geglaubt, um seinem losen und lockern Werk Interesse zu geben.

Kurze Andeutungen über die Idee Preußens, und dessen spätere Geschichte vom Jahre 1688 bis 1814.

Es ist ein großes, aber bedenkliches Glück — so mag man wohl sagen — der Sohn eines in jeder Hinsicht so ganz ausgezeichneten Fürsten, wie Friedrich Wilhelm war, zu sein. Die Zeitgenossen, verwöhnt durch eine solche Größe, verlangen von dem Nachfolger eine ähnliche, ja oft, in ihrer Ungerechtigkeit, gerade dieselbe: ohne zu bedenken, daß die Natur alles, was sie erzeugt, nur einmal gleichgestaltig hervorbringt und sich nur in unendlicher Mannigfaltigkeit gefällt.

Friedrich III., als König Friedrich I., war allerdings kein Friedrich Wilhelm, aber es wäre ungerecht, weil er nicht das Höchste erreichte, ihm das absprechen zu wollen, was er wirklich erreichte. Für sein Haus und für sein Land fand er bereits das Schwerste gethan; und wie könnten wir ihm zum Vorwurfe machen, daß er, dies erkennend, sich nun zu dem Leichteren anschickte, das doch auch gar sehr nöthig war, und welches er mit vielem Anstande und Würde zu umgeben wußte. In manchem, was uns allerdings als leicht erscheint, lag doch wenigstens eine tiefe Bedeutung, und diese wußte er gar wohl geltend zu machen. Er breitete einen neuen Glanz aus um den höchsten Fürstenstuhl der Deutschen, einen Glanz, dessen Wichtigkeit auch schon sein großer

Vater wohl gefühlt hatte, und er feierte den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dadurch, daß er die Königskrone sich mit eigener Hand aufsetzte. Wohl hatte sie der edle Abgeschiedene, wenn wir so sagen dürfen, bereits unsichtbar auf dem hohen Haupte getragen, und so war es billig, recht, und für alle Zukunft tief bedeutend, daß Friedrich nun auch die sichtbare nahm, damit ihr Glanz, stets erhöht, die ganze weite Zukunft siegend durchstrale.

Aber nicht bloß Preußen beschäftigte ihn; er war auch in mancher Hinsicht ein wahrhaft Deutscher Fürst, und an Deutschland so wie an den Kaiser mit inniger aufopfernder Zuneigung hingegeben. In dieser Hinsicht hat er während seiner ganzen fünf und zwanzigjährigen Regierung (1688 bis 1713), ja während seines ganzen Lebens, immer nur Eine Ansicht gehabt: ein Umstand den fast alle Historiker geltend zu machen leider vergessen haben. Wohl verdient er deshalb, daß die ganze Geschichte seiner Regierung noch einmal, und zwar auf eine neue und würdigere Weise behandelt werde, als meistens bisher geschehen, damit das, was in ihm menschlich, oder auch wohl schwach erscheint und war, überwogen werde durch jene ruhig klare Ansicht und fürstlich Deutsche Consequenz.

Ihm folgte der ihm ganz entgegengesetzte und doch wieder in so manchen Fällen mit ihm sich berührende Friedrich Wilhelm I. (1713 bis 1740). Den Glanz verschmähend und nur das Solide suchend, sparsam, mäßig, streng, mitunter vielleicht auch bis zum Ueber-

maaß, sogar den Wissenschaften und Künsten abhold; aber voll unendlicher Thätigkeit den verarmten Unterthanen neue Quellen zu eröffnen, den Ruhm der Preußen als Krieger zu vermehren, gerüstet zu sein für jeden Andrang, und dem Namen eines Königs, der in Beziehung auf Preußen in Deutschland noch immer so neu tönte, Leben, Wahrheit und Dauerbarkeit zu verschaffen. Seine Politik war sehr einfach. Dem Hause Oestreich ergeben, konnte erst ein lang dauerndes, mit kalter Besonnenheit an ihm ausgeübtes Unrecht sein Herz abwendig machen von dem Kaiserhause; aber auch nur von diesem Hause; niemals von Deutschland und dessen höchster Würde. Er hinterließ seinem Nachfolger ein wohlgerüstetes, ja glänzendes Heer, und eine Schatzkammer, gefüllt, wie sie wohl kein Deutscher Fürst der damaligen Zeit zu füllen vermocht haben würde.

Es kann die Absicht nicht sein, die Regierung Friedrichs des Großen in den engen Raum dieser kurzen Uebersicht drängen zu wollen; doch da die Idee welche jene Regierung leitete, so ausgezeichnet groß und fast unerschöpflich ist, so dürfte vielleicht das Viele, welches über dieselbe gesprochen worden, sie eben so wenig erschöpfen als das Wenige, welches wir hier, in Anspruchlosigkeit, zu geben gedenken.

Friedrich durchschaute klar den Geist sämmtlicher Europäischen Staaten, die verschiedenartige Grundlage, auf der sie ruhen, und das oft kaum sichtbare Band, welches sie vereinigt; doch mit der allerhöchsten Klarheit

erfaßte er seinen eigenen Staat, dessen politische Geschichte er zu seinem durchgreifendsten Studium gemacht hatte. Die Idee Preußens, und die geistige Nothwendigkeit dieses Staates, die der von ihm unbedingt verehrte Kurfürst klar angedeutet hatte, galt ihm als Richtschnur seines ganzen Lebens, welches in gewisser Hinsicht nichts weiter ist als eine ewige Austrengung, jene Idee geltend zu machen. — Preußen ist nur durch die höchste Geistesfreiheit entstanden, und durch die Reformation, welche jene Freiheit sanktionirte, nothwendig geworden. Diese Idee ist seine Lebensluft, und es würde aus sich herausgehen, und in sich selbst zerfallen, wenn jene Geistesfreiheit und jene Ideenherrschaft jemals untergehen könnte. Aber das kann sie nicht wollen, eben so wenig als der physische Mensch jemals nicht athmen wollen kann. Daher ist Preußen, seiner ganzen Natur nach, das Vaterland der reinen Wissenschaft, und des unermüdeten geistigen Weiterstrebens.

Fassen wir diese Ansicht genau ins Auge, so finden wir: Der Zweck der Reformation war, das Gemüth in Freiheit zu setzen, und die höchsten Rechte der nach Klarheit ringenden Seele zur Sprache zu bringen, Dies gelang ihr; aber die innere Freiheit bedarf eines äußeren Schutzes, und zwar nicht etwa eines bloß zufälligen, der von dem Privatcharakter eines mächtigen Einzelnen abhängt, womit sie sich leider in früheren Zeiten abfinden mußte, sondern sie bedarf eines Staates,

der, durch jene Idee geboren und auf sie gegründet, sich nur durch sie gestärkt und gehoben fühlen konnte, und eben deshalb auch die Quelle zu schützen weiß, aus der ihm seine Kraft zuströmte.

Einen solchen Staat zu bilden, war der große Gedanke des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, möge sich derselbe auch in anderen, uns fremdartiger dünkenden Worten, oder auch nie in Worten ausgesprochen haben. Dieser Staat reifte langsam, wie oft das Köstliche langsam reifen muß, aber bei des Kurfürsten Tode war denn doch dieser neue Ideen schützende Staat wirklich da, und zwar in Europa bereits in einer Achtung, die gewiß nicht durch seine physische Größe und Macht, sondern durch seine innere Wesenheit erzeugt worden war. Die beiden Nachfolger begnügten sich, die Schöpfung zu erhalten, und mit äußerem Glanz und Wohlhabenheit zu umgeben. Eine Ueberspannung der Kräfte hätte allerdings unendlichen Schaden bringen können, und es war eine wahrhaft väterliche Sorgfalt in dem Gedanken, dem Staate Muße zu verschaffen, neue Kräfte im Innern zu sammeln. Er sollte damals Ruhe genießen, um einst andern Ruhe geben zu können.

Aber Friedrich der Große fühlte, nun sei die Zeit wirklich gekommen, wo der zweite entscheidende Schritt nach außen hin für den Preußischen Staat geschehen müsse. Eine höhere Macht, ein noch vergrößertes Ansehen sollte die Königskrone des Ideen-Staates umleuchten, er stand in der Wurzel fest, und so konnten auch die Zweige sich weiter ausbreiten. So wurde der

erste Schlesische Krieg unternommen und der zweite. So führte großartige Tapferkeit und tiefschauende Besonnenheit den siebenjährigen Krieg fast gegen die vereinte Macht von Europa; so führte sie später den Baierschen Erbfolgekrieg; so schloß sie den Deutschen Fürstenbund und gern entsagte der König nun jeder weitern äußeren Vergrößerung, da die erstere und einzige, welche er gewollt da sie ihm als nothwendig erschienen, bereits geglückt und gesichert war. Daher die schöne Uneigennützigkeit bei den Friedensschlüssen zu Hubertsburg und Teschen. Es sollte nur Ehre gewonnen werden, denn sie ist für Preußen unter dem Hohen das Höchste.

Es bedurfte hier nur der Hindeutung auf die einzelnen großen Momente, um des Verständnisses aller Leser gewiß zu sein; aber wir waren verbunden, in Friedrichs Seele den Gedanken zu zeigen, aus dem alle seine Thaten quollen. Es ist erfreulich, sich dabei der Worte eines edeln Deutschen Dichters zu erinnern, daß die Natur mit dem Genius im ewigen Bunde stehe, und daß sie gewiß leiste, was er verspricht.

Unter der Regierung Friedrich Wilhelms II. scheint es vielleicht Momente zu geben, in denen man jene Einheit der Idee vermissen dürfte; indessen wolle man sich erinnern, daß in diese Zeit die unselig aufregende, dumpf verworrene, alles Große und Alte (bloß weil es alt war) bedrohende Französische Revolution eintrat.

Die herrlichen Worte, mit denen sie im ersten Anfange erschien, konnten selbst manchen redlichen Deutschen, der leider so leicht die Vergangenheit und die Geschichte vergißt, täuschen, bis endlich jene hochtönenden Phrasen nichtig verklangen, und nichts weiter dastand, als das nackte Gerippe frecher Willkühr und glaubenleerer Selbstsucht. Das Große kann dem Menschen nicht angeflogen kommen; es ist ein Geschenk Gottes, das mit frommer Liebe und redlichem Fleiße gepflegt werden soll. Die Deutschen hätten längst wissen sollen, was die Mehrheit der Franzosen seit Ludwig und Richelieu groß zu nennen wagt, dann hätten sie sich wahrlich nicht mit einem unzeitigen Enthusiasmus für einzelne Kraftäußerungen und Kraftphrasen jenes Volkes, in Unkosten gesetzt, und bitterer Unmuth, späte Reue und die traurige Nothwendigkeit, in leere Gemüther zu schauen, die man einst für groß gehalten, wäre fern geblieben. Hätte man nur die einfachste Geschichte, die so offen da liegt, unbefangen gefragt! Wahrlich, es sollte kein Bürger, kein Landmann, er sei wer er wolle, für mündig gesprochen werden, ehe er nicht wenigstens die Hauptmomente in der Geschichte des neueren Europa und vor allen Deutschlands sich zu eigen gemacht. Und wie leicht wäre das in's Werk zu richten, und wo giebt es (außer der göttlichen Bibel) ein Buch, so wichtig, reichhaltig, rührend und angenehm, als eine ganz einfache von Menschen zu Menschen gesprochene Geschichte der Hauptgedanken und Thaten der neueren Europäischen Völker.

Wie unendlich schwer es aber sein mochte, in einer

solchen Zeit, die nicht bloß alles urkundliche Recht, sondern allen ehemals festen Gehalt verwischen wollte, als einer der bedeutendsten Fürsten in dem Europäischen Staatenverein aufzutreten, das sehen wir wohl alle mit Deutlichkeit ein; doch eben deshalb sollten wir auch billig anstehen, über die elfjährige Regierung Friedrich Wilhelms des Zweiten zu rasch zu urtheilen.

Aber mit welcher Freude, mit welcher Erhebung und welcher Beruhigung treten wir jetzt zu der von tausend Kränzen des Ruhmes umgebenen Regierung unseres allverehrten und allgeliebten Königs, Friedrich Wilhelms des Dritten hin. Was die Herzen Aller erfüllt, kann der Mund und die Feder nur schwach andeuten, und es bedarf dessen nicht, denn Preußen ist zu einer großen, edeln und durchaus einigen Gemeine geworden, die sich auch ohne Worte versteht. — Fassen wir deshalb einige bedeutende Momente kurz zusammen.

Es war die Zeit der innern und äußern Umwälzungen voran gegangen, und Preußen hatte sich mit Macht und Kraft jenem gefährlichen Volke widersetzt, das die Grundvesten der Staaten zu erschüttern drohte. Aber die Französische Revolution glich ganz jener Hyder der Alten, die neue giftige Zungen und Häupter erhielt, wenn ihr eines abgeschlagen worden war. Die Erde gab ihr — um eines ähnlichen Mythus zu gedenken — nur neue Kraft; sie mußte in den Lüften besiegt werden, denn durch einen vollendeten geistigen

Irrthum erzeugt, konnte sie nur durch vollendete Wahrheit bezwungen werden. Jener Irrthum nun, nachdem er mannigfaltige Gestalt angenommen hatte, verhärtete und setzte sich endlich zu einer bestimmten Form fest, ja er versteinerte sich in Napoleon Buonaparte, und es zeigte sich während mancher Jahre, wo er das Haupt jenes Volkes war, daß ein vollendeter Irrthum sogar in sich selber folgerecht scheinen und sich mit bedeutender Macht ausrüsten kann. Wir irren wohl nicht, wenn wir ihn als das reine personificirte Prinzip des entschieden Unsittlichen und Irrigen betrachten, der aber eben deshalb, weil er folgerecht zu handeln strebte, und das Böse, wie den Irrthum, als sei es etwas Gutes und Wahres sanktioniren wollte, im allerhöchsten Grade gefährlich und verderblich werden mußte. Es ist noch zu früh, die einzelnen Züge zu dem Gemälde dieses Mannes zu entwerfen; mehrere derselben sind bereits vor mehr als siebzehnhundert Jahren durch Tacitus gezeichnet worden, als er den Charakter des Tiberius darstellte, ein Bild, auf welches, auch von dieser Seite betrachtet, wir nicht genug aufmerksam machen können, da es Klarheit verbreiten mag über Vieles, was wir besonders in den letzten dreizehn Jahren erlebt haben.

Eine solche Natur, wie Napoleon, die, wenn wir so sagen dürfen, nur Ruhe finden konnte in der Unruhe, mußte nothwendig alles hassen, was in sich selber fest ruhte, und in einer Verfassung lebte, die durch uraltes Recht oder Entschiedenheit der Form sich auszeich-

nete. Darum haßte er England, darum das leider so oft von ihm überfallene Deutschland, darum ganz vorzüglich Preußen, dessen geistige Einheit und nothwendiges Ziel ihm gewiß niemals fremd sein konnte. Eine Zeit des höchsten Unglücks kam über Deutschland: denn Ausländer gaben, mit frecher Unkenntniß des Volkes, auf dem verwüsteten Boden des heiligen Vaterlandes Gesetze. Napoleon suchte die Kraft des Volks zu zerstückeln, und doch wieder zu seinem Vortheil zu vereinigen durch einen Bund, den eine traurige momentane Nothwendigkeit selbst manche der mächtigeren Deutschen Fürsten unterschreiben ließ. Da verzweifelten wohl Manche in dem hartverwundeten Deutschland; und die Stimmung wurde immer tiefer unglücklich, wenn man sich erinnerte, wie wenig günstig das Glück den Oestreichern gewesen war im Jahr 1805, wenn man sehen mußte die Leiden des folgenden Preußischen Krieges 1806 und 7; wenn man endlich auch 2 Jahre darauf die neuen Anstrengungen Oestreichs vereitelt und immer schwerere und engere Ketten für Deutschland bereitet sah. Aber für den tiefer Schauenden und Christlichgesinnten war jener Zustand nichts weiter als eine Prüfung der Kraft und des inneren Werthes, aus der er nur desto geläuterter hervorging. Man konnte den ganzen Inhalt der damaligen Zeit auf die grelle Spitze einer Frage stellen: „Giebt es einen Gott oder Teufel? oder beides? und wer wird am Ende siegen?“ Für den Christen lag in der Frage selbst schon die Antwort; aber auch nur für ihn; denn wohl konnte mancher schwache

menschliche Verstand irre werden in der Zeit und an der Zeit, und Dauerbarkeit zutrauen jenem unseligen Zustande, die er so oft, besonnen heuchelnd, verkündete. Was würde aber aus Deutschland geworden sein, wenn trübe Wehmuth, hingegebener Schmerz, oder gar resignirende Verzweiflung die herrschende Stimmung gewesen wäre? Aber das war sie keinesweges; im Gegentheil erhob sich gerade in diesem Elend bessere Kraft. Dem Deutschen half Religion, das Hinaufschauen zu seinen Ahnen und das Hineinschauen in die eigene Brust, wo er eine Tugend fand, wohl würdig jener Ahnen.

Vielleicht hatte kein Reich in ganz Deutschland so viel gelitten als Preußen, denn keines ward von dem Unterdrücker mehr gehaßt als Preußen. Nirgends aber verzweifelte man so wenig an Gott und an sich selbst als eben hier. Man ertrug gelassen die momentane Bedrängniß, stärkte sich immer mehr im Glauben und in der Hoffnung, so wie in der Liebe und in dem — Haß. In dieser Beziehung hatte alles nur Einen Sinn, Einen Geist, Eine Aussicht. Wie konnte es anders sein, in einem Staate, der nur auf Wissenschaft, Ehre und Tapferkeit gegründet ist? der seine Geschichtsbücher aufschlagen mochte wo er wollte, und nichts fand, als Wissenschaft, Tapferkeit und Ehre? Die Preußen blickten mit unendlicher Zuversicht auf ihren König, dessen reine Tugend, jedem Geschicke gewachsen, auch das Glück wieder hervorrufen mußte, das aus Deutschland entflohen zu seyn schien. Es erzeugte sich in ihnen allen der Gedanke, daß Preußen nie untergehen kann,

eben weil die Idee, durch die es geschaffen worden ist, nicht untergehen kann. Sie fanden, daß es immer höher sich erheben müsse weil es überhaupt in einem steten großartigen Werden begriffen ist, sie konnten nicht irren, weil sonst das ganze Leben Preußens ein Irrthum hätte sein müssen, und ein so kolossaler Irrthum eine reine Unmöglichkeit ist. In diesem Gedanken waren die Preußen vollkommen ruhig und warteten nur die Zeit ab, wo Gott selbst deutlich zu erkennen geben würde, daß nun die Zeit gekommen sei, wo die Idee, die an sich schon That ist, nun auch in erscheinende, und nach außen hin wirkende That sich umgestalten müsse. Sie kam, und Preußen gewährte ein Schauspiel, das, wenn Jahrtausende vorüber geflohen sind, das Gemüth der Nachkommen noch erfreuen und erheben wird. Es wurde geschlagen die Schlacht bei Lützen, und der schon früher geweihte Boden wurde noch heiliger geweiht, denn außer Herrmanns Schlacht giebt es wohl keine die mit einem größeren Gedanken begonnen und ausgeführt wurde, als diese und die folgenden. Sollen wir die 40 bis 50 Schlachten und Treffen alle nennen, in denen der Feind des Guten besiegt wurde? und wo der Blick so gern verweilt, bei Culm, bei der Katzbach, Jüterbock, Leipzig u. s. w.? und, wenn wir bei ihnen verweilen, wird es uns nicht klar wie reinstes Sonnenlicht, daß nur die Idee des Guten so siegen konnte?

Wer aber war es, der diese Idee stets so ganz rein, und in ihrer ganzen Kraft, so lange er unter uns

wirkt, in Wort und That vollendet hingestellt hatte? — Die Antwort und der Name des edeln Fürsten ruht tief in dem Herzen jedes Preußen.

Auch Preußen hat Zeiten gehabt, in die ein ausländischer Geist sich drängte, Zeiten, in denen trostloser Unglaube, und das Herabziehen des Himmlischen zur gemeinen Begreiflichkeit, nicht fremd dem Lande war, Zeiten, in denen Zweifel und Verneinungen die selige Gewißheit des Glaubens zu überwältigen drohten. Aber sie sind fast spurlos vorübergegangen, und sie die nur in eine gewisse Periode des achtzehnten Jahrhunderts fielen, können nie wieder kommen, denn klar und allgemein anerkannt worden ist ihre Nichtigkeit; und während die wenigen, welche irrten, den Irrthum längst verschmäht haben, umfassen alle mit desto tieferer Liebe wieder die ewige Säule der Wahrheit und der Religion. Er, dessen Name in unserer Brust steht, gab das erhabene Beispiel frommer Kraft, strenger Sittlichkeit und tiefer Milde, und so steht Preußen auf ewig gesichert da, denn Wissenschaft, Ehre und Tapferkeit stehen über der Zeit, und vermögen deshalb jede Zeit zu besiegen.

So lasset uns denn schließen mit dem stillen Gebet, das jeder Preuße mit dem innigsten Gefühle ausspricht: Gott erhalte, Gott segne den König.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bothe, Dr. F. H., Grundzüge der Metrik. Nebst einer freimüthigen Beurtheilung der Seidlerischen Schrift de versibus dochmiacis. gr. 8.

Heinsius, Theod., Schulkalender auf das Jahr 1815, oder Tage- und Taschenbuch für Rektoren, Schulinspektoren, Vorsteher und Lehrer an Gelehrten- und Volksschulen, zur Erleichterung und nützlichen Führung ihres Geschäfts. Zweiter Jahrgang.

Kley, E., Catechismus der mosaischen Religion, 8. 8 gr.

Krause, K. C. F., die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurer-Brüderschaft rc. 2 Bde. gr. 8. 7 thl. 20 gr.

Krausii, Dr. C. C. F., Oratio de scientia humana et de via ad eam perveniendi. 8. 1814. 6 gr.

Lürmann, P. F., das Ringerbuch des berühmten Faustfechters und Ringer Nicolaus Petter, 8. 4 gr.

Mehring, E. Th., der Kampf der Freiheit oder das Jahr 1813. Ein Heldengedicht in vier Gesängen nebst Epilog. 8. 1 thl. 8 gr.

Meinecke, A., curae criticae in comicorum fragmenta ab Athenaeo servata, 8 maj. 10 gr.

Pappelbaum, G. Th., (ad D. Nicolai Berol. diaconus) Codicem Novi Testamenti Graeci, Apostolorum acta et epistolas continentem, Berolini in Bibliotheca Viri Generalissimi H. F. de Diez, Potentissimo Regi Borussorum a consiliis intimis et legationibus, asservatum descripsit, contulit, animadversiones criticas adjecit. 8. maj.

Sphinx und Clio, oder Sammlung der besten und neuesten Räthsel, Charaden, Logogriphen und Anagrammen rc. 12. 20 gr.

Sphinx und Harmonia, oder Samml. noch nirgends abgedruckter Räthsel, Charaden, Logogriphen u. Anagrammen rc. 20 gr.

Weil, M. E., Einsegnung eines Israelitischen Knaben am 8ten des Monats Ijar 5564 d. jüd. Zeitrechnung. Nebst einem Vorwort zur Beherzigung von E. Kley, 8. 6 gr.

Zeune, A., Geschichte der Erdkunde. Nebst 6 Charten. 8.

Zimmermann, C. G., Anfangsgründe der Geometrie. Als Anleitung zu einem gründlichen Studium der Mathematik. zweite Auflage. gr. 8. 1 thl. 8 gr.

Bayerische Staatsbibliothek München

H. HEINRICH
Buchbinderei
8303 Rotten
Tel. 0878

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Horn, Franz,

Das Leben Friedrich Wilhelms, Kurfürsten von Brandenburg

Berlin 1814

Bor. 99 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10013247-8